# C. M. Wielands

# sämmtliche Werke.

---

Zweiunddreißigster Band.

---

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1857.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

# Vermischte Schriften.

# Inhalt.

# Gespräche

## unter vier Augen.

---

1798.

# Verzeichniß
## der Gespräche unter vier Augen.

# Vorbericht.

Gespräche unter vier Augen sind ordentlicherweise nicht bestimmt das Publicum zum Zuhörer zu haben. Ein paar Freunde, die allein zu seyn glauben, besorgen weder mißverstanden noch unredlich gedeutet zu werden; jeder spricht wie er denkt, und ist versichert, daß sein Freund, wenn er auch nicht immer seiner Meinung ist, oder den Gegenstand, wovon die Rede ist, in einem andern Licht oder von einer andern Seite betrachtet, ihm wenigstens eben dieselbe Gedankenfreiheit zugesteht, wozu er sich selbst berechtigt hält.

Aber auch ohne diese Rücksicht liegt schon in der Natur eines Gesprächs unter vier Augen eine gewisse Sicherheit, die bei keinem andern stattfindet, ja bei einem bloßen Selbstgespräche kaum größer seyn kann, und man spricht da unfehlbar manches, was in Gegenwart eines Dritten entweder gar nicht, oder doch nicht so freimüthig und unzurückhaltend gesprochen worden wäre.

Wahrscheinlich muß also ein unvermutheter Lauscher an der Wand, dem die Kunst geschwind zu schreiben oder ein ungewöhnlich glückliches Gedächtniß zu Dienste stand, an den gegenwärtigen vertraulichen Unterredungen heimlich Theil genommen, und ein gutes Werk zu thun vermeint haben,

wenn er den Gedanken der redenden Personen, an welchen er den unverkennbaren Charakter der Wahrheitsliebe, Mäßigung und Wohlgesinntheit zu erkennen glaubte, einen dauerhaftern Leib gäbe, als die luftige Hülle, in welcher bloß gesprochne Worte, sollte ihr Inhalt auch ewig zu dauern verdienen, eben so schnell als sie gehört werden, in dem Ocean zerfließen, der seit Jahrtausenden so unendlich viel Weisheit und Thorheit unwiederbringlich verschlungen hat, ohne die geringste Spur davon zurück zu lassen.

Der unsichtbare Lauscher konnte seinen Einfall um so leichter bewerkstelligen, da alle diese Gespräche auf dem Landsitze eines der Interlocutoren unter einer dichten Sommerlaube gehalten wurden, welcher man sich aus dem benachbarten Gebüsche ohne bemerkt zu werden nähern konnte.

Wie es aber auch damit zugegangen seyn mag, so bleibt, auf alle Fälle, der Herausgeber allein für die öffentliche Bekanntmachung verantwortlich, und nimmt die Pflicht, seine anspruchlosen und nichts Böses besorgenden noch bezweckenden Freunde im Nothfall zu vertreten, um so williger auf sich, da er sich versichert hält, daß diese Gespräche schwerlich einen einzigen unbefangenen Leser finden werden, der im Ernste wünschen könnte, daß sie weder aufgeschrieben noch gedruckt seyn möchten.

Quid dulci voveat nutricula majus alumno,
Quam sapere et fari quod sentiat?

*Juvenal.*

# I.

## Was verlieren oder gewinnen wir dabei, wenn gewisse Vorurtheile unkräftig werden?

---

Sinibald. Darf man fragen, Geron, was deinen inwendigen Menschen so stark beschäftiget, daß ich schon eine gute Weile vor dir stehe, bevor du mich gewahr wirst?

Geron. Das solltest du wohl schwerlich errathen, Sinibald.

Sinibald. Vielleicht doch! Arbeitest du etwa an einer neuen Constitution für die Westfranken?

Geron. Die wird sich wohl bald genug von selbst machen!

Sinibald. Oder an Berichtigung der Bedingungen, unter welchen die monarchische Regierungsform der republicanischen oder diese jener vorzuziehen sey?

Geron. Eben so gern möcht' ich einen hölzernen Bock melken, oder mit einem Haarsieb Wasser ins Faß der Danaiden schöpfen. Du weißt, wie ich über diese Dinge denke. Das ganze Weltall ist, meiner Meinung nach, eine Monarchie, und, mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, gewiß die beste, die man je sehen wird. Dieß vorausgesetzt, möchten

die Bedingungen, unter welchen auch auf diesem kleinen oder großen Sonnenstäubchen, das uns zu bewohnen und zu bearbeiten eingeräumt ist, die einköpfige Regierungsform vor der vielköpfigen den Vorzug behauptet und ewig behaupten wird, ziemlich leicht zu finden seyn. Aber für wen und wozu sollte ein Mann von neuem thun, was seit Plato und Aristoteles von so vielen Hunderten vergebens gethan worden? Laß die Philosophen reden oder schweigen, die Welt geht ihren Gang: „die Könige regieren, und die Richter sprechen das Recht." —

Sinibald. Aber wie?

Geron. Das ist eine andere Frage. Ich denke, wie sie wollen, oder, so gut sie können.

Sinibald. Mit beidem ist der Welt bisher nicht viel gedient gewesen.

Geron. Was willst du? Alles geht wie es kann; und wiewohl es durch so seltsame Krümmungen und Schneckenlinien geht, daß wackre Leute sich dadurch haben verleiten lassen, zu glauben, die ganze Schöpfung, und die arme Menschheit mit ihr, drehe sich, wie ein blinder Gaul in einer Roßmühle, ewig in einem und eben demselben Kreise herum, so fällt es doch, däucht mir, von einem Jahrhundert zum andern ziemlich stark in die Augen, daß es vorwärts geht; und so hoffe ich denn zu Gott, es werde sich am Ende finden, daß alles gegangen sey, wie es der Monarch und alleinige oberste Director der einen und unzertrennbaren Republik des Weltalls haben wollte, und der große Zweck —

Sinibald. Verzeih', daß ich dir ins Wort falle, Geron! Der große Zweck der Menschheit (denn, was über diese geht, ist über unserm Horizont) kann doch wohl kein andrer seyn, als das Menschengeschlecht, dem dieser Planet zu verwalten und zu benutzen gegeben ist, von Stufe zu Stufe endlich so

weit zu bringen, daß alle Menschen nur Eine Familie ausmachen, die keinen andern Regenten habe (und, wenn sie erst so weit gekommen wäre, keines andern bedürfte) als die allgemeine Vernunft, und also zugleich die reinste und vollkommenste Monarchie, und die freieste, wohlgeordnetste und glücklichste Republik wäre, die sich nur immer denken läßt.

Geron (lächelnd). So weit mit dir vorwärts zu fliegen, guter Sinibald, sind meine Schwungfedern nicht mehr elastisch genug. Ich kenne dermalen nur Eine Republik, die gerade das ist, was sie seyn soll —

Sinibald. Und die wäre —?

Geron. Die, von welcher du und ich Mitglieder sind, und die, Dank ihrer Unsichtbarkeit! in, mit und unter allen Monarchien, Tetrarchien und Anarchien, Aristokratien, Demokratien, Gynäkokratien und Hierokratien, ihren stillen Gang fortgeht, und so lange fortgehen wird, bis entweder die goldne Zeit, von der du sprachst, gekommen seyn wird, oder der allgemeine Brand, womit die Stoiker unsern Erdball bedrohten, dem ganzen bisherigen Wesen und Unwesen ein Ende machen, und eine neue verglasete Schöpfung hervorbringen wird, über deren vermuthliche Beschaffenheit, und was für eine Constitution sich wohl für glasartige Menschen am besten schicken möchte, wir uns die Köpfe nicht zerbrechen wollen.

Sinibald. Darüber sind wir einverstanden. Aber auf diesem Seitenwege hätten wir bald vergessen, daß du mir meine Frage noch nicht beantwortet hast.

Geron. Und was war es denn gleich? — Ja, nun besinne ich mich — du wolltest wissen, womit meine Gedanken beschäftigt waren, als du hereinkamst. So rathe denn!

Sinibald. Wenn es nicht eine allgemeine Friedensstiftung oder der Stein der Weisen ist, so geb' ich's auf.

Geron. Nun, so wisse denn, Bruder! — ich arbeite — erschrick nicht! — an einer Apologie der Vorurtheile.

Sinibald. Du? an einer Apologie der Vorurtheile? — Das gesteh' ich! da hätt' ich lange rathen können, eh' ich auf eine so seltsame Möglichkeit gefallen wäre! — Nun ja freilich sind die Gegenstände, worüber sich etwas Neues sagen läßt, ziemlich verbraucht, und so kann es sich ja wohl ereignen, daß ein Ehrenmann, der nichts anders zu thun hat, in die Versuchung gerathen mag, sich selbst und die Welt mit Paradoxen zu unterhalten, um zu sehen, wie weit es ihm gelingen könne einer Ungereimtheit den Schein der Wahrheit zu geben.

Geron. Dieß wäre denn doch nicht der Fall, lieber Sinibald. Denn, wofern ich auch nichts Besseres zu thun wüßte, hab' ich nicht Kinder um mich, mit denen ich — spielen könnte? Oder kann ich nicht schlafen? Oder, wenn alles andre fehlt, mir wie Horaz helfen und — Verse machen?

Sinibald. Das wäre vielleicht nicht das Schlimmste, was du thun könntest.

Geron. Vielleicht, wenn ich Verse machen könnte wie Metastasio, der das beneidenswerthe Talent besaß, zu jeder Tages- oder Nachtszeit, bei jedem Wetter, in jeder Gemüthsstimmung, über jeden Gegenstand, und auf jede Veranlassung, sogar auf allerhöchsten Befehl, sehr schöne Verse zu machen. — Und doch, wenn mich die Feen auch mit dieser seltnen Gabe begabt hätten, würde ich meine Apologie der Vorurtheile nicht in Versen schreiben; — und gerade deßwegen, weil es mir dabei um nichts weniger zu thun ist, als, wie du meinst, mit der eiteln Kunst, paradoxen Sätzen den Schein

neu entdeckter Wahrheiten zu geben, groß zu thun. Die schlichteste Prose, und wenn sie noch prosaischer seyn könnte als Xenophons, ist, däucht mir, gerade das rechte und einzig schickliche Vehikel, wenn es darum zu thun ist, alte Wahrheiten gegen die Täuschungen des Witzes und die Sophismen einer falschen oder fälschlich angewandten Philosophie in den Schutz zu nehmen. Denn daß du ja nicht etwa neue unerhörte Dinge von mir erwartest, über eine Materie, die, ihrer Natur nach, der ausgesogenste aller Gemeinplätze ist —

Sinibald (lachend). Um so viel größer wäre die Ehre, auf einem so magern und zerstampften Boden noch irgend ein oder anderes Blümchen oder Kräutchen auszufinden, das den Thieren, die ihn einige Jahrhunderte lang abgefreßt haben, entgangen wäre.

Geron. Laß uns ohne Bilder sprechen, Sinibald. Die gemeinnützigsten Wahrheiten sind alt, und eben darum, weil sie alt sind, wirken sie wenig. Es mag wohl einiges Verdienst dabei seyn, wenn man sie unter irgend einer neuen gefälligen Gestalt wieder in Umlauf zu setzen weiß: aber mir däucht, dieser Kunstgriff thut selten eine andere Wirkung, als daß man sich an der neuen Einkleidung ergötzt, wenn sie gefällig ist, ohne daß die alte Wahrheit selbst dadurch in größre Achtung kommt.

Sinibald. Ich habe doch wohl eher gesehen, daß eine neüe Perrüke einen alten wurmstichigen Herrgott, oder ein neuer Anzug eine in Verfall gekommene Mutter Gottes in einer Dorfkirche wieder zum Gegenstand der eifrigsten Andacht bei unserm guten Landvolke machte.

Geron. Das mag bei alten Idolen angehen, Freund; aber ich zweifle sehr, ob es mit alten Wahrheiten eben dieselbe Bewandtniß habe. Wahrheit, mein Lieber, ist, wie du

weißt, so sehr für den gesunden Menschenverstand, und dieser so ganz für jene gemacht, daß sie für ihn gar keines Auffrischens und Herausputzens bedarf; je nackter sie ihm dargestellt wird, je gewisser ist sie, ihn einzunehmen. Das Uebel ist nur, daß das reine Gold der Wahrheiten, von welchen hier die Rede ist, durch die Länge der Zeit, durch die Veränderungen der Umstände, und durch die natürlichen Folgen der menschlichen Gebrechlichkeit, nach und nach so sehr mit schlechtem Metall vermischt und verfälscht wurde, daß es endlich aufhörte Gold zu seyn, und von dem, was es ursprünglich war, nur noch den Namen behielt. Und dieser Name ist es denn, wodurch der große Haufe betrogen wird, der in seiner Einfalt gewohnt ist die Zeichen mit den Sachen zu verwechseln, und unter der Gewähr des Namens sich verfälschte Waare für ächt aufhängen zu lassen.

Sinibald. Nur zu wahr! Aber was werden die Vorurtheile, die du in deinen Schutz nehmen willst, durch dieses Gleichniß, und den Satz, den du dadurch erläutern willst, gewinnen?

Geron. Das eräthst du nicht, Sinibald? So stelle dir Wahrheiten und Vorurtheile als eine große Menge goldner Münzen von allerlei Schwere, Gehalt und Jahrzahl vor, wovon einige ächt, andere falsch, die meisten aber mit mehr oder weniger Kupfer dergestalt vermischt wären, daß bei vielen sich nur die Hälfte, bei andern nur der dritte oder vierte Theil reines Gold befände. Laß uns ein Land annehmen, worin diese ungleichartigen Goldmünzen, unter der Gewähr eines gesetzmäßigen Stempels, alle für ächt gälten, und erlaube mir noch (zum Behuf der Anwendbarkeit meines Gleichnisses) zwei Umstände vorauszusetzen: erstens, daß die stufenweise Verschlechterung dieser Münzen nach und nach in

gewissen Zeitpunkten vorgegangen, und zweitens, daß alles Gold, das sich in diesem Lande befinde, in der besagten Masse gemünzten Goldes stecke. Nun laß uns annehmen, das Volk dieses Landes hätte sich lange Zeit mit dieser Münze beholfen, ohne die Verfälschung gewahr zu werden; es träte aber endlich eine Zeit ein, da die Ungelegenheiten einer solchen Münzverfassung sich täglich immer stärker verspüren ließen, und also dem Volk viel daran gelegen wäre, daß dem Uebel je eher je lieber abgeholfen würde: was, meinst du, sollte wohl eine weise Regierung in einem solchen Falle zu thun haben? — Die geringhaltige Münze auf einmal außer Curs zu setzen, würde eine höchst nachtheilige Stockung in Handel und Wandel verursachen, und einen Theil des Volkes auf einmal um sein ganzes Vermögen bringen. Man dürfte sie also nicht anders als nach und nach, so unmerklich als möglich, aus dem Umlauf nehmen, um sie in der Münze, nach vorgängiger Scheidung, zu Goldstücken von ächtem Gehalt umzuprägen. Damit aber der Schade, der aus dem fortwährenden Umlauf einer Masse von Goldmünzen, die bisher an Zahlungswerth gleich, und doch so ungleich an reinem Gehalt wären, so viel möglich verhütet würde, wäre wohl kein ander Mittel, als diese Münze scharf probiren zu lassen, dann zu sortiren, und den äußern Preis einer jeden Sorte nach und nach auf den Befund ihres innern Werthes herabzusetzen; da sie dann immerhin noch so lange circuliren möchten, bis man sie ohne sonderlichen Nachtheil gänzlich außer Curs setzen, und gegen vollgültige Stücke auswechseln könnte. Dünkt dich nicht, Sinibald, daß dieß in dem vorausgesetzten Falle die Verfahrungsweise einer jeden verständigen Obrigkeit seyn würde?

Sinibald. Ich sehe, wo du hinaus willst, Geron, aber

nicht, wie du bei der Anwendung deines Gleichnisses bestehen wirst. Da ich dir so viele Voraussetzungen erlauben mußte, so ist nicht mehr als billig, daß du mir eine einzige gestattest.

Geron. Von Herzen gern, und mehr als Eine, wenn du ihrer nöthig hast.

Sinibald. Ich denke mit dieser einzigen auszureichen. Gesetzt also, es fände sich glücklicherweise irgend ein großmüthiger Adept, der sich erböte, deinem mit verfälschter Münze überladenen Volke auf einmal davon zu helfen, indem er ihnen, ohne sich darum zu bekümmern, wie viel Karate feines Gold mehr oder weniger in ihren unächten Ducaten stecken möchten, für jedes geringhaltige Stück ein vollhaltiges von gleichem Zahlungswerth, ohne allen Aufwechsel oder Abzug geben wollte: würdest du deine Leute nicht für ausgemachte Thoren erklären müssen, wenn sie sich eines so vortheilhaften Tausches aus dem lächerlichen Grunde weigerten, „es wäre doch immer ein Achtel oder Sechstel oder Drittel feines Gold in ihrer Münze, dessen sie sich berauben würden, wenn sie das Anerbieten des Adepten stattfinden ließen?"

Geron. Dacht' ich's nicht, sobald ich dich mit deinem großmüthigen Adepten kommen sah! Ich wäre also deinem weisen Meister noch vielen Dank dafür schuldig, daß er mir die Mühe des Scheidens ersparte, die nun gerade nicht so kurzweilig ist, daß man ihrer, wenn es seyn könnte, nicht lieber überhoben wäre? Aber laß dir sagen, lieber Sinibald, daß mein Volk, glücklicher — oder (in deiner Hypothese) unglücklicher Weise, keinen Glauben an deinen Goldmacher hat; daß es seinem philosophischen Golde nicht traut, und aus Furcht, für gutes natürliches Gold, wovon doch immer noch

ein Theil in seinen gewohnten Münzen steckt, eine Composition von gar keinem Werthe zu empfangen, lieber das Gewissere spielen, und das seinige, wie wenig es auch sey, behalten, als Gefahr laufen will, beim Erwachen aus einem Traum voll goldner Berge nach Luft zu greifen und nichts zu haben.

Sinibald. Desto schlimmer für dein Volk, daß es so mißtrauisch ist, wo es in der That nichts zu fürchten und so viel zu gewinnen hat!

Geron. Das würdest du ihm nicht sehr übel nehmen, wenn du bedächtest, wie oft es schon von Schatzgräbern und Sonntagskindern betrogen worden ist, die sich für große Adepten ausgaben, und am Ende doch nur als Meister in der Kunst, einfältigen Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken, befunden wurden.

Sinibald. Du wirst so billig seyn, lieber Geron, meinem Adepten zuzutrauen, daß es ihm weder an Willen noch an Vermögen fehlt, alle, die nicht aus unverzeihlichem Eigensinn Augen und Ohren vor ihm verschließen, zu überzeugen, daß sein philosophisches Gold wahres Gold von vierundzwanzig Karaten ist. Aber auch ohne das würde dein Volk, wenn ich dich recht verstanden habe, wenig bei meinem weisen Meister wagen.

Geron. Wie so?

Sinibald. Von dem Augenblick an, da es unter dem Volke bekannt worden ist, daß sich unter der circulirenden Goldmasse eine Menge falscher und sehr geringhaltiger Stücke finden, wird sich natürlicher Weise auch ein Mißtrauen verbreiten, das dem ehmaligen blinden Glauben des Volks an seine Münzen um so mehr Abbruch thun wird, da das Gerücht und die Einbildung bei solchen Gelegenheiten das Uebel

immer zu vergrößern pflegen, und es überdieß nicht an Leuten fehlen wird, die aus Neugier oder Gewinnsucht, oder aus welchem andern Beweggrund es seyn mag, sich die Mühe geben werden, die verdächtigen Münzen zu probiren, und dem Publicum, durch ihre Berichte und Warnungen, auch gegen die bessern Mißtrauen beizubringen. Laß uns, um eher zum Ziele zu kommen, sogleich die Anwendung dieses Gleichnisses auf den Gegenstand unsers Gespräches machen. Du verstehest unter den verschiedenen Goldmünzen, die von alten Zeiten her unter deinem Volke herumlaufen, Wahrheit, Irrthum und Vorurtheile: Wahrheit ist das feine Gold, Irrthum die falsche Münze, die Vorurtheile die geringhaltigen Stücke, welche mehr oder weniger werth sind, je nachdem mehr oder weniger von jener oder diesem darunter befindlich ist. So lange das Volk die letztern für wahr hält, weil ihm nie eingefallen ist an ihrer Aechtheit und Gültigkeit zu zweifeln, so sollen sie (wie ich dir einstweilen unpräjudicirlich zugeben will) ungefähr die nämliche Wirkung thun, als ob sie durchaus wahr wären. Aber wie lange wird das dauern? Gewiß nicht länger als die Leute von niemand in diesem ihrem Glauben gestört werden. Laß sich einmal eine Anzahl angeblicher Scheidekünstler hervorthun, die sich ein Geschäft daraus machen, die Vorurtheile und Meinungen des Volks auf die Capelle zu bringen, und ihren wahren reinen Goldgehalt öffentlich anzuzeigen: von dieser Stunde an fängt auch das Gebäude an zu schwanken, das bisher auf einem so lockern Grunde ruhte. Diese Wirkung wird zwar nicht sogleich merklich seyn; aber einem aufmerksamen Beobachter werden die Zeichen der Veränderung nicht entgehen, die in dem Glauben, den Gesinnungen und den Sitten des Volks vorgeht, wiewohl das Uebel oft ziemlich lange im Stillen um sich greift,

und daher, wenn es endlich zum Ausbruch kommt, Leute, die alles immer nur aus der nächsten Ursache erklären wollen, in mächtiges Erstaunen setzt.

Geron. Nur zu wahr! Und gerade diese Erfahrungssache ist es, was mich immer gegen die unzeitigen und unbehutsamen Volksaufklärer aufgebracht hat.

Sinibald. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Leute Schaden thun: aber ich sehe nicht wie du das verhüten willst; es wäre denn, du gedächtest dich für die Meinung der Königin Semiramis in den Göttergesprächen zu erklären, und darauf anzutragen, daß das Licht, das dem menschlichen Verstande durch die Cultur der Wissenschaften aufgeht, gleich dem heiligen Feuer der Vesta, ausschließlich in der Verwahrung eines besondern Ordens seyn sollte, der, unter Oberaufsicht der Regierung, dem Volke nur gerade so viel davon zutheilen dürfte, als seine Obern für gut fänden.

Geron. Nicht, als seine Obern für gut finden, sondern als dem Volke wirklich gut und heilsam ist.

Sinibald. Und wer soll darüber entscheiden, wie viel Licht dem Volke gut und heilsam ist? Doch wohl seine Obern? Oder wem wolltest du es sonst auftragen? Wenn du es den Aufklärern überlassen wolltest, so werden sie eines von beiden thun: entweder sich selbst in ihrem Geschäfte keine Gränzen setzen, oder sich um die Gebühr mit den Obern einverstehen, das arme Volk in Dummheit und Unwissenheit zu erhalten, weil man doch nun einmal in dem Wahne steht, daß ein unwissendes Volk leichter zu regieren sey als ein aufgeklärtes.

Geron. Die Erfahrung zeugt in unsern Tagen so laut vom Gegentheil, daß ich gewiß bin, die Zeit ist nahe, da man von diesem armseligen Wahn auf ewig zurückkommen wird. Der erste große Fürst, der Verstand und Kenntniß

der menschlichen Natur und der menschlichen Dinge genug haben wird, um überzeugt zu seyn, „daß gesunder Verstand allen Menschen, den niedrigsten wie den höchsten, unentbehrlich ist um — Menschen zu seyn," und der dieser Grundmaxime in allem ohne Ausnahme gemäß handeln wird, wird durch sie allein, ohne die geringste Erschütterung, still und unvermerkt, wie die Natur in ihren wohlthätigsten Wirkungen zu verfahren pflegt, eine große, in ihren Folgen unendlich nützliche Verbesserung in seinem Staate bewirken, und dann aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß keine Regierung sicherer, fester und weniger Reibungen und Stockungen unterworfen ist, als die Regierung über ein zum gesunden Verstand reif gewordenes Volk. Von der Wahrheit dieser Maxime ist bereits jedermann theoretisch überzeugt; und es bedarf nur noch ein einziges, großes, stark in die Augen leuchtendes Beispiel, so wird in weniger als zehn Jahren kaum noch — der Bey von Tripoli über Barbaren und Sklaven herrschen wollen.

Sinibald. Bravo! So wären wir ja einverstanden. Aber wo bleibt da die Apologie der Vorurtheile?

Geron. Die geht ruhig ihren Gang fort, Sinibald.

Sinibald. Du scherzest. Was hätte denn gesunder Verstand mit Vorurtheilen zu schaffen? Von dem Augenblick an, da ein Volk zum gesunden Verstand reif geworden ist, wie du es nennest, hat es keine Vorurtheile mehr, und bedarf keiner mehr.

Geron. Aber, mein lieber Sinibald, das mußt du doch so gut wissen als ich, daß wir und jedes andere Volk auf diesem Erdenrunde noch ziemlich weit von diesem glücklichen Zeitpunkt entfernt sind. Wahrlich, bevor wir dieses große Ziel erreichen, werden noch allerlei Anstalten getroffen werden

müssen; und gerade an denen, die uns allein so weit bringen können, fehlt es noch am meisten. Bis dahin, mein Freund, werden wir wohl thun, unsern schreibseligen Weltverbesserern zu empfehlen, daß sie gewisse Vorurtheile unangetastet lassen; und unsre Obern werden bloß ihre Schuldigkeit thun, wenn sie die Herren, die nicht auf guten Rath hören wollen, ein wenig auf die Finger klopfen.

Sinibald. Ich sehe wohl, daß ich mir vor allen Dingen eine kleine Erklärung von dir ausbitten muß, was das für gewisse Vorurtheile sind, zu deren Unverletzlichkeit ein so wohldenkender Mann wie du seine Stimme so fest entschieden gibt?

Geron. Vor allen Dingen will ich dir eine kleine Geschichte erzählen, wenn du Geduld hast sie anzuhören.

Sinibald. Sehr gern.

Geron Es war einmal ein Mann, der sich viele Mühe gegeben hatte, ein guter Arzt zu werden, und dem es so wohl gelungen war, daß der Ruf seiner Geschicklichkeit und seiner glücklichen Curen in alle Lande ausging. Dieser Ruf kam endlich auch bis zu den Ohren der Herren Bürgermeister und Rath des durch den berühmten Jean Paul nicht weniger berühmt gewordenen Reichsdörfchens oder Städtchens Kuhschnappel; und da sie eben eines Stadtarztes benöthigt waren, so wurden sie einig, den besagten Arzt unter ziemlich annehmlichen Bedingungen an diese Stelle zu berufen. Dieser mochte sich aus der Geschichte des berüchtigten Armen-Advocaten Siebenkäs eine Vorstellung von der löblichen Reichsstadt Kuhschnappel gemacht haben, die ihm von einigen Jahren Aufenthalt daselbst eine reiche Ernte neuer Beobachtungen zu Beförderung der Menschenkunde und Menschenliebe und zu Vermehrung seiner medicinischen Kenntnisse versprach. Kurz,

er nahm den Ruf an, und fand an seinen neuen Patienten, besonders denen vom dritten Stande, ein wohlgesinntes Völkchen, das ihn, auf seinen bloßen Ruf und sein ehrliches Gesicht hin, mit einem Enthusiasmus aufnahm, der kaum größer hätte seyn können, wenn er bereits einige Duzend wichtige Curen an ihnen verrichtet gehabt hätte. Die guten Leutchen ließen sich's nicht einfallen, den Grund oder Ungrund dieses Rufs zu untersuchen. Alles was die Natur oder ein glücklicher Zufall zu Genesung der Kranken that, schrieben sie treuherzig ihrem Aesculap zu; aus jedem von ihm geheilten Schnupfen, Husten oder Verdauungsfieber machten sie eine Wundercur, unterwarfen sich allen seinen Vorschriften blindlings, verschluckten mit dem gewissenhaftesten Gehorsam alle seine Pillen, Pulver und Tränkchen, und behaupteten gegen alle durchreisenden Fremden, daß seinesgleichen nirgends gefunden werde. Bei diesem auf lauter Vorurtheilen gegründeten Glauben an ihren geschickten und sorgfältigen Stadtarzt hatte sich nun der Senat und das Volk von Kuhschnappel eine geraume Zeit wohl befunden; als ein naseweiser junger Patricier des Orts, der unter seinen Mitbürgern für einen großen Kopf galt, auf den Einfall kam, eine Art Satyre gegen Aerzte und Arzneikunst herauszugeben, worin er zwar nicht in Abrede seyn wollte, daß der Poliater von Kuhschnappel ein sehr großer Arzt sey, aber nur behauptete, an der Arzneikunst selbst sey ganz und gar nichts; es gebe entweder gar keine Heilkräfte in der Natur, oder wenigstens wüßten die Menschen sie weder zu finden noch anzuwenden: die Aesculapische Kunst hätte von ihrer Erfindung an unendlich mehr geschadet als genutzt; kurz, das ganze Medicinalwesen sey eitel Charlatanerie und Quacksalberei, und nicht um ein Haar besser als die Kunst aus dem Kaffeesatze zu weissagen, Träume zu deu=

ten und auf der Ofengabel nach dem Blocksberge zu reiten. Das Schriftchen machte Aufsehen und erregte anfangs ziemlich allgemeinen Unwillen. Aber der junge Volksaufklärer war aus einem der ersten Häuser in Kuhschnappel, hatte so viele Väter, Oheime, Schwäger, Vettern und Gevattern im kleinen und großen Rath, und war ein so fertiger Meister in allen kleinstädtischen freien Künsten, daß er in kurzer Zeit einen Anhang bekam, unter dessen Uebergewicht der Stadtarzt und seine Freunde endlich erliegen mußten. Zusehends fiel nun das Ansehen des Mannes, den man vor wenig Jahren für einen Wunderthäter ausgerufen hatte; seine Vorschriften wurden schlecht befolgt, seine Arzneien entweder unordentlich oder gar nicht eingenommen: und man gebrauchte heimlich Pfuscher und Quacksalber, die immer wieder verdarben was er gut machte. Jetzt mißglückte ihm eine Cur nach der andern; aber er allein mußte die Schuld tragen. Starb ein Kranker, weil er nicht länger leben konnte, oder weil er das Opfer seines Eigensinns und des thörichten Benehmens der Seinigen wurde, so mußte ihn die Arzneiwissenschaft und der Stadtarzt getödtet haben. Aus Veranlassung einer epidemischen Krankheit, die in kurzer Zeit den vierten Theil der Einwohner wegraffte, wurde das Uebel endlich so arg, daß ein Hochedler Rath sich nothgedrungen fand, den lange nicht geachteten Beschwerden des Stadtarztes Gehör zu geben, und, nach vielen unnöthigen Untersuchungen, Deputationen, Relationen und Debatten, endlich ein Decret ergehen zu lassen, wodurch den sämmtlichen Einwohnern der Stadt und Landschaft Kuhschnappel bei hoher Strafe anbefohlen wurde, von nun an wieder an den Stadtarzt zu glauben, und in kranken Tagen sich ganz allein an ihn und seine Vorschriften zu halten. Aber an eben dem Tage, da diese Verordnung publicirt

wurde, ließ der witzige Patricier ein Possenspielchen auf dem Kuhschnapplischen Nationaltheater aufführen, worin die Aerzte und ihre Kunst durch alle Prädicamente lächerlich gemacht wurden. Diese Posse, der das Rathsdecret zur Folie diente, erhielt nun einen desto lebhaftern Beifall; das Stück mußte einigemal hinter einander gespielt werden, und in wenigen Tagen hörte man den Rundgesang, womit es schloß, auf allen Gassen singen. Der Stadtarzt wurde des Handels endlich überdrüssig; seine Menschenkunde hatte sich in Kuhschnappel, wiewohl auf Unkosten der Menschenliebe, ansehnlich vermehrt, und es war da weiter nichts mehr zu thun noch zu lernen übrig. Er zog also von dannen, und bekam einen privilegirten Pfuscher zum Nachfolger, der zwar Mittel fand, sich den bisherigen Widersacher seines Ordens durch eine wohlgetroffene Eheverbindung mit einer verschimmelten Base günstig zu machen, und dem es daher an Unterstützung von Seiten einer hohen Obrigkeit nicht fehlte: aber die Kuhschnappler hatten nun einmal den Glauben an die Arzneiwissenschaft verloren; und da die obern Classen des Staats dem Volke hierin selbst bei jeder Gelegenheit mit bösem Beispiel vorgingen, so blieb die einmal eingerissene Unordnung mit allen ihren schädlichen Folgen ein unheilbares Uebel bis auf diesen Tag, und — mein Mährchen ist zu Ende.

Sinibald (lächelnd). Ich statte dir dafür den gebührenden Dank ab, mein lieber Sokrates; und um dir die Mühe zu ersparen, durch eine lange Reihe kleiner hinterlistiger Fragen, die ich mit möglichster Einfalt zu beantworten hätte, nach Platonischer Art und Kunst, mich am Ende auf den Punkt zu bringen, wo du mich haben willst, will ich lieber den Kern aus deinem Mährchen sogleich selbst herausknacken, und gestehe dir also von ganzem Herzen zu: daß es mehr als

Abderitische und Kuhschnapplische Thorheit ist, wenn unsre Obern, nachdem sie das Fundament der Vorurtheile, worauf der Glaube des Volks an ihr Ansehen und die Unverletzlichkeit ihrer Personen, nebst seinem Glauben an die eingeführte Religion, an eine göttliche Bestätigung des Unterschieds zwischen Recht und Unrecht, und an Verantwortlichkeit in einem künftigen Leben für das Böse, das wir in diesem gethan haben, beruhet, theils praktisch selbst untergraben, theils ungehindert von andern theoretisch untergraben lassen — gleichwohl bei Strafe gebieten wollen, daß das Volk glaube, was beinahe niemand mehr glaubt, und es in Ungnaden vermerken, wenn der daher entspringende und sich überall in allen Ständen äußernde Contrast unsrer Zeit mit den Tagen unserer glaubenreichen und in ihren von Kindheit an eingesogenen Vorurtheilen webenden und lebenden Voreltern endlich seine natürliche Wirkung zu thun anfängt. Ich gestehe ferner, daß, nachdem man der ganzen erstaunten und bestürzten Welt ungescheut das Beispiel gegeben hat, daß man alles, auch das Ungerechteste, zu dürfen glaubt, sobald man die Macht dazu hat und es uns so beliebt, es mehr als Thorheit ist, noch von Gerechtigkeit zu schwatzen, und es irgend einem andern übel zu nehmen, wenn er sich, eben so gut als diese Beispielgeber, für ermächtigt hält, alles zu thun was man ihm nicht wehren kann u. s. w. Noch mehr, lieber Geron, ich gestehe dir, und, wenn ich eine Stimme hätte, die sich allen Menschen auf Einmal hörbar und verständlich machen könnte, so würde ich es über den ganzen Erdkreis ausrufen, „daß die Beispiele, die seit zehn Jahren gegeben worden sind, geradezu auf den Umsturz aller bürgerlichen Gesellschaft und Ordnung, aller Religion, Moralität und Humanität losarbeiten; und daß es also höchste Zeit ist, daß

irgend ein verständiger, Gerechtigkeit liebender, das Gute ernstlich wollender und kennender, von lauter rechtschaffenen Leuten unmittelbar umgebener großer Monarch ein besseres Beispiel gebe, und mit unerschütterlicher Festigkeit nach Maximen handle, die auf dem ewig nothwendigen Grund alles Rechts beruhen. — Aber, noch einmal, was thut das alles zur Apologie der Vorurtheile?

Geron. Ich habe dir also mein Mährchen vergebens erzählt?

Sinibald. Du willst vermuthlich damit sagen, es gebe wahre, wiewohl dumpfe Gefühle und Vorurtheile, an welche sich fest zu halten dem unaufgeklärten und, vermöge der Natur der Sache, zahlreichsten Theil der Menschen nicht nur nützlich, sondern, wofern das Ganze bestehen soll, sogar nothwendig sey; und diese Vorurtheile sollten und müßten also respectirt werden; und das um so mehr, da sie nur subjectiv betrachtet Vorurtheile sind, im Grunde aber, sobald man sie zu deutlichen Urtheilen entwickelt, wahr befunden werden, oder auf Wahrheit beruhen. Gut, lieber Geron, auch das geb' ich dir zu. Aber —

Geron. Ich bitte dich, kein sophistisches Aber!

Sinibald. Bona verba quæso! Was könnte mir's helfen, dich und mich selbst sophistisiren zu wollen? Wir haben ja einerlei Zweck und arbeiten beide an einem und demselben Bau.

Geron. Eben deßwegen wünschte ich, daß wir auch nach einerlei Plan arbeiteten.

Sinibald. Das kann nie fehlen, sobald wir einander recht verstehen.

Geron. Also — dein Aber?

Sinibald. Es ist weiter nichts, als daß die Sache der

Vorurtheile, durch meine Bereitwilligkeit, dir deine Unterscheidung gelten zu lassen, um nichts gebessert wird.

Geron. Das wäre schon zu viel. Erkläre dich näher.

Sinibald. Unstreitig hängt der unaufgeklärte Theil der Menschen an Religion, Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung bloß durch Gefühl und Vorurtheil. Er hat sich seine Vorstellungen von diesen wichtigen Gegenständen, von welchen das Glück oder Unglück seines ganzen Daseyns abhängt, nie deutlich gemacht; hat die Gründe, worauf sein Glaube an seinen Gott, seine Obrigkeit und seine Lehrer beruhet, nie unbefangen untersucht und geprüft. Auch könnte er es nicht, wenn er gleich wollte: es fehlt ihm zu einem solchen Geschäft an Muße; die Werkzeuge des Denkens sind bei ihm nicht scharf genug dazu geschliffen, und er ist nicht geübt genug, sie bei Gegenständen dieser Art zu gebrauchen. Sein Glaube ist also in der That ein blinder Glaube. Immer gut wenn er ihn hat; denn er ist ihm, in Ermanglung eines bessern, zu seiner Ruhe und zu Erfüllung seiner Pflichten unentbehrlich. Er kann ihn nicht verlieren, ohne an seiner Sittlichkeit, der Ergebung in sein Schicksal und der Hoffnung einer bessern Zukunft sehr gekränkt zu werden. Aber das alles ist nur darum so, weil er unaufgeklärt ist. Besser wär' es doch immer, wenn er es nicht wäre; und wie kann er zu diesem Bessern anders gelangen als durch Aufklärung, d. i. wenn sein auf Vorurtheile gegründeter blinder Glaube einer aus freier Untersuchung und deutlicher Erkenntniß entstandenen Ueberzeugung Platz macht?

Geron. Sollte wohl ein Mann von deiner Weltkenntniß hoffen können, daß der unendlich größere Theil der Menschen jemals zu einem solchen Grade von Cultur gelangen werde?

Sinibald. Ich besorge durch meine Antwort nicht wenig von der guten Meinung, die mir dieses Compliment zugezogen hat, zu verlieren: aber sey es darum! Ich kann nichts anders antworten als — ja! Ich hoff' es, und glaub' es sogar.

Geron. Lieber Sinibald! Wir leben am Ende des aufgeklärtesten Jahrhunderts, das je gewesen ist. Schau um dich her! Ich verlange nichts weiter, denn ich habe dir alles damit gesagt. Die Hand aufs Herz, Freund! wie kannst du im Ernst eine so sanguinische Hoffnung hegen? Daß eine so ungeheuer große Veränderung der Dinge nicht durch einen Sprung bewirkt werden könne, hat uns, sollt' ich denken, der neueste Versuch, den einige warme und subtile Köpfe in Frankreich an ihrer eignen Nation gemacht haben, auf eine Art gelehrt, welche (wenn anders die Narrheit und Blödsinnigkeit des Menschengeschlechts nicht ganz unheilbar ist) alle Völker auf ewig abschrecken wird, eine ähnliche Gefahr zu laufen. Wahre und gründliche Aufklärung des menschlichen Verstandes kann nur durch ein beinahe unmerkliches Zunehmen des Lichtes, langsam und stufenweise bewirkt werden. Aber eben deßwegen wird eine allgemeine, oder wenigstens über den größern Theil der Menschen verbreitete Erleuchtung nie stattfinden. Die Mittel dazu sind zu beschränkt, liegen in den Händen einer zu kleinen Anzahl, hangen zu sehr vom Zufall, und (was noch schlimmer ist) von der Willkür der Machthaber ab, deren größerm Theil alles daran gelegen zu seyn scheint, daß es nicht hell um sie her werde. Bedenke, daß gegen Einen, der zu Beförderung wahrer Aufklärung thätig ist, Hundert sind, die ihr aus allen Kräften entgegen arbeiten, und Zehntausend, die seine Dienste weder begehren noch vermissen. Auch bitte ich nicht zu vergessen,

daß man unter zehn Aufklärern wenigstens die Hälfte rechnen muß, die ihre Pechfackel so ungeschickt und unvorsichtig handhaben, als ob es ihnen weniger darum zu thun sey uns zu leuchten, als uns die Häuser über dem Kopf anzuzünden; nichts von den kleinen Laternenträgern zu sagen, die uns ein so trübes und täuschendes Licht vortragen, daß wir mit bloßem Tappen im Dunkeln sichrer an Ort und Stelle kämen, als wenn wir uns von ihnen führen lassen.

Sinibald. Das gibt trostlose Aussichten, Bruder! Was bliebe uns da zu thun übrig, als, gleich den trauernden Geniussen auf alten Sarkophagen, unsre Fackel umzukehren, und mit starren steinernen Augen zuzusehen, wie die Menschheit aus der schönen Morgenröthe, die den nahen Triumph der allerfreuenden Sonne verkündigte, in die Nacht, worin nur die bösen Geister wirken, zurücksinken wird?

Geron. Dazu soll es hoffentlich nicht kommen, wenn wir gleich nie so weit gelangen, daß wir der wohlthätigen Vorurtheile, wovon die Rede zwischen uns ist, gänzlich entbehren könnten.

Man geht so weit man kann, wenn weiter
Zu gehn nicht möglich ist —

sagt unser Horaz. Man verlange nur nicht allgemein zu machen, was, vermöge der unvermeidlichen Unvollkommenheit der menschlichen Dinge, nur wenigen zu Theil werden kann. Freilich, wer andere lehren oder regieren soll, kann nie aufgeklärt genug seyn. Aber ein Volk, das von aufgeklärten Menschen gebildet und regiert wird, kann sich sehr gut mit weniger Licht behelfen, und wird sich, in diesem Falle, bei seinen Vorurtheilen für das Ansehen und die Unfehlbarkeit seiner Obern ganz wohl befinden.

Sinibald. Du hast wohl gethan, Geron, dich mit der Clausel „in diesem Falle" zu verwahren. Hingegen scheinst du außer Acht zu lassen, wie es gewöhnlich mit der Aufklärung der gebornen Weltregierer und der obersten Classen überhaupt beschaffen ist. Die bösen Geschwüre, woran die Menschheit schon so lange leidet und zusehends hinschwindet, lassen sich nicht durch Platonische Kühlpflaster heilen. Ja freilich felix respublica, ubi philosophi imperant! Aber zeige mir dieses glückliche Gemeinwesen. Oder was hilft es der Welt, wenn sie vom Zufall alle zweitausend Jahre mit Einem Marc-Aurel beschenkt wird? Wehe uns, wenn die Natur nicht besser für uns gesorgt hätte als der Zufall; wenn der Mensch die Anlage zu dem, was er seyn muß um vollständiger Mensch zu seyn, nicht mit auf die Welt brächte; wenn es ihm nicht möglich wäre, über alle Hindernisse zu siegen, die seiner Vervollkommnung entgegenstehen! Wie? Es wäre für den einzelnen Menschen ein Zeitpunkt, da er sich selbst zu regieren geschickt wird, und ganze Völker sollten zu einer ewigen Kindheit und Minderjährigkeit verdammt seyn? Warum denn sollte alles, was die Geschlechter, die vor uns lebten, erfahren, gedacht, gethan und gelitten haben, ewig für ihre Nachkommen verloren gehen? Warum jedes Neue immer eben so behandelt werden, als ob es aus lauter ersten Menschen bestände? — Laß uns die reine Wahrheit sagen, blende oder schmerze sie auch, wenn sie laut gesagt würde, wen sie wolle! Die Wehklage darüber, daß die Zeiten nicht mehr sind, da das Volk sich bei seinen Vorurtheilen so wohl befunden haben soll — wovon ich (im Vorbeigehen gesagt) keineswegs überzeugt bin — aber, sey es damit wie es war, das Jammern über ihr Nichtmehrseyn kann zu nichts helfen. Sie sind nun einmal vorüber und werden nicht wiederkommen. Andre Zeiten,

andre Sorgen! Damals konnte man sich freilich das wichtigste aller Geschäfte sehr bequem machen; aber es ging dann auch — wie es ging. Es mag wohl manchem sehr ungelegen seyn, daß die Kunst zu regieren die schwerste aller freien Künste geworden ist. Indessen sollte man doch fühlen, wie billig und der Natur der Sache gemäß es sey, daß die Vortheile, die von der Ausübung einer Kunst zu erwarten sind, mit dem Grade der Virtuosität des Künstlers in gehörigem Verhältniß stehen. Hohe Ehre und große Belohnung gebührt nur dem großen Meister: nur ein solcher kann erwarten, daß wir ihm alles zutrauen, und geneigt sind, für ihn, der sein Möglichstes für uns thut, hinwieder alles Mögliche zu thun.

Geron. Kennst du viele Virtuosen dieser Gattung, Sinibald?

Sinibald. Desto schlimmer für die, die nicht sind — was sie seyn sollten! Aber, was ich eigentlich sagen wollte, ist nur: daß, seitdem die großen Herren uns ihr Geheimniß selbst verrathen haben (wiewohl sie uns damit eben nichts Neues offenbarten), und also für's künftige an keine Täuschung mehr zu denken ist, ihnen nichts anders übrig bleibe, als das angefangene Werk selbst fortzusetzen und zu vollenden; d. i. der Aufklärung nicht nur ihren Gang zu lassen, sondern sie sogar, in selbsteigner Person und durch ihre Mitarbeiter am Werk, aus allen Kräften zu fördern. Die Völker verlangen keine Hirten mehr, seitdem der Zauber, der sie zu Schafen gemacht hatte, aufgelöst ist. Manche fühlen sich sogar ihren angeblichen Vätern über den Kopf gewachsen, und betrachten ihre Regierer als Diener des Staats, die von der Art, wie sie dem gemeinen Wesen vorstehen, nicht etwa nur Gott und ihrem eigenen Gewissen, sondern den Zeitgenossen und der

Nachwelt, und vornehmlich ihrem zunächst dabei betroffenen Volke verantwortlich sind.

Geron. Das ist es eben was ich beklage. Du wirst doch nicht läugnen wollen, daß die politische Freigeisterei, die dem Volke das Recht, seine Regenten zur Verantwortung zu ziehen, beilegt, allenthalben, wo dieses anmaßliche Recht wirklich ausgeübt wurde, unendlich viel Unheil angerichtet hat?

Sinibald. Wir wollen uns nicht an Worten irren, lieber Geron. Die Verantwortlichkeit, die ich meine, ist Natur der Sache, und hat a'so von jeher in jedem Staate, sogar in der ungezügeltsten Despotie, statt gefunden. Die öffentliche Meinung ist ein furchtbares Gericht; ein Gericht, dem sich keine sterbliche Macht, wie groß sie auch sey oder scheine, entziehen kann. Ueber lang oder kurz werden nicht nur die Caligulas, die Neronen, die Domitiane, sondern auch ein Richard II, ein Heinrich III, ein Karl I, ein Ludewig XVI, ich will sagen, unweise und schwachherzige Regenten nicht minder als Tyrannen und gekrönte Teufel, Schlachtopfer der Verachtung oder Vernachlässigung dieses unsichtbaren Vehmgerichtes. Weise und gutgesinnte Fürsten, oder wie man die Machthaber im Staate sonst nennen will, sind sich dieser unausweichlichen Art von Verantwortlichkeit immer bewußt; haben sich aber auch so wenig vor der öffentlichen Meinung zu scheuen, daß diese vielmehr die zuverlässigste Quelle ihrer Macht, und am Tage der Noth ihre stärkste Stütze ist. Uebrigens soll jetzt, mit deiner Genehmigung, die Rede nicht davon seyn, ob es den Regenten sowohl als den Völkern nicht zuträglich wäre, wenn diese Verantwortlichkeit in jedem Staate gesetzmäßig würde, und auf welche Weise dieß am besten geschehen könnte. Ich erwähnte bloß als einer notorischen Erfahrungssache, daß es mit der Volljährigkeit der meisten

Völker in Europa bereits so weit gediehen sey, daß sie sich für berechtigt halten, über die Art und Weise, wie sie regiert und behandelt werden, ziemlich laut zu urtheilen; und daß es also Thorheit wäre, sich länger auf einen blinden Glauben, der nirgends mehr vorhanden ist, blindlings zu verlassen, oder von den alten Dogmen, die der Obrigkeit ein göttliches Recht beilegen und die Unterthanen zu leidendem Gehorsam verpflichten, die Wirkung zu erwarten, die sie etwa zu unsrer Vorväter Zeiten, und auch damals nicht immer, thaten. Kurz, ich müßte mich sehr irren, oder das neunzehnte Jahrhundert, das uns schon entgegenzudämmern anfängt, wird in Republiken so gut als in Monarchien den Regenten die Nothwedigkeit auflegen, Virtuosen in ihrer Kunst zu seyn, und nicht von den Vorurtheilen, sondern vom Gefühl und der Ueberzeugung ihrer Untergebenen, die Zufriedenheit mit ihrer Regierung und jenes allgemeine Wohlwollen und Zutrauen zu erwarten, das zu allen Zeiten die sicherste Grundfeste der Thronen und curulischen Stühle gewesen ist.

Geron. Wenn ich den Sinn deiner Worte recht gefaßt habe, so erwartest du binnen einem ziemlich kurzen Zeitraume von den Völkern eine Kraftäußerung, von welcher, falls sie statthaben sollte, mehr zu fürchten als zu hoffen wäre. Denn wie es ohne ein heroisches Mittel zugehen sollte, daß die Machthaber in die Nothwendigkeit, von der du sprichst, gesetzt werden könnten, geht über meinen Begriff.

Sinibald. Wenn ich auch ein solches Erwachen des Volks, wie du im Sinne zu haben scheinst, gemeint hätte, sollten wir nicht, wenn wir bedenken, was seit zehn Jahren vor unsern Augen und Ohren geschehen ist, mehr als zu viel Ursache haben, dem Genius der Zeit so etwas zuzutrauen? Daß von dergleichen Kraftäußerungen der kopflosen aber desto

handfestern Menge mehr zu fürchten als zu hoffen ist, wird dir in diesen unsern Tagen wohl kein Vernünftiger mehr streitig machen; aber eben daraus wird auch jeder Vernünftige die ganz natürliche Folgerung ziehen: daß man, anstatt sie durch übel gewählte und falsch berechnete Gegenmittel zu beschleunigen oder gar herauszufordern, ihnen vielmehr auf dem einzigen Wege, der einer gerechten und weisen Regierung immer offen ist, zuvorkommen, d. i sie moralisch unmöglich machen müsse. Wenn jemals Staatsklugheit mit Weisheit, und eigenes Interesse mit dem allgemeinen Besten in Einem Punkte zusammentrafen, so ist es gewiß in diesem.

Geron. Und du erwartest, daß die Machthaber jemals aus sich selbst auf eine solche Vorstellungsart kommen, oder daß ihre Rathgeber — wenigstens die, denen man folgt — aus eigner Bewegung und Ueberzeugung zu den weisen, gerechten und klugen Maßregeln rathen werden, die du voraussetzest?

Sinibald. Warum nicht, wenn sie auch nur ihren eignen Vortheil kennen, auch nur ihre eigene Sicherheit und Ruhe ernstlich zu Herzen nehmen?

Geron. Warum nicht, fragst du? Darauf, lieber Sinibald, laß dir deine Menschenkenntniß und die Geschichte aller Völker und Zeiten, oder nur das schreckliche Compendium derselben, das, was wir selbst seit 1786 bis auf diesen Tag gesehen und erfahren haben, die Antwort geben. Das sero sapiunt steht mit großen rothen Buchstaben auf allen Blättern desselben geschrieben.

Sinibald. Du trauest, wie es scheint, dem gemeinen Menschenverstand auch gar zu wenig Macht über unsre Zeitgenossen zu. Endlich werden uns ja doch die aufgethürmten Beispiele fremder und eigner Thorheiten klüger machen!

Geron. Schwerlich! Es wäre seit Adam und Even das erstemal. Wie gesagt, es ist nicht in der menschlichen Natur, daß Gewalthaber aus eigener Bewegung auf solche Gedanken kommen, oder, wenn man sie in ihnen zu erwecken suchte, auf Eingebungen dieser Art hören sollten. Nie wird eine noch entfernte Gefahr solcher Volkskraftäußerungen, wovon wir die Beispiele in Frankreich, in den Niederlanden, in der Lombardei, in Genua, Venedig und Rom, und neuerlich in Helvetien gesehen haben, die Wirkung thun, die du dir davon versprichst. Die bloße Erwähnung eines solchen Bewegungsgrundes sieht in ihren Augen einer Drohung ähnlich; und mehr braucht es nicht, um ihn nicht nur unkräftig, sondern sogar zum Triebrad einer entgegengesetzten Wirkung zu machen. Eine sehr nahe Gefahr oder ein panischer Schrecken mag vielleicht etwas thun — ungefähr so viel, als ein fürchterliches Donnerwetter bei einem schwachherzigen Wüstling: aber passato il pericolo, gabbato il Santo. Eine wahre politische Sinnesänderung wird nie dadurch bewirkt werden; darauf verlaß dich, mein Freund!

Sinibald. Ich ehre die Weisheit und — Ungläubigkeit deines Alters, Geron; die letztere zwar nur, insofern sie für eine Frucht der ersten gelten kann. Ich für meinen Theil habe noch nicht lange genug gelebt, um an der Menschheit so gänzlich zu verzweifeln, daß ich nicht noch immer, wo nicht das Beste, doch viel Gutes sogar von denen hoffen sollte, die zu hoch über uns stehen, um nicht zuweilen zu vergessen, daß sie Menschen wie wir andern sind. Wenn es aber so wäre, wie du dir, vielleicht nur in düstern Augenblicken, vorstellst: worauf sollten wir die Hoffnung, daß es besser mit uns oder unsern Nachkommen werden könne, gründen? Wenn wir die Zeit der Vorurtheile auch zurückwünschen wollten — es wäre

vergebens; sie wird nicht wiederkommen, sie kann nicht wiederkommen. Selbst eine allgemeine Verschwörung aller Machthaber auf Erden könnte sie nicht wiederbringen. Denn dieß wäre nur durch Auslöschung aller Lichter, durch eine permanente Guillotine, die alle denkenden Köpfe abhackte, und durch die gänzliche Vertilgung der Schreib- und Lesekunst, möglich zu machen. Bevor es dazu kommt, Geron — erfolgt gewiß das kleinere Wunder — dasjenige, das ich von der vereinigten Ueberzeugungskraft unsrer Aufklärung und unsrer Erfahrungen erwarte. Sollte ich mich, wider alles Vermuthen, in dieser Erwartung betrogen finden — Aber nein! ich mag den kleinmüthigen Gedanken nicht ausdenken! Es muß, wie du selbst sagtest, vorwärts gehen, alter Geron, es muß!

Geron. Meine Apologie der Vorurtheile könnte also wohl ungeschrieben bleiben, meinst du?

Sinibald. Es wäre denn, daß du sie etwa in Mährchen einkleiden wolltest.

Geron. Das möchte vielleicht noch immer besser seyn, als sich darüber zu grämen und Schlaf und Eßlust zu verlieren —

Sinibald. — daß es keinen Papst mehr in Rom gibt, und daß die armen Schwarzwälder künftig nicht mehr zur Mutter Gottes in Marien-Einsiedel wallfahrten werden.

## II.

## Ueber den Neufränkischen Staatseid: „Haß dem Königthum!“

---

Wilibald. Sie haben es also wirklich über Ihr Herz bringen können, mein lieber Neufranke, dem Königthum Haß zu schwören?

Heribert. Mußt' ich nicht?

Wilibald. Was nennen Sie müssen? Kein freier Mensch, oder, was nach meinem Begriff das nämliche sagt, kein Mensch muß was er nicht will.

Heribert. Sie meinen also, ich hätte mich lieber todtschießen oder deportiren lassen sollen? Sie sind sehr gütig.

Wilibald. So gestehen Sie mir wenigstens, daß die Freiheit, auf welche die große Nation sich so viel zu gute thut, von einer sehr sonderbaren Art ist. Wahrlich, ihr Neufranken seyd die genügsamsten Leute von der Welt, wenn ihr damit zufrieden seyd, daß man euch doch wenigstens die Wahl läßt, ob ihr lieber einen sinnlosen Eid schwören oder sterben wollt.

Heribert. Wir gehorchen dem Gesetz. Was hat ein wahrer Republicaner, das ihm heiliger wäre als Gehorsam

gegen das Gesetz? Erinnern Sie sich der schönen Grabschrift nicht, welche den dreihundert Spartanern, die sich mit ihrem Könige Leonidas bei Thermopylä für Griechenlands Freiheit aufopferten, gesetzt wurde? „Wandrer, sage den Spartanern, daß wir hier gestorben sind, um ihren Gesetzen zu gehorchen."

Wilibald. Die Fälle scheinen mir nicht dieselben zu seyn. Leonidas und sein edles Häufchen starb um dem Gesetze zu gehorchen; Sie und Ihre Mitbürger gehorchen dem Gesetz um zu leben. Aber der große Unterschied liegt in der Beschaffenheit des Gesetzes selbst. Jenen muthete ihr Vaterland nichts zu, als was, im Nothfall, die Pflicht eines jeden guten Bürgers in jedem Staat ist — für die Rettung desselben sein eignes Leben in die Schanze zu schlagen. Ihnen hingegen, Freund, muthet — nicht Ihr Vaterland — sondern eine unter republicanischen Formen despotisirende Regierung zu, entweder etwas ganz Vernunftwidriges, d. i. etwas mit den Rechten und Pflichten der Menschheit Unverträgliches, zu thun, oder allem zu entsagen, was den Werth des Lebens ausmacht.

Heribert. Alle Dinge können von mehrern Seiten angesehen werden; und da es nicht immer von uns abhängt, wo wir stehen wollen, sondern meistens die Nothwendigkeit — eine Gesetzgeberin, der die Götter selbst unterthan sind — uns unsern Posten anweist, so kann uns nicht übel genommen werden, wenn wir jeden Gegenstand so ins Auge fassen, wie er sich uns aus dem Punkte, wo wir stehen, darstellt. Einem ächten Republicaner erscheint das Königthum in einer hassenswürdigen Gestalt. Belieben Sie wohl zu merken, daß ich das Königthum sage, nicht die Könige. Es hat im Verlauf von einigen Jahrtausenden von Zeit zu Zeit einen liebenswürdigen König gegeben; und ich könnte Ihnen gleich jetzt

einen nennen, den ich mir vor allen zum Herrn wählen würde, wenn ich einen Herrn wählen müßte. Aber das Königthum ist an sich selbst, und also immer, unter jeder Ansicht, hassenswürdig; und der beste aller Könige hat einen Fehler, der durch nichts vergütet werden kann, den, daß er — König ist.

Wilibald. Ich, lieber Heribert, bin gerade der entgegengesetzten Meinung. Ich gestehe Ihnen ein, daß weise und gute Könige von jeher wenigstens eben so selten gewesen sind, als weise und gute Archonten, Consuln, Directoren, Bürgermeister, Schultheißen u. s. w. Ich gebe Ihnen zu, daß man ohne Mühe zehn hassenswürdige Könige in der Geschichte finden wird, gegen Einen, der sich's wirklich Ernst seyn ließ, die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen zu verdienen; aber was an dem Königthum, an sich selbst, Hassenswürdiges seyn sollte, kann ich nicht sehen.

Heribert. Wie doch Vorurtheile, die man von Kindesbeinen an eingesogen hat, auch einen verständigen Mann verblenden können!

Wilibald. Vorurtheile? Ich bin mir, über den Gegenstand, wovon wir sprechen, nicht nur keines Vorurtheils bewußt, sondern ich bin vielmehr gewiß, daß meine Urtheile auf Gründen beruhen, die jede Probe aushalten.

Heribert. Was verstehen Sie unter Königthum?

Wilibald. Das ist es eben, was ich Sie fragen wollte. Denn es dünkt mich, daß wir nicht einerlei Begriffe mit diesem Worte verbinden. Ich wollte wetten, sobald Sie das Wort Königthum hören oder aussprechen, stellt sich Ihnen das Bild eines prachtvollen, üppigen, verschwenderischen Hofes dar, und in dessen Mitte irgend ein stolzer, ehrgeiziger, willkürlich herrschender Sultan, vor welchem alles kriechen muß,

oder ein schwacher, träger, wollüstiger Schach, den niemand fürchtet, von unzähligen vergoldeten, bebänderten und besternten Sklaven umringt, die im Grunde seine Herren sind, und den ohnmächtigen Abgott mit einem vulcanischen Gewebe, einem ihm selbst unsichtbaren, unzerreißbaren Faden, dergestalt umwunden haben, daß er keinen Finger anders als nach ihrem Belieben rühren kann. Alles Böse, Schändliche, Hassenswürdige, wovon Sie jemals als von wesentlichen Eigenschaften oder unmittelbaren Folgen einer despotischen, tyrannischen und unklugen Regierung gehört und gelesen haben; — unzulängliche, zum Theil barbarische Gesetze, schreiendes Unrecht unter den Formen der Gerechtigkeit ausgeübt, die Wahrheit unterdrückt, das Verdienst hintangesetzt, die Tugend verachtet, das Laster belohnt und aufgemuntert, die Einkünfte und Schätze des Staats verschwendet, verpraßt, unwürdigen Günstlingen und unersättlichen Buhlerinnen preisgegeben; — eine stolze, übermüthige, raubgierige Kaste, deren gränzenlose Ueppigkeit des Elends eines zu Boden getretnen Volkes spottet; eine Kaste, welche Mittel gefunden hat, alle Gewalt des Monarchen, alle Reichthümer des Landes, alle Früchte des Fleißes seiner arbeitenden Einwohner an sich zu ziehen, und mit diesen letztern so zu theilen, daß sie selbst jeden Genuß für sich behält, jenen hingegen alle Arbeit, Sorgen und Entbehrungen zum Eigenthum überlassen hat; kurz, alle Mißbräuche und Gräuel, die sich in einer verdorbenen monarchischen Regierung nur immer denken lassen; alle Laster und Uebelthaten unwürdiger Könige und ihrer Lieblinge, und der übrigen, welche, näher oder entfernter vom Thron, an der Ausübung der höchsten Gewalt Antheil haben; mit der ganzen Litanei von Uebeln, die aus einer langen Reihe heilloser Regierungen hervorgehen, und mit deren Aufzählung ich in

einem ganzen Tage nicht fertig werden würde: — das alles stellt sich Ihnen mit dem Worte Königthum auf einmal in einem verworrenen, helldunkeln, riesenmäßigen Bilde vor die Seele; und Sie haben sich so angewöhnt, dieses Wort mit diesem Bilde zu verknüpfen, daß es Ihnen unmöglich fällt, selbst wenn Sie sich's vorsetzten, den reinen Begriff dessen, was das Königthum an sich selbst und vermöge seines Wesens ist, festzuhalten. Hab' ich's getroffen, Freund? Oder können Sie sagen, daß es anders ist?

Heribert. Ich läugne nichts; es ist ungefähr wie Sie sagen. Auch ist das Königthum, dem ich meinen Haß geschworen habe und zu schwören verpflichtet wurde, kein anderes, als eben dieses Ungeheuer, wovon Sie mit wenigen Zügen ein so gräßliches Bild entworfen haben. Und können Sie läugnen, daß es gerade dieses Bild ist, was im Gemüth eines unbefangenen Lesers zurückbleibt, wenn er die beinahe übermenschliche Geduld gehabt hat, ich will nicht sagen das ganze Corpus der Geschichte vom Herodot an, sondern nur die Geschichte der Europäischen Königreiche und ihrer Selbstherrscher, seit den vier letzten Jahrhunderten, mit einiger Aufmerksamkeit zu durchgehen?

Wilibald. Es würde mich zu weit führen, wenn ich es Ihnen läugnen wollte; denn ich müßte Ihnen meine Gründe angeben; und da sich immer wieder vieles dagegen einwenden ließe, so würden wir uns unvermerkt in einen Proceß ohne Ende verwickelt sehen. Ich will Ihnen also lieber für dießmal, der Wahrheit übrigens unpräjudicirlich, eingestehen, die Geschichte der Könige gebe, im Durchschnitt genommen, kein besseres Resultat; aber was beweiset das gegen das Königthum an sich selbst? Oder, wie können Sie einen Vorwurf gegen dasselbe so ausschließlich geltend machen, der alle mensch-

lichen Einrichtungen und Anordnungen gleich stark trifft? Nach Ihrer Art zu räsonniren, müßten Sie z. B. auch dem Gold und Silber einen ewig unversöhnlichen Haß schwören; denn wer weiß nicht, daß von allen den Uebeln, die von jeher das Unglück der Menschen in den policirten Staaten gemacht haben, keines ist, wovon jene Metalle nicht entweder die Veranlassung, oder die Mittel, oder der Zweck gewesen wären? Aus dem nämlichen Grunde müßten Sie auch, mit dem Paradoxe liebenden Sophisten Mercier, den bildenden Künsten Haß schwören; denn es ist nicht zu läugnen, daß diese von jeher, als sehr wirksame Beförderungsmittel des Aberglaubens, der Priesterherrschaft und der Ueppigkeit, dem menschlichen Geschlecht unendlichen Schaden zugefügt haben. Aber, wozu hätte ich nöthig Sie so weit aus unserm Wege zu führen? Wollen Sie sich überzeugen, daß Sie, aus eben denselben Gründen und nach eben derselben Art zu schließen, der Demokratie selbst den herzlichsten Haß zuzuschwören schuldig sind?

Heribert. Das würde schwer halten.

Wilibald. Nicht halb so schwer als Sie jetzt glauben mögen. Da Sie so gütig gewesen sind, mich so eben vom Lesen des ganzen ungeheuern Corpus der Geschichte des Königthums zu dispensiren, so wär' es unartig von mir, wenn ich Ihnen zumuthen wollte, die Geschichten aller alten und neuern Republiken zu durchlesen, um sich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu versichern. Ich verlange nichts als eine Lecture, womit Sie in einem Paar Tagen ganz gemächlich fertig werden können. Lesen Sie nur mit Aufmerksamkeit und Geduld die Geschichte des Peloponnesischen Krieges von Thucydides (etwa in der Uebersetzung von Ihrem Mitbürger Levesque); und wenn Sie, noch ehe Sie damit zu Ende ge-

kommen sind, die Demokratie nicht wenigstens eben so hassenswürdig finden als das Königthum, und im Verfolg dieser kaum einundzwanzig Jahre umfassenden Geschichte eines Krieges, der gegen die Feldzüge Ihres und meines Helden Bonaparte eine gar jämmerliche Figur macht; wenn Sie, sage ich, die Athener und ihre Demagogen und ihren Senat und ihre Volksversammlungen und ihre ganze Demokratie nicht zwanzigmal für einmal — mit den Griechen zu reden — vor die Raben wünschen: so will ich — doch nein! Da müßten Sie von einer so monströsen und unerklärbaren Vorliebe für die Demokratie besessen seyn, daß es nicht billig wäre, wenn ich Unschuldiger dafür büßen sollte.

Heribert. Ich verspreche Ihnen, den Levesquischen Thucydides zu lesen, und, was noch mehr ist, ich bekenne, schon bevor ich ihn gelesen habe, daß ich von der Liebenswürdigkeit und den derben popularen Reizen der Demokratie nicht so mächtig bezaubert bin, daß ich eines so stark wirkenden Gegenmittels schlechterdings benöthigt wäre.

Wilibald. Ihre Republik und ihr fünfköpfiges Directorium läßt es in der That daran nicht fehlen.

Heribert. Gleichwohl, wenn ich auch — wie wir Menschen sind! — zuweilen einige Lauigkeit in der Liebe, die ich meiner politischen Venus Volgivaga nun einmal geschworen habe, zu verspüren glaube, brauche ich nur einen Blick auf das Königthum, oder (weil Sie es so wollen) auf das häßliche Zerrbild desselben, das sich ein für allemal in meiner Einbildungskraft festgesetzt hat, zu werfen, um das sinkende Flämmchen durch den Haß des letztern wieder zur lodernden Flamme angefacht zu fühlen.

Wilibald (lächelnd). Billig sollt' ich Sie, zur Strafe, in Ihrem verstockten Sinne dahin gehen lassen. Aber, da wir

doch bereits so alte Freunde sind, kann ich Sie unmöglich in einer so ungerechten Leidenschaft befangen sehen, ohne zu versuchen, ob ich Sie nur wenigstens so weit bringen könne, das Königthum und die Republik mi einerlei Wage und Gewicht zu wägen, wenn ich auch nicht verhindern kann, daß Ihre Vorliebe für die letztere sich unvermerkt in die Sache mischen, und das Uebergewicht derselben, dadurch daß sie sich ganz leise auf ihre Schale legt, entscheiden wird.

Heribert. Sie sollen mich so billig finden, als man von einem Amoroso nur immer verlangen kann.

Wilibald. Um also ehrlich und aufrichtig, wie Leute, die sonst nichts bei der Sache gewinnen wollen als Wahrheit, zu Werke zu gehen, so lassen Sie uns auf eine Weile vergessen, was Königthum und Demokratie gewöhnlich von jeher in der wirklichen Welt (oder, wie man in der Schule spricht, in concreto) gewesen sind; lassen Sie uns von beiden alles Zufällige absondern, um — nicht etwa ein schönes Ideal und Hirngespenst von einem Utopischen Königreich oder einer schlaraffenländischen Demokratie, an die Wolken hinzumalen — sondern nur bloß den Begriff, was das Königthum ist um Königthum, und was Demokratie ist um Demokratie zu seyn, fest zu halten. Lassen Sie uns dann beide gegen einander stellen, und sehen, worin sie einander gleich und worin sie verschieden sind, und — es wird sich zeigen, was herauskommt; denn ich will nichts vorher sehen. — Sagen Sie mir also, wenn wir beide Begriffe von allem Zufälligen entkleiden, was bleibt uns bei dem Worte Königthum zu denken übrig, als ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen eines Einzigen, und bei dem Worte Demokratie, ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen des ganzen Volkes ist?

Heribert. Gut — Und was wollen wir nun mit diesen bis auf die Knochen abgeschälten Begriffen machen?

Wilibald. Eine kleine Geduld! Sie sehen, daß ich, ehe wir weiter gehen können, verschiedene Postulate voraussetzen muß, über welche wir beide vermuthlich einig sind.

Heribert. Wie meinen Sie das?

Wilibald. Z. B. was ein Staat und was die höchste Gewalt im Staat ist.

Heribert. Setzen Sie immer getrost voraus, daß wir von diesen und andern ersten Elementen der Staatswissenschaft einerlei Begriffe haben.

Wilibald. Ferner: was der letzte Zweck einer solchen Vereinigung freier vernunftfähiger Wesen ist. Daß dieser Zweck ohne Gesetze, denen Alle gehorchen, nicht erreicht werden kann, und daß die höchste Gewalt im Staate, in Rücksicht auf ihn selbst, bloß dazu da ist, diesen Gesetzen Gehorsam zu verschaffen.

Heribert. Immer weiter!

Wilibald. Hauptsächlich aber wollen wir nicht vergessen, daß der Einzige, der in der Monarchie die höchste Gewalt in Händen hat, ein Mensch ist; der diese Gewalt durch Menschen über Menschen ausübt; und daß das Volk in der Demokratie aus einer Menge Menschen besteht, die diese Gewalt über sich selbst ausübt.

Heribert (lachend). Versteht sich! — Sie holen weit aus.

Wilibald. Freilich versteht sich's; nur daß es in praxi alle Augenblicke vergessen wird, und daß dieses Vergessen sehr schlimme Folgen hat. Endlich muß ich mir noch ausbitten, als etwas Erwiesenes voraussetzen zu dürfen, daß die Natur es beim Menschen darauf angelegt habe, ein freies und vernünftiges Wesen aus ihm zu machen.

Heribert. Es gibt, wie Sie wissen, Leute, die Ihnen dieß so leicht nicht eingestehen würden: aber von einem Republicaner haben Sie am allerwenigsten zu befürchten, daß er Sie über diesen Punkt chicaniren werde.

Wilibald. Nach allen diesen Voraussetzungen lassen Sie uns der Sache näher rücken. Wir sind ohne Mühe einig darüber geworden, daß das Königthum in der höchsten Gewalt eines Einzigen über ein ganzes Volk bestehe. Aber wie kommt dieser Einzige zu einer solchen Gewalt über so viele? Derer, über welche er sie ausübt, sind vielleicht viele Millionen, und er ist nur Einer! Ja, wenn er ein Wesen von höherer Natur, etwa Voltaire's Mikromegas, oder einer von den Genien der Lampe (in Tausend und einer Nacht) oder Besitzer von Salomons Siegelring wäre! Aber er ist an Seele und Leib nichts als ein Mensch, wie sie auch: also, noch einmal, wie kommt der Einzige zu einer so großen Gewalt über so viele?

Heribert. Ich sehe wohl, daß es mir wenig helfen würde, wenn ich sagte: es gebe ein Mittel, wodurch ein einzelner Mensch allerdings Millionen zwingen kann zu thun was er will.

Wilibald. Sie meinen doch nicht etwa Zaubermittel?

Heribert. Wenn er nur erst, auf einem ganz natürlichen Wege, Mittel gefunden hat, sich eine hinlängliche Anzahl derber, wohl bewaffneter und zu allem bereitwilliger Kriegsknechte anzuschaffen, die ihm blindlings gehorchen —

Wilibald. So wird es ihm freilich nicht schwer fallen, friedsame wehrlose Männer, Weiber und Kinder zu seinen Sklaven zu machen. Aber wie kam er dazu, sich diejenigen zu unterwerfen, mit deren Armen er sich nun die übrigen unterwirft? Er, der doch mit seinem Paar Armen nicht

Tausende und Hunderttausende zwingen konnte, seinen Willen zu thun?

Heribert. Das war es eben was ich vorhin meinte. Ich muß Ihnen also schon zugestehen, was Sie, wie ich merke, zugestanden haben wollen: „daß der erste Monarch die höchste Gewalt nur durch freiwillige Unterwerfung des Volkes erhalten konnte.“

Wilibald. Der erste, sagen Sie? Und warum nicht auch alle seine Nachfolger, und alle andern Monarchen, von Nimrod und Belus und Agamemnon bis auf den heutigen Tag? Denn der nämliche Grund gilt für alle. Es ist lächerlich, sich einzubilden, ein Einziger könne nur über hundert Menschen, geschweige über Millionen herrschen, wenn sie sich nicht beherrschen lassen wollten.

Heribert. Dagegen ist viel zu sagen, lieber Wilibald. Sollten Sie im Ernst glauben können, es gebe auf der ganzen Erdfläche ein so dummes Volk, das sich von einem Schwachkopf, einem trägen Wollüstling, einem Blödsinnigen, einem Taugenichts oder Wütherich, von einem Claudius, Caligula, Nero, Commodus, Heliogabalus u. s. f. beherrschen ließe, wenn die armen Teufel es verhindern könnten?

Wilibald. Vermengen Sie, wenn ich bitten darf, wollen nicht mit können, und schließen Sie nicht von dem, was ein Volk nicht thut, auf das was es nicht kann. Schon der einzelne Mensch hat oft gute Ursachen, lieber ein ziemlich großes Uebel zu ertragen, als sich einem gewissen, oder auch nur besorglichen noch größern auszusetzen. Bei ganzen Völkern vereinigen sich unzählige Ursachen, die den Arm der Menge, wie sehr sie auch zum Widerstand gereizt wird, wenigstens sehr lange zurückhalten. So lange sich ein Volk beherrschen läßt, will es beherrscht seyn; so lange es duldet,

will es dulden; und daß es sich beherrschen läßt, daß es duldet, ist ein sichres Zeichen, daß sein Zustand wenigstens erträglich ist.

Heribert. Vergessen Sie nicht, daß ein von langem her übel regiertes, irre geleitetes und getäuschtes Volk durch Unwissenheit, Aberglauben und Unterdrückung endlich bis zu einer die menschliche Natur entehrenden Thierheit herabgewürdigt werden kann.

Wilibald. Das ist einer von den Gemeinplätzen, worauf sich eure Redner und Sophisten seit einem Paar Jahrzehnten weidlich herumgetumelt haben. Aber wer die untern Volksclassen genauer kennt, weiß wie sehr auch dieser Punkt übertrieben wird. Menschen können nie aufhören Menschen zu seyn; und je länger die große Springfeder der Menschheit, die Vernunft, bei einem Volke gedrückt worden ist, desto stärker ist die Gewalt, womit sie, sobald sie nur ein wenig Luft bekommt, in ihren natürlich freien Stand zurückschnellt. Die ausgearteten Römer duldeten freilich ihren Nero einige Jahre. Aber wie lange zitterten nicht eure auf ihre vorgebliche Freiheit und Gleichheit so übermüthig trotzenden Republicaner vor dem Bürger Robespierre, in Vergleichung dessen Nero nur ein ausgelassener Knabe war! Auf diesem Wege gewinnen Sie nichts gegen das Königthum, lieber Heribert. Lassen Sie uns auf den unsrigen zurück kommen. Die Rede ist jetzt nicht vom Mißbrauch, sondern von der Quelle der höchsten Gewalt; und ich denke, wir sind darüber einverstanden, daß es vermöge der Natur der Sache keine andere seyn kann, als überlegte freiwillige Unterwerfung.

Lassen Sie uns nun einen Schritt weiter gehen. Wir haben vorher als ein Postulat, das wir beide für erwiesen und unumstößlich wahr annehmen, vorausgesetzt: daß die höchste

Gewalt im Staat, wenn wir diesen bloß für sich und ohne Rücksicht auf andere Staaten betrachten, allein dazu da sey, den Gesetzen, welchen alle Bürger gleichen Gehorsam schuldig sind, diesen Gehorsam wirklich zu verschaffen. Ich will damit nicht sagen, daß ein guter Regent nicht noch mehr thun könne, und, aus moralischen sowohl als aus staatsklugen Beweggründen, sogar verbunden sey noch mehr zu thun, wenn er kann. Aber dieses Mehr hängt zu sehr von zufälligen Bedingungen und vornehmlich von dem, was dem Regenten unter den gegebenen Umständen zu thun möglich ist, ab, als daß es hier in Betrachtung käme. Die Erhaltung und Wohlfahrt des Staats, als der letzte politische Zweck desselben, ist auch der Zweck der Gesetze, die, als nothwendige Mittel zu Erreichung desselben betrachtet, jedem Bürger für seine Rechte Gewähr leisten, und seine Pflichten vorzeichnen. Da die Gesetze, wovon hier die Rede ist, unmittelbar in der Natur des Menschen, und in der Natur und dem Zweck des bürgerlichen Vereins gegründet, also nicht von irgend eines Menschen Willkür, Laune oder Privatinteresse abhängig, sondern so ewig und nothwendig sind als die allgemeine Vernunft, die höchste Gesetzgeberin aller freien Wesen: so war, ist und bleibt es eine Ungereimtheit, an welcher das Königthum ganz unschuldig ist, wenn jemals jemand gesagt hat oder künftig sagen wird, „daß der Wille des Regenten die Quelle des Gesetzes sey.“ Richtig hingegen kann gesagt werden, der Monarch, insofern er Handhaber und Vollstrecker des Gesetzes ist, wolle nichts, als was das Gesetz will; und insofern seine Verordnungen die Vollziehung desselben, und überhaupt die Erhaltung der Ordnung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, nicht zum Vorwand, sondern zum wirklichen Endzweck haben, aber auch nur unter dieser Bedingung, haben sie selbst die Kraft

des Gesetzes. Der unbeschränkteste Monarch kann, vermöge der Natur der Sache, in keinem andern Sinne Gesetzgeber seyn, und kein weiser und guter Fürst wird es je in einem andern Sinne seyn wollen. — Eben so wenig kann oder wird er sich anmaßen, die oberstrichterliche Gewalt, die ihm (wofern kein besonderer Vertrag zwischen dem Volk und dem Regenten ein anderes verfügt) als ein Theil der höchsten Staatsgewalt überlassen ist, zu Unterbrechung des ordentlichen Laufs der Gerechtigkeit, oder zu andern willkürlichen Eingriffen in die Rechte der Staatsbürger, zu mißbrauchen; denn auch diese Gewalt kommt ihm nur zu, insofern er der höchste Handhaber und Gewährsmann der Gesetze ist; und sie kann sich (wenn man allenfalls den bescheidenen Gebrauch des väterlichen Vorrechts, die Strenge des Gesetzes in besondern Fällen zu mildern, ausnimmt) nicht weiter erstrecken, als auf die Oberaufsicht über diejenigen, denen er die Gerechtigkeitspflege an seiner Statt anvertraut hat. Endlich ist auch der Monarch, insofern ihm die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte des Staats als ein Zuständniß der höchsten Gewalt beiwohnt, keineswegs der Eigenthümer, sondern nur der oberste Haushalter des Staatsvermögens. Jede Verschwendung, jede überflüssige Ausgabe, um derentwillen nöthige verabsäumt werden müssen, jede bloß willkürliche Verfügung über Abgaben, zu deren Aufbringung Millionen Menschen sich einen Theil ihrer Nothdurft entziehen müssen, ist ein Mißbrauch seiner Gewalt, die kein Regent, der den Umfang und die Heiligkeit seiner Pflichten kennt, sich selbst erlauben wird.

Alles dieß, Freund Heribert, liegt in dem reinen und richtig gefaßten Begriff des Königthums. Und nun bitte ich Sie, was ist in dem allen, was einen vernünftigen Menschen berechtigen könnte, dem Königthum Haß zu schwören? Ist es

der Name? Unter jedem andern Namen bleibt die Sache eben dieselbe. Ist es die Sache? Auch diese ist und bleibt in jeder Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft eben dieselbe, und es verändert nichts im Wesen der höchsten gesetzmäßigen Staatsgewalt, ob sie in Einer Person concentrirt, oder unter viele vertheilt wird. Wo wäre denn also das Hassenswürdige?

Heribert. Da Sie mir nicht erlauben wollen, aus der Art und Weise, wie die meisten Könige von jeher ihr Amt verwaltet haben und noch verwalten, gegen das Königthum zu argumentiren —

Wilibald. Verzeihung, daß ich Ihnen in die Rede falle! Aber Sie sollten nicht schon wieder vergessen haben, daß ich es Ihnen bloß darum nicht erlauben kann, weil Sie mir sonst erlauben müßten, aus eben demselben Grunde gegen die Demokratie und jede andre Staatsform zu argumentiren: wobei am Ende nichts herauskäme, als daß wir uns genöthigt fänden, aller bürgerlichen Gesellschaft und Regierung zu entsagen, und in die Wälder zu unsern vierfüßigen Verwandten zurückzukehren.

Heribert. So bleibt mir nichts übrig, als Sie nochmals zu versichern, daß das Königthum, dem ich Haß geschworen habe, von dem, dessen Wesenheit Sie aus einem Begriffe, den ich nirgends realisirt sehe, abgeleitet haben, mächtig verschieden ist: denn es ist kein anderes, als das Königthum Ludwigs des XIII, XIV, XV und XVI und aller, die diesen Königen gleichen oder gern ihre Nachfolger wären; und hoffentlich werden Sie mir eingestehen, daß an diesem Königthum mehr zu hassen als zu lieben ist.

Wilibald. Was den Einwurf betrifft, daß Sie meinen Begriff vom Königthum nirgends realisirt sehen, so hoffe ich, wir werden ihn, wofern uns der Himmel gesunde Augen

erhält, binnen wenig Jahren in einem der ansehnlichsten Europäischen Reiche auf eine Art realisirt sehen, die auch die hartnäckigsten Gegner der Monarchie mit derselben aussöhnen, und vielleicht den Neid der großen Nation selbst erregen wird, die auf eine so beispiellose Art, erst durch rhetorische und sophistische Gaukelkünste, dann durch Sansculottism, Eisgruben, Guillotinen, Noyaden und Füsilladen ungefähr auf eben die Art republicanisirt worden ist, wie Molierens Sganarel zum Arzt wider seinen Willen creirt wird. — Doch, verzeihen Sie mir diese kleine, von Ihnen selbst veranlaßte Abschweifung. Ich wollte sagen, wenn ich auch Ihnen, aus alter Freundschaft, den heimlichen Vorbehalt, „daß Ihr beschworner Haß nur dem Mißbrauch der königlichen Gewalt und der ehmaligen Französischen Royauté, wie sie ungefähr seit des dreizehnten Ludewigs Zeiten war, gelte," wenn ich Ihnen auch diesen Vorbehalt, als das einzige Mittel aus der Verlegenheit zu kommen, übersehe: so bleibt es doch immer von der dermaligen Französischen Regierung sehr ungerecht, unpolitisch und unnütz, einen solchen Eidschwur in einer unbestimmten Formel, die dem Königthum überhaupt und an sich selbst gilt, folglich beleidigend für alle Monarchen ist, zur unumgänglichen Bedingung des Französischen Bürgerrechts und der Fähigkeit zu irgend einem öffentlichen Amte zu machen. Dem Königthum an und für sich Haß zu schwören, hat nicht mehr Sinn, als der bürgerlichen Gesellschaft, der Religion, den Wissenschaften und Künsten, der Schifffahrt und dem Seehandel, und zehntausend andern Dingen, deren Mißbrauch und Verderbniß der Menschheit großen Schaden thut, Haß zu schwören. Ob es klug sey, zu einer Zeit, da man mit den Königen entweder bereits im Frieden lebt, oder im Begriff ist Frieden zu machen, ihnen einen so in-

sultanten Beweis von Verachtung und bösem Willen zu geben, lass' ich Sie selbst urtheilen. Und zu welchem Ende bestehen Ihre Fünfmänner so eisenfest auf einem so unklugen, so ungereimten, so nonsensicalischen Eide? Was soll er beweisen? Was für Sicherheit gibt er den regierenden Demagogen, daß der Schwörende ein aufrichtiger Anhänger ihrer Grundsätze und ihrer Regierung sey? Um wie viel ist er kräftiger, als wenn ein Wucherer bei seiner Ehre, oder ein Jude bei Jesus, Marie und Joseph schwört? Gegen Einen, der sich ein Bedenken macht, gibt es Zehntausend, die den Eid ablegen, ohne das Geringste dabei zu denken, oder mit der Ausflucht des Euripidischen Hippolytus: „mein Mund hat nur geschworen, nicht mein Herz," ihr Gewissen hinlänglich gesichert zu haben glauben. Die Franzosen sind, seit der Revolution, so oft in den Fall gesetzt worden, falsche Staatseide zu schwören, haben so oft, was sie vor kurzem bei hoher Strafe schwören mußten, wieder bei noch höherer Strafe abschwören müssen, daß es kein Wunder wäre, wenn sie die Maxime des Spartanischen Generals Lysander: „Männer spielen mit Eiden, wie Knaben mit Würfelknochen," längst zur ihrigen gemacht hätten. Ich sage nichts von der tyrannischen Absurdität, freien Menschen durch ein Zwanggesetz zuzumuthen, daß sie auf eine Meinung schwören sollen, die entweder jetzt nicht die ihrige ist, oder es vielleicht morgen nicht mehr seyn wird. Ein ehrlicher Mann kann, indem er der Nothwendigkeit nachgibt, der Republik Treue und Gehorsam schwören, ob er gleich, wenn es von ihm abhinge, beides lieber einem Könige zuschwören möchte; aber seine Meinungen von Republik und Königthum hangen nicht von seiner Willkür ab: er kann nicht schwören, daß er glaube, was er nicht glaubt; er kann beschwören, daß er sich der jetzt bestehenden

Regierung unterwerfen, und nichts gegen sie unternehmen wolle; und mehr kann man mit Recht nicht von ihm fordern. Wozu also, ich frage Sie nochmals, der gehässige Eid, das Königthum zu hassen?

Heribert. Soll ich Ihnen, weil wir doch hier unter vier Augen sprechen, meine Meinung von der Sache hier unverhohlen sagen? Unsre Bürger-Directoren sind von dem allem, was sich gegen den Eid, der Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt so anstößig ist, sagen läßt, so völlig überzeugt, als Sie und — ich. Aber von der Höhe der Revolution herab sehen sie alle Dinge in einem ganz andern Lichte als wir andern Erdenkinder. Ob etwas, das sie wollen und verordnen, recht, billig, anständig, oder mit den bisher in der ganzen Welt angenommenen Begriffen und Grundsätzen übereinstimmig sey, kümmert sie wenig oder nichts. Die Aufrechthaltung ihrer Republik, an welcher nicht nur ihre dermalige Allgewalt, sondern ihre Existenz hängt, ist das Einzige, das ihnen noth ist, für das sie alles thun, alles wagen, alles aufopfern. Diese Haine à la royauté, die wir schwören müssen, ist eine alberne und dem Anschein nach ganz zwecklose unnütze Ceremonie; der Schwur hat an sich selbst nicht mehr Sinn als Abrakadabra, Plektron, Aski, Kataski, und andere dergleichen Zauberwörter. Aber hat nicht unsre ganze Revolution ihren Erfolg solchen Wörtern, wobei sich niemand was Bestimmtes dachte, zu danken? Das erste, was man zu thun hat, wenn man dem großen Haufen einen Ring durch die Nase ziehen will, ist, daß man dem Dinge, das er sehen soll und nicht sieht, einen Namen schöpft, und ihm dann mit der unverschämtesten Dreistigkeit so lange versichert, er sehe das Ding, bis er es zuletzt wirklich zu sehen glaubt. Auf eben dieselbe Weise kann man einem einfältigen Menschen

weiß machen, er liebe oder hasse etwas, indem man ihm so lange und oft wiederholt, er liebe oder hasse es und müsse es hassen, bis er endlich zu glauben anfängt, es müsse dem wohl so seyn, weil kluge Leute ihn dessen so positiv versicherten; und das Sonderbarste ist, daß das Abrakadabra zuletzt seine Wirkung thut, und der Mensch wirklich in ganzem Ernst etwas liebt oder verabscheut, das ihm anfangs völlig gleichgültig war. Glauben Sie mir, das ist der Schlüssel zu diesem Räthsel. Unsre Gewalthaber merkten, daß der Haß gegen die vormalige königliche Regierung in den Herzen des Französischen Volkes erkaltet war, und daß im Gegentheil eine geheime Sehnsucht nach der alten Ordnung der Dinge sich wieder in eben dem Maße äußerte, wie die guten Leute gewahr wurden, daß diese Freiheit und Gleichheit, womit die Herren bisher so große Wunder gethan hatten, nur leere Gespenster waren, die man ihnen in einem magischen Rauch hatte erscheinen lassen. Es war die höchste Zeit, wieder ein Zauberwort oder eine Taschenspielerformel zu erfinden, womit man den Folgen der Lauigkeit, die seit einiger Zeit unter unserm Volke überhand nimmt, entgegenwirken könnte. Man läßt uns also bei jeder Gelegenheit, einzeln und in Masse, dem armen Königthum Haß schwören. Das Volk schwört, und fühlt entweder gar nichts dabei, oder weiß doch selbst nicht recht was: aber der Schwur wird so oft erneuert, wir hören ihn so oft, und beinahe täglich, von andern schwören, unser Ohr und unsere Lippen werden seiner so gewohnt, daß es uns zuletzt seyn wird, als fühlten wir wirklich etwas Widerliches und Schauderhaftes bei diesem Worte, — und das Mittel hilft doch wenigstens eine Zeit lang, was es helfen kann.

Wilibald. Ihre Erklärung läßt sich hören; wiewohl

ich sehr zweifle, daß Ihre politischen Zauberer, wenn sie so etwas abzweckten, eine sonderliche Wirkung davon verspüren werden. Wenigstens wird es nicht auf lange helfen; und bei einem Volke, wie das Ihrige, das so leicht von einem Aeußersten zum andern überspringt, könnte sich der erkünstelte und erzwungene Haß des Königthums am Ende wohl gar wieder in eine Liebe verwandeln, deren plötzlicher Ausbruch der Republik und ihren Stiftern, und allen, die ihre Kniee vor diesem Baal gebeugt haben, eben so gefährlich werden könnte, als es der vierzehnte August dem Königthum war.

Heribert. Davor behüte uns der gute Genius von Frankreich! — und davor wird er uns hoffentlich durch den herzlichen Abscheu vor neuen Revolutionen bewahren, der jetzt, wenn mich nicht alle Anscheinungen täuschen, an die Stelle aller ihrer vorigen Ausschweifungen in den Gemüthern unsers Volkes getreten ist.

Wilibald. Hoffen Sie nicht zu sanguinisch, mein Freund! Die vielgestaltigen und niemals ruhenden Factionsgeister arbeiten dem guten Dämon der Nation zu eifrig entgegen, als daß Sie auf das Bedürfniß der Ruhe, wie stark es auch von dem Volke gefühlt wird, so sicher rechnen dürfen. Aber ich wüßte Ihnen einen Rath, und, ich müßte mich sehr irren, oder es ist das einzige Mittel, Ihr Gemeinwesen, mitten unter seinen Siegen, Triumphen und Eroberungen, vor dem immer näher rückenden Untergange zu retten.

Heribert. Wie Sie sprechen! Sie könnten einem, der leichter als ich zu schrecken wäre, angst und bange machen. Aber — weil doch auch der Rath eines Feindes nicht immer zu verachten ist — Ihr einziges Rettungsmittel, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Es ist — entsetzen Sie sich nicht gar zu

sehr! — es ist — weil Sie doch keinen König mehr wollen, und in der That auch, so lang' es noch Bourbons g bt, keinen haben können — Ihre Constitution vom Jahr 1795, die nach dem ungeheuren Riß, den sie am achtzehnten Fructidor bekommen hat, ohnehin nicht lange mehr halten kann, je eher je lieber selbst ins Feuer zu werfen, und — einen Dictator zu erwählen.

Heribert. Einen Dictator?

Wilibald. Oder Lord Protector, oder Protarchon, oder wie ihr ihn sonst nennen wollt. Der Name thut wenig zur Sache; wenn es nur ein Mann ist, dem ihr die unumschränkte Gewalt, welche das alte Rom, wenn es um Rettung der Republik zu thun war, einem ad hunc actum ernannten Dictator beilegte, mit Sicherheit anvertrauen könnt. Ich räsonnire so: wenn ihr dem Königthum nicht einen so unauslöschlichen Haß geschworen hättet, und wieder einen König haben wolltet und könntet, so müßte es ein liebenswürdiger junger Mann, von großem hohem Geist, von den größten Talenten im Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von eben so viel Klugheit als Muth, von dem festesten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit wobei ein andrer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz, ein Mann seyn, wie es in jedem Jahrhundert kaum Einen gibt, und dessen Genius alle andern in Respect zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein anderer als ein solcher könnte euch, in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution euch geworfen hat, nichts helfen. Da ihr nun keinen solchen König haben könnt, so müßt ihr einen Dictator suchen, der

alle diese Eigenschaften in sich vereinige. Er darf aber, aus vielerlei Rücksichten, kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie seyn; und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser. Auch muß er eine Menge Proben abgelegt haben, daß er alle die Eigenschaften, die ich zu eurem Dictator nöthig finde, und von denen ich ihm keine nachlassen kann, wirklich besitze; und wenn er sich bereits einen großen Namen in der Welt gemacht hätte, und im Besitz der allgemeinen Achtung stände, so sehe ich nicht, was ihm noch abginge, um euer und der ganzen Welt Retter zu werden. Das Außerordentlichste bei der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn, durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden.

Heribert. Bonaparte also!

Wilibald. Wer anders?

Heribert. Und auf wie lange?

Wilibald. So lange als er es ausdauert. Ich besorge, ihr werdet ihn nur zu bald verlieren. Also je länger je besser.

Heribert (mit komischem Ernst). Bonaparte Dictator der großen Nation! Der Vorschlag hat etwas Einleuchtendes. Wir werden ihn in Ueberlegung nehmen.

Wilibald. Ich fordre alle eure Köpfe in beiden Senaten heraus, einen bessern zu thun.

Heribert. Fast sollt' ich es selbst glauben.

Wilibald. Die Sache mag einige Schwierigkeiten haben. Aber der Hauptpunkt ist doch, euch recht von den großen Vortheilen zu überzeugen, welche die Alleinherrschaft, zumal eines solchen Mannes wie mein Dictator ist, vor einer jungen,

unerfahrnen, launenvollen und zwischen so vielen Parteien und Factionen hin und her schwankenden Demokratie hat, wenn es darauf ankommt, einen zu Grunde gerichteten und bereits in moralische Verwesung gehenden Staatskörper von dreißig Millionen Gliedern wieder zu beleben und aufblühen zu machen. — Ich bin Ihnen ohnehin noch die Vergleichung des Königthums mit der Demokratie schuldig, und wenn es Ihnen recht ist, so entledige ich mich dieser Schuld bei der ersten Gelegenheit.

## III.

## Nähere Beleuchtung der angeblichen Vorzüge der repräsentativen Demokratie vor der monarchischen Regierungsform.

---

**Wilibald.** Darf man so frei seyn, einige etwas einfältige Fragen an Sie zu thun, Heribert?

**Heribert.** Dem Schein von Einfalt möchte wohl nicht viel zu trauen seyn. Aber fragen Sie immerhin, was Sie wollen.

**Wilibald.** Nicht wahr, die Französische Nation ist seit dem 14 August 1792 im Besitz der uneingeschränktesten Freiheit?

**Heribert.** Dem Rechte nach hätte sie es von jeher seyn sollen.

**Wilibald.** Und der völligsten Gleichheit?

**Heribert.** Allerdings.

**Wilibald.** Ich sage der völligsten Gleichheit; denn der Unterschied, den Talente und Reichthum machen, hat wenig zu bedeuten. Den Mangel an Talenten ersetzt Unverschämtheit, Verwegenheit und eine brüllende Stimme; und dem

Reichthum hält die Unsicherheit des Besitzers, und der Anspruch des Habenichts an die ganze Welt, die Wage.

Heribert. Spötter!

Wilibald. Hauptsächlich aber ist die Souveränetät, in der höchsten Bedeutung des Worts, ein ausschließliches Recht der Nation, und gleichsam der große Diamant an eurer Freiheitskappe? Nicht wahr?

Heribert (lachend). Ohne Zweifel.

Wilibald. Das heißt: der Wille der Nation ist Gesetz, und niemand ist berechtigt, ihr ein anderes wider ihren Willen aufzudringen?

Heribert. Halten Sie einen Augenblick! Dahinter möchte wohl eine verborgene Schlange stecken! — Doch ich fürchte sie nicht. Also, ja! es ist wie Sie sagen.

Wilibald. Verzeihen Sie, daß ich noch ein paar Fragen hinzufüge. Die neue republicanische Metaphysik ist so subtil, daß unser einer immer besorgen muß, sie nicht recht gefaßt zu haben.

Heribert. Ich für meinen Theil besorge eher, daß sie nicht subtil genug ist. Aber fragen Sie, fragen Sie immer zu!

Wilibald. Ist die Nation souverän, weil sie die Macht hat alles zu thun was sie will? oder vermöge ihrer Menschenrechte?

Heribert. Was Sie aber auch für Fragen thun! Ich könnte sagen, aus beiderlei Grunde; denn wer alles thun kann was er will, ist unfehlbar souverän. Indessen da sich auf die bloße Macht kein Recht gründen läßt, so erwarten Sie wohl keine andre Antwort, als daß ich sage, vermöge der allgemeinen Rechte des Menschen.

Wilibald. Aber diese sind unverlierbar?

Heribert. Ist es etwa die Souveränetät der Nation nicht auch? Sie ist ja das unverlierbarste aller ihrer Rechte.

Wilibald. Das soll mir lieb seyn! Denn so haben wir den breitesten und gebahntesten Weg vor uns, und eine Menge problematischer Knoten lösen sich von selbst auf.

Heribert. In der That gibt es keine einfachere Wissenschaft als die Politik. Diejenigen, die eine so schwere, verwickelte, mit so vielen Cautelen umschanzte, in ein so geheimnißvolles Dunkel eingehüllte, so viel Schlauheit und taschenspielerische Behendigkeit erfordernde Kunst aus ihr machten, haben von jeher nichts Gutes im Schilde geführt.

Wilibald. Bravo! Darüber wären wir also im Klaren. — Nun, mit Ihrer Erlaubniß, meine letzte Frage: glauben Sie wohl, daß die Fünfmänner, denen Ihre Nation die Vollziehungsmacht, als einen Theil der ihr selbst zuständigen höchsten Gewalt, anvertraut hat, sich entschließen könnten, bei der nächsten Zusammenberufung der Urversammlungen, es in die freie Willkür des souveränen Volks zu stellen, ob es die zeitherige von der Majorität des Directoriums am 18 Fructidor mit eignen Händen so jämmerlich durchlöcherte Constitution wieder zusammen flicken, und, etwa nach B. Röderers Vorschlägen, frisch auskalfatern und neu betakeln lassen, oder lieber eine andre Verfassung, z. B. das verhaßte Königthum, etwa auf den Fuß der Constitution von 1791, allenfalls auch mit den nöthigen Verbesserungen wieder herstellen wolle? — Was meinen Sie, Heribert?

Heribert. Dazu werden sich unsre Bürger Fünfmänner nimmermehr entschließen. Lieber noch zwanzig achtzehnte Fructidors hinter einander! Lieber wieder, wofern wir uns nicht anders zu helfen wissen, Robespierre's allmächtiges Schreckensystem und die permanente Guillotine in allen Com=

munen der Republik wieder aufgestellt! Wo denken Sie hin? Wahrlich, die Republik würde übel dabei fahren, wenn man das Volk in der Stimmung, worin es gerade jetzt ist, auf eine so gefährliche Probe stellen wollte. Ne nos inducas in tentationem!

**Wilibald.** Besorgen Sie etwa einen Bürgerkrieg? Darüber können Sie ohne Kummer seyn. Neun Zehntel der Nation wünschen ja nichts sehnlicher als Ruhe und Ordnung. Das wissen Sie.

**Heribert.** Aber wenn nun, wie es allerdings nicht unmöglich wäre, eben diese neun, oder auch nur acht Zehntel der versammelten Nation sich für einen König erklärten?

**Wilibald.** So wüßten wir den Willen des Souveräns, und ein Knecht, der seines Herrn Willen weiß und —

**Heribert** (ihm in die Rede fallend). Des Souveräns, sagen Sie?

**Wilibald.** Nun ja freilich! Oder wäre die Nation etwa schon nicht mehr, was sie noch vor zwei oder drei Minuten war?

**Heribert.** Aber sie kann nur Souverän seyn, insofern sie Republik ist, und die Republik ist bloß in den entschiedenen Republicanern vorhanden, deren Wahlspruch, la république ou la mort! ist. Diese erkennen keine andre Französische Nation als sich selbst. Alle übrigen, und wenn sie auch neunundzwanzig Dreißigstel der Einwohner Frankreichs ausmachten, sind Royalisten, Orleanisten, Muscadins, Vendeisten, Emigrirte, Sonnenbrüder, Coblenzer, Clichiens, kurz alles in der Welt, nur keine Franzosen —

**Wilibald.** Das ist freilich ein anderes!

**Heribert.** Es ist sehr möglich, und kommt mir selbst mehr als wahrscheinlich vor, daß die eigentlichen Kernrepubli-

caner bei weitem den kleinsten Theil des ganzen Volks ausmachen: aber dafür sind sie auch der streitbarste und entschlossenste. Nimmermehr würden sie sich, so lange sie noch einen Tropfen Blut zu vergießen haben, nach dem Willen einer royalistischen Majorität fügen, und der Bürgerkrieg wäre unvermeilich.

Wilibald. Aber, noch einmal, was für ein Recht hätten diese Republicaner, dem Willen einer Majorität, die beinahe die ganze Nation ausmacht, mit Gewalt zu widerstehen? Denn Sie werden mir erlauben, das, was Sie vorhin von der republicanischen Art, die Nation zu definiren, sagten, für bloßen Scherz aufzunehmen.

Heribert. Was ich Sie versichern kann, ist, daß es unsern Republicanern sehr Ernst damit ist. Recht oder unrecht, genug sie wollen die Republik; und was sie ernstlich wollten, haben sie noch immer, wenn sonst nichts mehr half, mit den kräftigsten aller Argumente, mit Bajonnetten und Kanonen, durchgesetzt. Aber da sie für eine von der größten Majorität des Volkes feierlich angenommene und beschworne Constitution fechten würden, hätten sie auch das Recht auf ihrer Seite.

Wilibald. Wie können Sie, nachdem das Directorium selbst die zwei wesentlichsten Grundpfeiler dieser Constitution umgeworfen hat, und sich dessen, was von ihr noch übrig ist, bloß zu Maskirung und Deckung seines immer weiter um sich greifenden Despotism bedient, wie können Sie verlangen, daß die Nation noch Achtung für eine solche Constitution trage, oder sich unter ihr sicher glaube?

Heribert. Ich verlange nichts; das Directorium verlangt es: und, was auch seine Absichten seyn möchten, genug daß es, so lange die Constitution noch in ihren Hauptmauern

steht, wenigstens den Anschein des Rechts für sich hat, und (was am Ende doch allein entscheidet) Macht genug besitzt, seinem Willen Kraft zu geben.

Wilibald. Und wie sieht es nun bei dieser Bewandtniß der Sachen um die Souveränetät der Nation aus?

Heribert. Herrlich! glänzend! besser als jemals! Da lesen Sie. Hier steht ein Beweis, der alle andern überflüssig macht. Lesen Sie in diesem öffentlichen Blatte, daß unter andern klugen Maßregeln, „den Bürgersinn auf die bevorstehenden Urversammlungen wieder aufzufrischen," auch diese genommen worden ist, daß die Souveränetät des Volks durch ein eigenes Fest, am 30 Ventose dieses Jahres, in der ganzen Republik gefeiert werden soll. Können Sie einen einleuchtendern Beweis verlangen als diesen?

Wilibald. Wirklich? — So gestehe ich Ihnen, die Erfindung dieser neuen Maschine, dem sterbenden Glauben des Französischen Volks an seine eigne Souveränetät etwas Lebensluft zuzuwehen, ist in meinen Augen eine äußerst merkwürdige Erscheinung. Sie beweiset mir eines von beiden: entweder, daß die dermaligen Gewalthaber von dem Verstande des Französischen Volks eine außerordentlich geringe Meinung haben; oder daß ihre Furcht vor dem, was auf den nächsten allgemeinen Volksversammlungen geschehen könnte, sehr groß seyn muß, da sie ihnen die möglichen und sogar wahrscheinlichen Folgen eines solchen Festes zu verbergen scheint.

Heribert. Wie so?

Wilibald. Es wäre doch sehr möglich, daß Ihr Volk, wie leichtsinnig es auch immer seyn mag, durch eine so laute Aufforderung zum Nachdenken beinahe gezwungen, auf den

Einfall kåme, sich selbst zu fragen: ist es denn auch wahr, daß wir der Souverån von Frankreich sind?

Heribert. Diese Frage wåre nicht schwer zu beantworten.

Wilibald. Sie wissen aber, wie das Volk ist. Sich in weitlåufige und tiefsinnige Untersuchungen, Abstractionen und Distinctionen einzulassen, ist seine Sache nicht. Es gibt einen kürzern Weg ins Klare zu kommen. Diogenes führte gegen den Sophisten, der seinen Zuhörern die Unmöglichkeit der Bewegung durch eine Menge spitzfindiger Argumente vordemonstrirt hatte, keinen andern Gegenbeweis, als daß er davon ging. Wie, wenn das Französische Volk, um sich selbst von seiner Souveråneteåt zu überzeugen, plötzlich den Entschluß nåhme sie auszuüben, die Constitution von 1795 vollends zu cassiren, seine zeitherigen Vertreter und Agenten nach Cayenne zu deportiren, und das Königthum zurückzurufen? Gestehen Sie, Freund Heribert, wofern das Französische Volk wirklich so gestimmt ist, wie man mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, so könnte kein Tag zu einem solchen Schritte bequemer und schicklicher seyn, als das Fest seiner Souveråneteåt.

Heribert. Da wåre das Directorium freilich mit seinem vermeinten Pråservativ garstig angeführt! — Aber es hat keine Gefahr. Unsre Dreimånner, auf welche doch am Ende alles ankommt, haben zu viele und große Proben ihrer Vorsichtigkeit abgelegt, als daß zu besorgen wåre, sie möchten bei einer so wichtigen Gelegenheit in eine Grube stürzen, die sie sich selbst gegraben håtten. Von den entschiednen Royalisten gilt gerade das Gegentheil. Wenn hier eine Grube gegraben wird, so dåucht mich sie werde den Royalisten gegraben; und die unkluge Voreiligkeit, womit sie bisher noch immer ihre eigenen Plane und Anstalten selbst vereitelt haben, könnte

ihnen leicht bei dieser Versuchung, in welche sie (vielleicht absichtlich) geführt werden, abermal einen schlimmen Streich spielen. Auf alle Fälle werden Sie sehen, daß die Republik, Dank sey den eben so kräftigen als klugen Maßregeln ihrer Vorsteher, triumphirend aus der Gefahr, wofern hier eine ist, hervorgehen wird.

Wilibald. Ich wünsche allen Menschen, und gewiß auch Ihrer Nation, wiewohl sie der meinigen viel Böses gethan hat, zu aufrichtig Gutes, als daß es mich nicht freuen sollte, wenn der 30 Ventose in ganz Frankreich ruhig und fröhlich abläuft. — Aber wenn dieß auch, durch die Maßregeln des Directoriums, auf welche Sie so eben deuteten, der Fall seyn dürfte, das heißt, wenn jede zweckmäßige Anstalt getroffen wird, daß das Volk seine Souveränetät nicht ausüben könne, wie große Lust es auch dazu haben möchte — kehrt da nicht die alte Frage wieder: was für ein seltsames Ding ist es um ein Recht, das ich zwar besitze und nie verlieren noch veräußern kann, aber nur nicht ausüben darf? Wenn der Wille der eminenten Mehrheit für den allgemeinen Willen gilt; wenn dieser das höchste Gesetz im Staat, und die Souveränetät das heiligste unverletzlichste Recht des Volkes ist: mit welcher Befugniß dürfen bloße Staatsbeamte sich unterfangen, den Willen ihres obersten Gebieters in Fesseln zu legen?

Heribert. Glauben Sie ja nicht, die unsrigen mit dieser Frage in Verlegenheit zu setzen. Wir appelliren von dem Volke an die Nation. Das Volk ist veränderlich, leicht zu bewegen, leicht zu täuschen und irre zu führen, leicht von einem Ton in einen andern zu stimmen. Es handelt immer nach fremdem Antrieb und momentanen Eindrücken, ist immer in der Gewalt eines jeden, der sich seiner Leidenschaften zu

bemächtigen, oder ihm seine eigenen mitzutheilen weiß, und Muth genug hat, sich an seine Spitze zu stellen. Nichts ist daher nothwendiger, als seine Aufwallungen und Launen von seinem festen, unwandelbaren und allgemeinen Willen zu unterscheiden. Dieser ist da, wo die allgemeine Vernunft ist; nicht in den einzelnen Departementern, Communen und Volksversammlungen, sondern in der ganzen Nation, insofern sie über ihre eignen Rechte und Vortheile aufgeklärt ist, oder (was auf das Nämliche hinausläuft) insofern sie durch den aufgeklärtesten und von ächtem Gemeingeist beseelten Theil des Volks repräsentirt wird. Diesem kommt es alsdann zu, die Bewegungen des Volks zu leiten, es in Uebereinstimmung mit sich selbst zu erhalten, es vor den hinterlistigen Künsten seiner verkappten Feinde zu verwahren, und zu Beobachtung der Gesetze, die es einmal als Aussprüche der Vernunft erkannt hat, anzuhalten, kurz, einer Wankelmüthigkeit Einhalt zu thun, die den Staat in eine ewige Anarchie stürzen würde, wenn der Despotism des Gesetzes (den man den Vollziehern desselben mit Unrecht zur Last legt) ihm nicht einen Damm entgegenthürmte, den sie nicht ungestraft überspringen darf.

Wilibald (lächelnd). Ich danke Ihnen, lieber Heribert, daß Sie meinen Begriff von der Volkssouveränetät so schön rectificirt haben. Denn ich gestehe, daß ich mir immer keine rechte Vorstellung davon machen konnte, was ihr Republicaner euch dabei denkt. Sie ist also nicht unverlierbar, wie wir vorhin annahmen?

Heribert. Dem Rechte nach, allerdings; dem Gebrauch nach, nicht. Denn das Volk ist ja um seines eignen Besten willen genöthiget, die Ausübung derselben einem kleinen Ausschuß aus seinem Mittel aufzutragen.

Wilibald. Das Volk kann sich also nicht selbst regieren,

wiewohl es das vollkommenste Recht dazu hat? Kann nicht sein eigner Gesetzgeber noch Richter seyn? seine Finanzen nicht selbst verwalten? seine Kriegsheere nicht in eigner höchster Person anführen? — wie sehr es auch zu allem dem berechtigt ist?

Heribert. Sie scherzen, Wilibald.

Wilibald. Um Verzeihung! Ich rede in ganzem Ernst. Das Volk befindet sich also mit seiner Souveränetät völlig in dem Fall eines unumschränkten Erbmonarchen, der noch in der Wiege liegt: es bedarf einer Vormundschaft, die alles, was es als sein eigner Souverän zu thun hat, in seinem Namen beobachtet — kurz, an seiner Statt seine Rechte wahrnimmt und seine Pflichten erfüllt?

Heribert. Die Natur der Sache läßt es nicht anders zu. Nur belieben Sie den Unterschied zu bemerken, daß der unmündige Monarch sich seine Stellvertreter nicht selbst auslesen kann, das Volk hingegen bereits in dem Alter ist, die seinigen zu wählen.

Wilibald. Nehmen Sie sich in Acht, Heribert! Machten Sie mir nicht eben selbst eine Abschilderung von dem Charakter des Volks, aus welcher ganz geradezu folgt, daß es, ungeachtet der Volljährigkeit der einzelnen Menschen, woraus seine ganze Masse besteht, eben so wenig zu einer solchen Auswahl taugt, als ein unmündiger Monarch? Das Volk ist ein vielköpfiges, vielsinniges, vielzüngiges Thier, voller Leidenschaften und Vorurtheile; hitzig und brausend, wo es kalt und gelassen seyn, eigenwillig und starrsinnig, wo es auf Vernunft hören, wankelhaft, wo es unbeweglich stehen, unentschlossen, wo es schnellbesonnenen und muthvoll seyn sollte. Seine Berathschlagungen sind gewöhnlich tumultuarisch; und je größer die Anzahl derjenigen ist, die entweder in ihrer eigenen Einbildung, oder in

der Meinung andrer, für vorzügliche Köpfe gelten, in desto mehr kleine Factionen wird es sich spalten, desto schwerer wird es seyn, so viele Köpfe unter Einen Hut zu bringen, und desto weniger ist zu erwarten, daß sie sich in ihren Wahlen, ich will nicht sagen immer, sondern nur meistens, auf die tauglichsten und würdigsten Subjecte vereinigen werden. Lassen Sie es in irgend einem kleinen Kuhschnappel nur um die Wahl eines Thorschreibers oder Nachtwächters zu thun seyn, überlassen Sie solche dem Volke, und sehen wie es dabei zugehen wird! In einem größern Abdera ist's nur desto schlimmer. Doch das müssen Sie selbst bereits aus Erfahrung am besten wissen.

Heribert. Nur allzu wahr! Und dennoch —

Wilibald (ihm in die Rede fallend). Die große Urquelle aller Täuschung eurer republicanischen Dogmatiker ist, daß sie überall, wo es das Interesse ihres Systems erfordert, sich das Volk nicht so denken, wie es wirklich ist, sondern wie es seyn müßte, wenn es sich der Rechte, die sie ihm einräumen, weislich sollte bedienen können. Dieß gilt von eurer ganzen Constitution. Sie ist in einer Art von prophetischem Geiste, für ein anderes Jahrhundert, für ein Volk, das erst noch dazu gebildet werden soll, gemacht, und wird nach aller Wahrscheinlichkeit eine noch so weit entfernte Zukunft nicht erleben. — Doch, dieß nur im Vorbeigehen, und ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie unterbrochen habe. Ich erinnere mich Ihres „und dennoch!" sehr wohl, und will Ihnen die Mühe ersparen, sich näher zu erklären, weil ich Ihre Meinung zu errathen glaube. Da wir gemeinschaftlich Wahrheit suchen, so ist nöthig, daß wir immer so nahe beisammen bleiben, als möglich seyn will. Ich räume Ihnen also zu diesem Behuf ein, daß ein Volk — es sey nun, daß es sich

bisher noch in einer Art von Naturstand befunden, und nun entschlossen sey, künftig eine bürgerliche Gesellschaft auszumachen, oder daß es, wie die Französische Nation, durch irgend eine Revolution, in jenen anarchischen Stand zurückgeworfen worden — daß dieses Volk nicht nur berechtigt, sondern (wofern es anders der Würde vernünftiger Wesen nicht entsagen will) verbunden ist, sich einer gesetzmäßigen Regierung zu unterwerfen. Ein Volk, es bestehe nun aus dreißigtausend oder aus dreißig Millionen Menschen, kann vernünftiger Weise seine Souveränetät nur zu einem einzigen Act gebrauchen, nämlich zu demjenigen, wodurch es sich derselben wieder begibt, indem es sie entweder mehrern Personen oder einer einzigen zur Verwaltung überträgt.

Heribert. Mit Ihrer Erlaubniß, das Volk begibt sich seiner Souveränetät keineswegs, indem es bloß die Last der Verwaltung auf andre wälzt.

Wilibald. Was wollen Sie damit sagen? Sie wollen doch nicht aus dem millionenköpfigen Souverän eine Art von morgenländischem Schach machen, der die Regierung bloß darum auf fremde Schultern legt, um sich desto gemächlicher und ungestörter einer wollüstigen Unthätigkeit überlassen zu können? Das Volk begibt sich der Ausübung seiner höchsten Gewalt, weil es sie nicht selbst verwalten kann; weil kein anderes Mittel ist, zu dem Zustand von Ordnung und Ruhe zu gelangen, ohne welchen es sich den Genuß der Vortheile des bürgerlichen Lebens nicht verschaffen könnte. Der wahre Souverän im Staat ist derjenige, der das Recht hat die höchste Gewalt auszuüben; und von dem Augenblick an, da das Volk sich der Ausübung dieses Rechts begeben hat, tritt es, wie groß auch seine gesetzmäßige Freiheit immer seyn mag, in das Verhältniß eines Unterthans, und ist seiner sich selbst

gegebnen Obrigkeit Gehorsam schuldig. Gegen die Evidenz dieser Grundwahrheit helfen keine Distinctionen. Auch sehen Sie, daß Ihre dermaligen Gewalthaber es nicht anders verstehen, und ihren vorgeblichen Souverän sehr gut in der Zucht zu halten wissen; nicht selten mit einer Strenge, die kein Minister Ihrer letzten Könige zu wagen sich getrauet hätte. — Aber, um nicht wieder aus unserm Wege zu kommen, will ich mich über diesen Punkt, was die Theorie betrifft, in keinen Streit mit Ihnen einlassen; zumal, da ich nicht zu läugnen begehre, daß es, in dem bestimmten Falle, den wir vorausgesetzt haben, von der Willkür des Volkes abhängt, unter welchen Bedingungen und Modificationen es seine höchste Gewalt in die Hände seiner Stellvertreter legen will. Bekanntlich bilden diese Modificationen die verschiedenen Formen der Staatsverfassung, deren weit mehrere sind als man gewöhnlich annimmt. Aber unter allen diesen Formen bleibt das Wesen der Regierung sich selbst gleich; die Bedingungen, unter welchen es möglich ist, ein von Natur freies Volk zu regieren, sind in allen eben dieselben; die Rechte dessen oder derjenigen, welchem oder welchen die höchste Gewalt anvertraut ist, und die Pflichten des Volks, welches zu gehorchen schuldig ist, sind in allen eben dieselben, und umgekehrt. —

Heribert So daß es also, Ihrer Meinung nach, einem Volke ganz gleichgültig seyn kann, ob es von einem Monarchen oder von einer demokratischen Obrigkeit regiert werde?

Wilibald. Doch nicht ganz gleichgültig. Jede dieser Formen hat ihre eigenen Vorzüge und Nachtheile: und wenn sie genau gegen einander abgewogen werden, so dürfte wohl, wie ich mir zu behaupten getraue, der Vorzug auf Seiten der Monarchie seyn.

Heribert. Da kommen wir auf einmal so weit aus einander, daß es schwer halten wird, uns wieder zusammen zu finden.

Wilibald. Wir wollen also, mit Ihrer Erlaubniß, diesen letztern Punkt, wenigstens vor der Hand, unentschieden, oder, wenn Sie wollen, nach Ihrem eigenen Gutdünken entschieden seyn lassen, und bloß bei dem verweilen, was allen Regierungsformen gemein ist. Um desto eher aus der Sache zu kommen, wollen wir nur die uneingeschränkte Monarchie und die vollkommene Demokratie mit repräsentativer Regierung und getheilten Gewalten, als die beiden äußersten, zwischen welchen alle andern liegen, gegen einander stellen, um zu sehen, was sie mit einander gemein haben.

Heribert. Ich bin's zufrieden. Nur verbitte ich alle kleinen optischen Kunstgriffchen bei der Zusammenstellung.

Wilibald. Besorgen Sie nichts dergleichen; ich werde nicht nöthig haben, der Wahrheit durch Kunst nachzuhelfen. Fürs erste also: in der besagten Demokratie, wie in der uneingeschränktesten Monarchie, hat sich das Volk des Gebrauchs der höchsten Gewalt begeben. Denn wiewohl es in jener den Namen des Souveräns beibehält, und in Frankreich künftig sogar ein Fest seiner Souveränetät mit allem gebührenden Pompe begehen wird, so wollte ich doch Sr. popularen Majestät nicht rathen, sich den Verordnungen der Bürgerdirectoren, oder den Bajonnetten und Kanonen der unter den Befehlen derselben stehenden Bürgersoldaten und Leibgardisten zu widersetzen. Oder glauben Sie etwa —

Heribert. Nein, nein! Ueber diesen Punkt bin ich völlig Ihres Glaubens. Nur weiter!

Wilibald. Zweitens: in beiden ist dem Volke das vor

einigen Jahren so hoch gepriesene Maratische Recht der heiligen Insurrection niedergelegt.

Heribert. Ohne alle Bedingung?

Wilibald. Ohne alle Bedingung.

Heribert. Das ist hart!

Wilibald. Es gibt wirklich Fälle, wo es sehr hart ist.

Heribert. In der unumschränkten Monarchie mag das wohl so seyn, wo das Volk in politischem Sinne für nichts gerechnet ist —

Wilibald. Das ist nun auch so einer von euern auf gut Glück angenommenen Sätzen, gegen den ich sehr viel einzuwenden hätte. Doch davon ein andermal! — In der Demokratie also, meinen Sie, wäre es ein andres mit dem Recht der heiligen Insurrection?

Heribert. Unläugbar ist das Volk in mehr als Einem Falle dazu berechtigt.

Wilibald. Berechtigt? Wenigstens in der Demokratie nicht mehr als in der Monarchie.

Heribert. Zum Beispiel, wenn die obersten Vollzieher der höchsten Gewalt sich einen wesentlichen Eingriff in die Constitution erlauben wollten.

Wilibald. Wie, Heribert? Haben Sie vergessen, daß am 18 Fructidor der Casus in terminis schon da gewesen ist? Kann die Constitution wohl gröblicher verletzt werden, als wenn das Directorium sich einer ihm ausdrücklich untersagten Disposition über die bewaffnete Macht anmaßt, um einen gewaltsamen Eingriff in die Freiheit des gesetzgebenden Körpers und seiner eigenen Mitglieder zu thun? — Das Mißfallen aller guten Bürger über diesen ungeheuern Act von Sultanism war so allgemein als ihr Erstaunen; und doch

rührte sich das Volk nicht! — Und warum rührte es sich nicht?

Heribert. Die Ueberraschung, der Schrecken —

Wilibald. Wird vermuthlich in jedem ähnlichen Falle dieselbe Wirkung thun. Aber, was Sie als etwas ganz Ausgemachtes annehmen können, ist, daß das Directorium, zum Beweise, daß es dem Volk kein Recht zum Aufstand zugesteht, in jedem Falle, wo es für nöthig halten wird, „die Republik durch einen Bruch in die Constitution zu retten," auch die nöthigen Maßregeln nehmen wird, dem Volke die Ausübung eines solchen Rechts, durch eben dieselben Mittel, deren sich der entschiedenste Despot gegen unruhige Unterthanen bedient, unmöglich zu machen. Auch versteht sich von selbst, daß es das entscheidende Urtheil über die Fälle, wo diese Nothwendigkeit eintreten möchte, jedesmal sich selbst ausschließlich vorbehalten wird. Wo bliebe denn also, was diesen Punkt betrifft, der Unterschied zwischen den Fünfmännern in der Demokratie und dem Einzigen Mann in der unumschränktesten aller Monarchien?

Heribert (die Achseln zuckend). Also weiter.

Wilibald. Drittens: in beiden ist dem Volke, dem souveränen so gut als dem allerunterthänigsten, alle Macht benommen, die Staatsverfassung zu ändern, wie groß auch immer seine Lust dazu seyn möchte.

Heribert. Wie wäre das?

Wilibald. Zum Beispiel: setzen wir den möglichen Fall, das Volk wäre der quinqueviralischen Regierung müde und überdrüssig; es finge an zu bemerken, daß die Vortheile, die es von seinem einzigen Prärogative, dem Wahlrecht in den Primarversammlungen, zieht, gegen den damit verknüpften Zeitverlust, die Unterbrechung seiner gewöhnlichen Geschäfte,

und alle die heillosen Folgen des ewigen Intriguirens, Cabalirens, Aufhetzens, Verführens und Bestechens, das von einer solchen alle Jahre wiederkommenden Wählerei unzertrennlich ist, in gar keiner Proportion stehen; kurz, gesetzt das Volk überzeugte sich, bei Vergleichung seines gegenwärtigen Zustandes mit den goldnen Zeiten, wozu man ihm anfangs so große und nahe Hoffnung machte, daß es ihm besser wäre, die dermalige Ordnung der Dinge mit einem leidlich eingerichteten Königthum zu vertauschen, und es wollte bei den nächsten Urversammlungen seinen souveränen Willen über diesen Punkt kund werden lassen —

Heribert. Das könnte doch wohl nicht ohne Berathschlagung und Debatten geschehen, und diese sind dem Volk bekanntermaßen durch die Constitution untersagt.

Wilibald. Das ist es eben, was ich meine. Das Directorium, dem mit einer solchen Entschließung seines Souveräns nicht gedient wäre, wird es nicht an sich fehlen lassen, unter der Aegide der Constitution, bei jedem Anschein, daß das Volk sich eines so sträflichen Gebrauchs seiner Souveränetät unterfangen möchte, so kräftige Maßregeln dagegen zu nehmen, daß es den heutigen Griechen zehnmal leichter seyn wird, das Joch der Türken abzuschütteln, als den Franzosen, ihrer Souveränetät wieder los zu werden, wie überlästig sie ihnen auch immer seyn möchte.

Heribert. Das glaub' ich selbst.

Wilibald. Also viertens: in beiden ist das wesentlichste Interesse des Volks in fremden Händen; in der Monarchie in den Händen des Monarchen und seiner Räthe und Vertrauten; in der Französischen Demokratie in den Händen der beiden gesetzgebenden Räthe und des Directoriums, welches auch seine Vertrauten, Günstlinge, Helfershelfer und Creaturen

hat, und in ungleich größerer Anzahl als irgend ein Monarch. Das souveräne Volk hat hierin im Grunde vor dem allerunterthänigsten nichts voraus. Es muß z. B. so gut wie dieses, alles, was es hat, hergeben, um die wirklichen und vorgeblichen Staatsausgaben zu bestreiten, ohne daß weder dem einen noch dem andern darüber Rechnung abgelegt wird; es muß, so gut wie dieses, seine Söhne an die Schlachtbank führen lassen, sobald es den Wenigen beliebt, in deren Willkür es den Gebrauch seiner wichtigsten Oberherrlichkeitsrechte gestellt hat; es muß der Wohlthaten des Friedens so lange entbehren, als es das Interesse der herrschenden Faction ist, Krieg zu haben; und man sieht aus dem ganzen Benehmen dieser Faction, wie geflissentlich sie es darauf anlegt, den Janustempel, von dessen Schließung sie sich wenig Gutes zu versprechen scheint, ewig offen zu erhalten.

Heribert. Sehen Sie nicht, mit welchem Enthusiasmus sich die ganze Nation für die große Unternehmung gegen Carthago interessirt?

Wilibald. Die ganze Nation? Daran zweifle ich sehr. Wenn es aber auch wäre, so weiß man ja, wie gewaltig und unablässig sie seit einiger Zeit wieder elektrisirt und fanatisirt wird. Aber vergessen Sie nicht, daß keine Nation in der Welt leichter in Feuer zu setzen, leichter zu verführen und zu mißbrauchen, leichter von einem Aeußersten zum andern hinzureißen ist, als die Ihrige. Schon lange ließ sie es deutlich genug merken, daß sie den Frieden für ein Gut halte, das die Aufopferungen, die man ihm machen müßte, überschwänglich bezahlen würde. Freilich findet zwischen den unterthänigen Völkern und dem souveränen auch diese Aehnlichkeit statt, daß bei solchen Gelegenheiten beiden ungefähr die nämlichen Complimente gemacht, beiden dieselben Trostlieder vorgesun-

gen, beide durch dieselben Vorspiegelungen zur Geduld und zur Anstrengung ihrer letzten Kräfte angefeuert werden: es ist aber auch dießmal bloß von den Aehnlichkeiten die Rede.

Heribert (läßt den Kopf ein wenig auf die Seite hängen, zählt seine Finger und nimmt Tabak).

Wilibald. Ich sehe, daß ich zu lange auf einer so widerlich schnarrenden Saite verweile. Also nichts weiter als dieß Einzige: je genauer wir die Sache von allen Seiten betrachten, desto einleuchtender, däucht mir, muß es uns werden, daß nirgends ein rechtmäßiger Grund vorhanden ist, warum ein republicanischer Christ dem Königthum, wie dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen in seinem Taufbund, entsagen, oder ein atheistischer Republicaner ihm alle Augenblicke eine so häßliche Leidenschaft, als unversöhnlicher Haß ist, zuschwören soll. Es lebt sich ganz leidlich in der Republik, wie in der Monarchie, vorausgesetzt, daß beide mit Gerechtigkeit und Weisheit regiert werden. Wenn der Monarch die Tugenden Marc-Aurels mit der Klugheit Augusts und der Tapferkeit und Mäßigung Trajans in sich vereiniget; wenn in der Republik das Directorium und seine Ministerialen, die gesetzgebenden Collegien, die Gerichtshöfe und die Heerführerstellen mit lauter Männern wie Aristides, Perikles, Epaminondas, Phocion, Timoleon, Paul-Aemil, Regulus, Cato u. s. w. besetzt sind: so werden gute und verständige Menschen (die nicht mehr verlangen als was billig ist) sich unter beiderlei Regierungsformen wohl genug befinden, um keine Aenderung zu wünschen.

Heribert. Eine bescheidene Forderung, das gesteh' ich! Ungefähr wie wenn Plato die Republik von lauter Philosophen regiert haben will.

Wilibald. Kann ich weniger fordern? Damit eine

Republik, zumal eine so große wie die Ihrige, gedeihe, ist Tugend, als herrschendes Princip der Regenten sowohl als der Regierten, eine unnachlässige Bedingung: das ist so erweislich als irgend ein Lehrsatz im Euklid. Die Monarchie kann sich, zur Noth, mit weniger behelfen. Wenn der Fürst nur kein Caligula oder Claudius, seine Minister keine Tigelline, seine Gemahlin keine Messalina oder Brünehild, seine Maitresse keine Theodora, seine Günstlinge keine Pallasse und Narcissen sind, so können die Unterthanen immer zufrieden seyn, und alles mag, durch den bloßen Mechanism der gewöhnlichen Polizei, Justiz- und Finanz-Verwaltung, in einem einmal in sich selbst bestehenden Staate noch ganz erträglich gehen. In der Republik hingegen —

Heribert (gähnend). Was geben uns die Schauspieler diesen Abend?

Wilibald. Die Zauberflöte.

Heribert. Desto besser. Ich gestehe Ihnen, unser Gespräch hat mich übellaunig gemacht; es braucht nichts Geringeres als einen Dichter wie Schikaneder und einen Tonkünstler wie Mozart, um mir wieder zu einer leidlichen Stimmung zu verhelfen. Lassen Sie uns aufbrechen.

## IV.

## Was ist zu thun?

Geron. So werd' ich denn doch den fatalen Augenblick sehen, da mein armes Vaterland — dieses einst so mächtige, so ehrwürdige Germanien, das im Stande seiner rohen Freiheit von dem allgewaltigen Rom selbst nicht bezwungen werden konnte, sich von euern noch allgewaltigern Demagogen wie eine Masse Thon behandeln, und nach ihrer Willkür, weiß der Himmel in welche abenteuerliche Form oder Unform umgestalten lassen muß! So weit wär' es nun auch mit uns gekommen! Und dieß wäre alles, was wir mit einem Kriege gewonnen hätten, der entweder nie angefangen, oder —

Heribert (ihm in die Rede fallend). — sich nie endigen, oder nur mit Deutschlands gänzlichem Umsturz endigen sollte? Das letzte wollen Sie doch nicht? und das erste ist nicht mehr zu ändern. Was ist also zu thun?

Geron. Wenn wir noch wären, was unsere Vorväter in jenen Zeiten waren, da alle übrigen Völker Europens, sogar die auf ihre damaligen Vorzüge in Cultur und Aufklärung stolzen Italiener, noch mit Achtung von den Deutschen sprachen — so wäre diese Frage bald beantwortet. Wenn wir

noch Energie, noch alten Brudersinn, noch Stolz und Vertrauen auf uns selbst, noch Vaterlandsliebe und Nationalgeist hätten —

Heribert. Vaterlandsliebe? Nationalgeist? — Lieber Geron! wozu dieser Eifer? Und wenn Sie ihn sogar in jedem einzelnen Deutschen entzünden könnten, wozu? Was würde, da die Sachen nun einmal so weit gekommen sind, damit ausgerichtet? Soll die Deutsche Nation in Masse aufstehen?

Geron (tief erseufzend). Sie haben Recht! Ich vergaß, daß wir das nicht können — nicht dürfen, wenn wir's auch könnten; ich vergaß, daß wir keine Nation sind; daß wir das ungeheure Bild sind, das König Nebukadnezar einst im Traume sah — „dessen Haupt war von feinem Gold, seine Brust und Arme von feinem Silber, sein Bauch von Erz, seine Schenkel von Eisen, seine Füße halb von Eisen und halb von Thon.“

Heribert. Und Sie wundern sich noch, daß diese Füße von dem gewaltigen Stein, der auf sie herabfiel, zerschmettert wurden?

Geron. Da Sie sich doch dieses Umstandes so gut erinnern, so wissen Sie wohl auch was weiter erfolgte? — „Da wurden mit einander zermalmet Eisen, Thon, Erz, Silber und Gold, und wurden wie Spreu auf der Sommertenne, und der Wind verwehte sie, daß man sie nirgends mehr finden konnte.“

Heribert. Und Sie, mein Freund, erinnern sich auch noch, daß „der Stein, der das Bild schlug, zu einem großen Berge ward, und die ganze Welt erfüllte?“

Geron. Ich bitte Sie, lassen wir den Seher Daniel und den Träumer Nebukadnezar an ihrem Orte. Mir schaudert vor allen diesen Aehnlichkeiten! O der Berg, der Berg! der dreimal verwünschte Berg! — Es ist schwer, lieber Heri-

bert, den Gedanken zu ertragen, daß ein Staat, dessen majestätischer Bau, selbst in seinem Verfall, der Welt noch Ehrfurcht gebot, ein Reich, das sowohl durch seine geographische Lage, Größe, Fruchtbarkeit und Bevölkerung, als durch das, was seine Bewohner schon sind, und unter günstigen Umständen noch werden könnten, zur Grundfeste des policirten und aufgeklärten Europa bestimmt ist, daß ein solches Reich dem Neufränkischen Koloß, der sich auf einmal über die ganze Welt erhebt, zu einem bloßen Fußgestell dienen soll! Es ist schwer, den Gedanken zu ertragen, daß drei oder vier Französische Advocaten das Schicksal von vierzig bis funfzig Millionen Menschen entscheiden, und, weil auch wir — wie die Schweizer — die gute Zeit, wo wir uns selbst hätten helfen können, verschlummert haben, sich nun ermächtiget finden sollen, uns in unsrer gewohnten Lebensordnung zu stören, und uns, wie jener alte Räuber, mit Gewalt in ihr eisernes Bette zu legen, um so lange an uns zu stümmeln und zu recken, bis wir so kurz oder lang sind als sie uns haben wollen.

Heribert. Hoffentlich ist es so arg nicht, wie Sie sich's in diesem düstern Augenblick vorstellen. Gesetzt aber, es wäre, wie ist zu helfen?

Geron. Daß dieß noch die Frage ist, das ist es eben, was mich und alle biedern Deutschen so mißmüthig macht.

Heribert. Aber wie wär' es anders möglich? Ihr Deutschen seyd nun einmal, im strengen Sinn des Worts, keine Nation, sondern ein Aggregat von mehr als zweihundert größern, kleinern, noch kleinern, und unendlich kleinen Völkern und Völkchen. Das gestehen Sie selbst, und dagegen hilft kein Nationalstolz, keine Selbsttäuschung. Daß dieses Aggregat sich nun auf einmal einbilden soll eine Nation zu seyn; daß es mit gesammter Kraft, wie Ein Mann, aufstehen,

und Vermögen, Leib und Leben aufopfern soll, um die Dauer einer unhaltbar gewordnen Verfassung zu verlängern, und die hohen Vorrechte der Römischkatholischen Ritterschaft aufrecht zu erhalten — wer kann das erwarten? Was geht alle diese Menschen die Integrität des Reichs an, und um was wird der Tyroler, der Halberstädter, der Meklenburger, der Würtemberger u. s. w. unglücklicher seyn, wenn den Abkömmlingen der Altdeutschen Ritter die Gelegenheit benommen wird, Fürsten zu werden?

Geron. Wenn diese Art zu vernünfteln gälte, wer bliebe bei dem Seinigen? Niemanden kann und darf genommen werden, was er rechtmäßig hat. Aber Sie berühren da gerade die rechte Saite. Ich will Ihnen zugeben, daß unserm Volke, wie jedem andern in der Welt, eben nicht sehr viel daran gelegen ist, ob es mit einem krummen oder geraden Stabe geweidet wird. Aber wem ist an der Integrität des Reichs, insofern sie dermalen in Gefahr ist, mehr gelegen, als eben dieser so zahlreichen Classe von Rittern, die, genau zu reden, die eigentlichen Staatsbürger des Deutschen Reichs sind, und, wenn sie für Einen Mann ständen, und der Heldengeist ihrer Vorfahren noch in ihrem Busen loderte, so viel zu Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Vorzüge vor dem Adel aller andern Völker des Erdbodens thun könnten?

Heribert (leise vor sich). Da müßten sie auch das Mark ihrer Vorfahren in den Knochen haben.

Geron (ohne darauf zu achten, fortfahrend). Glauben Sie, daß ein Franz von Sickingen, ein Ulrich von Hutten, ein Schärtlin von Burtenbach, den Ereignissen unsrer Tage so gelassen und unthätig zugesehen hätte?

Heribert. Ich bitte Sie, lieber Geron, sehen Sie selbst die Dinge mit etwas mehr Gelassenheit an, und reden Sie

nicht, als ob Sie im sechzehnten Jahrhundert lebten! Ich bin überzeugt, daß es den Abkömmlingen jener Altdeutschen Helden weder an Muth noch gutem Willen fehlt; sie sind zu beklagen, nicht zu tadeln, wenn sie einer alles mit sich fortreißenden Gewalt weichen müssen. Was würde Franz Sickingen und Ulrich Hutten selbst, wenn sie in diesem Augenblicke mit ihrer ganzen Kraft aus ihren Gräbern hervorgingen, mehr thun können, als unmuthig ihre zottellockigen Heldenköpfe schütteln, und — in ihre Gräber zurücksinken?

Geron. Leider ist es, wie Sie sagen. Und so wäre denn die Reihe an mir, Sie zu fragen: was ist zu thun?

Heribert. Sehen Sie sich nach allen Seiten um, drehen und wenden Sie sich wie Sie wollen und können, strengen Sie alle Nerven und Sennen Ihrer Erfindungskraft und Ueberlegung bis zum Reißen an, Sie werden kein anderes Resultat herausbringen, als die goldne Maxime, die so lange gegolten hat und gelten wird, als die Welt in ihren alten Angeln geht, „der Nothwendigkeit nachgeben.“

Geron. Darf man fragen, Bürger Heribert, wie viel Sie damit genau sagen wollen?

Heribert. Ich will mich erklären. Setzen Sie den Fall, eine alte Familie hätte von ihren Voreltern eine uralte, ehrwürdige, Gothische Burg mit allen Zubehören, Thürmen und Thürmchen, Zinnen und Schießscharten, steilen Wendeltreppen, kleinen Zimmern, großen Sälen voll Hirschgeweihen und geharnischter Ahnen, Rüstkammern, Gewölben, Kellern, Wassergräben und Zugbrücken, geerbt, und diese edle Familie hätte sich, mit ihren zahlreichen Dienern und Knechten, seit Jahrhunderten, trotz allen Veränderungen die inzwischen in der Welt vorgegangen, in und mit dieser unbequemen, finstern, winklichten, kalten und muffichten alten Burg beholfen so gut

sie gekonnt und gewußt; hier und da wäre wohl auch eine Scheidewand durchbrochen, ein altes Zimmer nach modernem Geschmack umgestaltet und verziert, oder eine dunkle Winterstube mit etwas mehr Licht versehen, die beräucherten Decken neu getüncht und bemalt, Kreuzgänge und Vorsäle in eine Menge kleiner Zimmerchen und Degagements verwandelt, kurz, von Zeit zu Zeit so viel in dem alten Wesen verändert und modernisirt worden, daß das Ganze zuletzt das Ansehen eines seltsamen und in seiner Art einzigen Mitteldings von einem Altgothischen Ritter- und Zauberschloß, und einem, in verschiedenen Epochen nach verschiedenen Planen, stückweise zusammengeflickten Italienisch-Französischen Palast, gewonnen hätte; alle diese Veränderungen aber hätten der Festigkeit und dem Zusammenhang dieses weitläufigen Gebäudes unvermerkt großen Abbruch gethan, so daß es sich hier und da stark gesenkt, fürchterliche Risse bekommen, mit Einem Wort, so baufällig geworden, daß endlich den edeln Bewohnern selbst (von ihren Dienern und Knechten nichts zu sagen), ungeachtet ihrer frommen Anhänglichkeit an die uralte Familienburg ihrer Vorfahren, nicht sonderlich wohl darin zu Muth gewesen wäre. — Sie hätten zwar ihr Möglichstes gethan dem Uebel zu steuern, hätten hier und da frische Balken durchgezogen, Strebpfeiler aufgeführt, Löcher und Risse ausgestopft und zugemauert, im Uebrigen die Sache Gott befohlen, sich gute Tage gemacht, und was künftig zu thun seyn möchte, der Zeit und ihrer Nachkommenschaft überlassen; es wäre aber freilich weder mit jener Flickerei, noch mit dieser Resignation, der Sache geholfen gewesen. Inzwischen wäre in einem benachbarten Land ein schreckliches Erdbeben ausgebrochen, dessen Bewegungen sich weit umher verbreitet, und auch die besagte alte Gothenburg so kräftig erschüttert hätten, daß einige

Thürmchen und Angebäude wirklich eingestürzt, und das Hauptgebäude in einen so schadhaften Stand gekommen wäre, daß die Familie es mit Sicherheit nicht länger bewohnen könnte. Gesetzt nun, in dieser Lage der Sachen meldete sich ein fremder Baumeister —

Geron. O ja, bei Theut und Wodan! ein feiner Baumeister!

Heribert. Und wenn es der leibhafte Satan wäre — man sieht ja mehr als Eine Probe, daß es kein alltäglicher Baumeister ist — wenn er einen Vorschlag zu thun hat, so muß er gehört werden.

Geron. Aber ich bitte Sie, welch ein Vorschlag!

Heribert. Nun, nun! der Vorschlag ließe sich doch immer hören, dächt' ich; oder wissen Sie einen bessern?

Geron. Freund Heribert, Ihr Gleichniß ist nicht viel tröstlicher als Nebukadnezars Traum. Ich will nicht läugnen, was nur ein Wahnsinniger läugnen könnte: es steht um das bewußte Gebäude freilich so so! Es hatte schon in der ersten Anlage wesentliche Fehler, ist schon so oft, immer nach einem andern Plan, verändert worden, hängt so schwach zusammen, hat so wenig Ebenmaß in den Verhältnissen seiner Theile; — überdieß wohnen manche Zweige der hohen Familie ziemlich ungemächlich — mehrere wissen kaum unterzukommen. — Es wäre viel davon zu sagen, wenn die Sache nicht zu notorisch wäre. — Und doch, ohne das verwünschte Erdbeben hätten wir, und sogar unsre Nachkommen, nach Gottes Willen, uns vielleicht noch lange darin behelfen können, bis es uns über den Köpfen zusammengefallen wäre.

Heribert (laut auflachend). Wirklich? Was Sie für ein gutmüthiger Mann sind, Geron! Sie sind wirklich zu bedauern, daß Ihnen das neidische Schicksal die Glückseligkeit

nicht gönnen will, sich noch länger in einer Wohnung zu behelfen, die Ihnen eine so tröstliche Aussicht gibt. Ich muß gestehen, Sie haben sich über großes Unrecht zu beklagen.

Geron. Aber was geht unsre Burg eure Baumeister an? Wir können und werden uns schon selber helfen, wenn wir's nöthig finden.

Heribert Sey'n Sie so billig zu bedenken, daß der fremde Baumeister einer Ihrer nächsten Nachbarn ist, und verlangen Sie nicht, daß es ihm gleichgültig sey, in was für Umständen ein Gebäude sich befindet, dessen Einsturz seine eigne Wohnung beschädigen könnte. Aber lassen wir alle diese Nebenbetrachtungen! Sie kommen zu spät. Das Erdbeben hat nun einmal seine fatale Wirkung gethan, es muß für das Unterkommen der dadurch Beschädigten gesorgt werden; die Frage ist nur, wie und woher?

Geron. Was wäre Ihr Rath, Heribert, wenn Sie zu rathen hätten?

Heribert. Die ganze Familie ist natürlich in großer Bewegung. Daß etwas gethan werden müsse, ist augenscheinlich. Darin stimmen alle überein. Aber was? Da sitzt der Knoten, ein sehr verwickelter, den entweder weise Klugheit auflösen muß, oder Alexanders Schwert zerhauen wird.

Geron. Zum letztern soll es hoffentlich nicht kommen, wofern nicht alle über- und unterirdischen Mächte sich verschworen haben uns Sinn und Muth zu rauben. Aber lassen wir, ich bitte Sie, die Allegorie fahren, mit der wir nur zu lange gespielt haben, und die, wie passend sie auch in einigen Punkten ist, doch in andern uns nur zu Trugschlüssen verführen würde. So ist es z. B. mit dem Erdbeben, das einige Nebengebäude unsrer alten Gothischen Burg einstürzen machte. Wenn wir die Allegorie aufheben, und die Thatsachen, wovon

die Rede ist, an sich selbst erwägen, so ist klar, daß es nur auf den freien Willen des Französischen Directoriums ankäme, gemäßigter in seinen Forderungen zu seyn, und von einer so offenbar ungerechten Anmaßung, als die Vereinigung des linken Rheinufers mit dem Französischen Gebiet ist, abzustehen: so wie es unsrerseits nur Mangel an Energie, Nationalstolz, Patriotism und Gemeingeist ist, wenn wir uns jemals bequemen, durch eine so demüthigende Nachgiebigkeit unsre Schwäche und Blöße vor der ganzen Welt aufzudecken.

Heribert. Ich kann hierin nicht Ihrer Meinung seyn; denn ich glaube, auch der tapferste und biederste Mann könnte ohne Schamröthe nachgeben, wo Beharrlichkeit auf dem Gegentheil das ungleich größere Uebel wäre. Auf die Frage: „ob die Französische Republik so unrecht daran thue, das eroberte linke Rheinufer, zur Entschädigung fürs Vergangene und Sicherstellung für die Zukunft, zurück zu behalten,“ wollen wir uns, mit Ihrer Erlaubniß, nicht einlassen. Sie gehört ungefähr unter eben dieselbe Rubrik, wie die Frage: mit welchem Recht die Republiken Polen und Venedig ihrer politischen Existenz beraubt, und unter auswärtige Mächte ausgetheilt worden, die, unter andern Umständen, nie daran gedacht hätten, sich ein Recht an die Beherrschung dieser Staaten zuzueignen. Aber, wie gesagt, wir wollen jetzt, mit Beseitigung der Rechtsfrage, bloß als Thatsache zum Grunde legen, daß die Französische Republik das linke Rheinufer nun einmal im Besitz hat, und gutwillig nicht wieder hergeben wird.

Geron. Die erste Frage wäre also: ob dem Deutschen Reiche zugemuthet werden könne, einem so wichtigen integranten Theil seines Staatskörpers gutwillig zu entsagen?

Heribert Lassen Sie uns die Frage lieber so stellen:

wäre es wohlgethan, wenn das Deutsche Reich, so wie die Sachen nun einmal stehen, sich selbst zumuthen wollte, die Länder des linken Rheinufers durch Gewalt der Waffen wieder zu erobern?

Geron (macht eine Grimasse, scheint etwas sagen zu wollen und schweigt mit halb offnem Munde).

Heribert. Ich sagte ausdrücklich: „so wie die Sachen nun einmal stehen.“ Ich bitte Sie also, versetzen Sie sich nicht wieder mit Ihrer Einbildungskraft in die alten Zeiten, die nicht mehr sind und nicht wieder kommen können; lassen Sie die Ritter und Helden des 16ten und 17ten Jahrhunderts in ihren Gräbern ruhen und sagen mir nur: wenn es auf Ihre Meinung ankäme, könnten Sie mit ruhiger Vernunft und gutem Gewissen zu Fortsetzung des Krieges rathen?

Geron (die Achseln zuckend). Da dieß nicht die Meinung der beiden mächtigsten Fürsten zu seyn scheint; und ein hinlänglicher Beistand einer großen, aber zu weit entfernten Nordischen Macht weder gewiß, noch, aus sehr wesentlichen Rücksichten, von den Deutschen selbst zu wünschen ist, so bleibt freilich wenig Hoffnung übrig —

Heribert. Ich sage Ihnen, auch wenn die beiden mächtigsten Reichsfürsten sich entschließen könnten, Antheil an einem solchen, dem ersten Ansehen nach, sehr patriotischen Kriege, den thätigsten Antheil zu nehmen, so ist doch höchst wahrscheinlich (um nicht gewiß zu sagen), daß Deutschlands gänzlicher Untergang die Folge eines solchen Krieges seyn würde. — Es wäre denn, daß Sie ein Mittel wüßten, etliche hunderttausend Mann und einige tausend Kanonen mit allem Zubehör auf Feenwagen und Luftschiffen in möglichster Geschwindigkeit an den Rhein zu transportiren, und (was ich

nicht zu vergessen bitte) daß Sie noch überdieß ein Arcanum hätten, dieses ungeheure Kriegsheer wenigstens ein paar Monate lang von bloßer Luft leben zu lassen.

Geron. Wir reden von einer sehr ernsthaften Sache, Heribert!

Heribert. Auch spreche ich im höchsten Ernst. Deutschland kann und will keinen Krieg mehr aushalten. Oder meinen Sie, daß es an dem unsäglichen Elend, das die letzten drei Jahre über eine Hälfte dieses Reiches gebracht haben, nicht schon mehr als genug hätte? Soll die andere Hälfte auch noch zu Grunde gerichtet werden, um etwas zu erhalten, was wahrscheinlich am Ende doch nicht erhalten würde, und woran, die reine Wahrheit zu sagen, dem größten Theile des Deutschen Menschen-Aggregats wenig oder nichts gelegen ist?

Geron. An der Erhaltung des Ganzen ist allen gelegen, oder sie verkennen ihr wahres Interesse.

Heribert. Da treffen Sie den rechten Fleck, Geron! Die Rede kann jetzt nicht davon seyn, was das bisherige Deutsche Staatsrecht zuläßt oder nicht; noch davon, was gute Patrioten wohl wünschen möchten und lieber sehen würden. Ueber alles besondere Interesse geht das allgemeine; über allen conventionellen Gesetzen steht ein höchstes, allein heiliges und keine Ausnahme gestattendes Grundgesetz, das Heil, die Erhaltung, die Rettung des Ganzen. Um sein Leben zu retten, opfert man ein Glied auf: warum sollte das Deutsche Reich nicht einen zwar beträchtlichen, aber verhältnißmäßig doch nicht unentbehrlichen Theil seines Körpers — seiner Existenz aufopfern?

Geron. Sie setzen aber auch immer den ärgsten Fall auf unsrer Seite voraus. Das Kriegsglück ist veränderlich;

es kann sich wenden, und endlich einmal auch wohl die gerechte Sache begünstigen.

**Heribert.** Victrix causa Diis placuit. Verlassen Sie sich nicht zu viel, weder auf die Gerechtigkeit Ihrer Sache, noch auf die Veränderlichkeit des Glücks. Aber gesetzt auch, was doch so ganz und gar nicht wahrscheinlich ist, nach einem neuen, vieljährigen, blutigen und zerstörenden Kriege, der gewiß von beiden Seiten mit cannibalischer Wuth und Grausamkeit geführt würde, der dem Deutschen Reiche das Leben von Myriaden seiner blühenden Jünglinge und zu nöthigern und bessern Geschäften als zum Rauben und Morden brauchbaren Männer kosten, eure Fürsten und Herren ihrer Länder und Besitzungen berauben, eure Städte verwüsten, eure Dörfer und Landschaften in Brand stecken und in Einöden verwandeln, eure Weiber und Kinder den schändlichsten Mißhandlungen, und einem Elend, wovon die bloße Vorstellung unerträglich ist, preisgeben würde — gesetzt auch, die Wiedereroberung des verwüsteten Bodens der ehemals so blühenden Länder des linken Rheinufers wäre am Ende der Gewinn dieses Krieges: könnten Sie, als ein redlicher Deutscher Patriot und als ein Mensch — zum Kriege rathen?

**Geron** (seufzt, hält die Hand vor die Stirn und schweigt).

**Heribert.** Ich sehe, daß ich Sie ängstige. Lassen Sie uns die Augen von dieser Seite wegwenden. Die Sache hat mehr als Eine Seite, und alles könnte sehr leicht eine ganz andere Wendung nehmen. Was neuerlich in Italien und in der Schweiz geschehen ist, sollte den Deutschen billig zur Warnung dienen. Der Geist der Freiheit und Gleichheit, den unsre Revolution über alles Fleisch ausgegossen zu haben scheint, und der bereits sogar im Reiche der Ottomanen zu gähren beginnt, hat auch in Deutschland eine weit größere

Anzahl von Köpfen, als man sich vielleicht vorstellt, schwindeln gemacht; und glauben Sie mir, unser Directorium weiß es, rechnet darauf, und wird, wenn es zur Fortsetzung des Kriegs käme, seine Maßregeln darnach nehmen. Sie sehen, wie schnell und leicht es die Demokratisirung des ganzen aristokratischen Theils von Helvetien bewerkstelligt hat; eine Revolution, von der, nur noch vor drei Monaten, keine einzige Schweizerseele sich träumen ließ, weder daß sie so nahe sey, noch daß sie so leicht, wie man eine Hand umkehrt, zu Stande kommen könnte. Sie dürfen es für gewiß nehmen, daß unsre Gewalthaber diese Erfahrung nicht angestellt haben, ohne bei Gelegenheit fernern Gebrauch von ihr zu machen. Auch bitte ich Sie, den Umstand nicht zu übersehen, daß das Helvetische Landvolk größtentheils keine, oder verhältnißmäßig nur sehr unbedeutende Beschwerden über seine bisherigen Obern zu führen hatte. Ich fürchte, dieß möchte in Deutschland nicht allenthalben der Fall seyn. — Dem Verständigen ist ein Wink genug; und Sie können sich nun alles Weitere selbst sagen.

Geron. Ich gestehe, dieß verdient von unsern Obern, und vornehmlich von unsrer edeln Ritterschaft, deren Interesse jetzt hauptsächlich auf dem Spiele steht, wohl beherziget zu werden. In der That ist die Geschichte der Berner Revolution, mit allen ihren kleinsten Umständen, in Absicht der praktischen Folgerungen, die sich dem Staatsmann, der seine Kunst auf Menschenkenntniß baut, darbietet, von der höchsten Wichtigkeit; und wenn sie auch sonst nichts lehrte, als wie wenig man sich sogar auf ein treugesinntes Volk, und wie gar wenig auf sich selbst verlassen darf, so wäre sie wahrlich lehrreich genug für jeden, dem noch zu rathen ist.

Heribert. Setzen Sie auch den Fall, das Deutsche

Bürger= und Landvolk sey mit seiner dermaligen Verfassung und Regierung noch so wohl zufrieden —

Geron. Das können wir auch, glaube ich, von einem ansehnlichen Theile der Deutschen Provinzen sicher voraussetzen.

Heribert. Ich will sogar den gerechten Haß, der noch immer in den Gemüthern der Einwohner des im Jahre 1796 so übel von uns gemißhandelten Schwaben= und Frankenlandes gegen die Franzosen kochen muß, mit in den Anschlag bringen; und gleichwohl behaupte ich, daß die bloße Verzweiflung, bei Vorstellung alles Jammers, den die Fortsetzung des Krieges von Feinden und sogenannten Freunden über sie bringen würde, hinlänglich seyn müßte, im Fall die Unsrigen mit Feuer und Schwert in der einen Hand, und mit Freiheit und Gleichheit in der andern, vor ihre Gränzen rückten, eben dieselbe Wirkung auf diese Menschen zu thun, die in Helvetien der bloße Gedanke, „es noch besser zu haben," hervorgebracht hat. — Die Folgen einer solchen Revolution — es sey nun, daß sie gelänge, oder daß sie allen Jammer eines tödtlichen Kampfes zwischen den größern Mächten und unsrer Republik noch mit den Gräueln eines wüthenden Bürger= und Bauernkrieges in den Eingeweiden Deutschlands vermehrte, überlasse ich Ihnen selbst zu erwägen, oder vielmehr sich darin zu verlieren; denn sie sind unermeßlich.

Geron. Ich gestehe Ihnen, Heribert, Sie haben mich aus meinem ganzen Widerstandsplan, und sogar aus meinen eifrigsten Wünschen herausgeschreckt; und ehe ich mein Vaterland der Gefahr demokratisirt zu werden aussetzen will, trete ich Ihnen lieber das ganze linke Rheinufer, mit allem seinem Zubehör, auf immer und ewig ab.

Heribert. Ich danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie

mich der Nothwendigkeit überheben, zu so scharfen Maßregeln gegen Sie zu schreiten. Da wir uns nun über diesen Präliminarpunkt in Güte verglichen haben, so wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, zum zweiten übergehen, und die Frage in Erwägung nehmen, wie und woher die Fürsten, die durch die Einverleibung ihrer Länder und Besitzungen in die Französische Republik verlieren, entschädiget werden sollen?

Geron. Wenn ich, was Gott verhüte! ein Republicaner wäre, so würde ich sagen: müssen denn diese Fürsten entschädigt werden? Und wie kommen die Neufränkischen Demokraten und Demagogen, die vor wenig Jahren noch alle Könige und Fürsten vom ganzen Erdboden wegtilgen wollten, nun auf einmal zu einer so zärtlichen Theilnahme an dem Interesse der durch sie selbst beschädigten Fürsten?

Heribert. Vermuthlich, weil unsre Machthaber es, vor der Hand, ihren Absichten gemäß finden, einige große Häuser in Deutschland aufrecht zu erhalten. Sie müssen wissen, wenn wir gleich ein wenig Jakobiner sind, so sind wir doch, seit einiger Zeit, gar schlaue und weit sehende Politiker geworden.

Geron. So scheint es. Aber da ich kein Republicaner, sondern — ein ehrlicher alter Deutscher bin, so hätte ich wohl große Lust darauf zu bestehen, daß Ihre Bürger-Directoren sich um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern, und uns selbst überlassen möchten, wie wir mit den unsrigen fertig werden wollten.

Heribert. Darauf habe ich Ihnen keine andere Antwort zu geben, als die, welche der Bürger Mengaud den Berner Deputirten gegeben haben soll: „so ist der Wille des Directoriums.“

Geron. Gestehen Sie, Bürger Heribert, daß man über eine so arrogante Sprache toll werden könnte.

Heribert. Das wäre nur desto schlimmer für Sie, lieber Geron! denn das Directorium will nun einmal was es will, und hat, wie man sagt, nicht nur die Entschädigung der spoliirten Fürsten, sondern sogar seine Antwort auf die Frage woher? zu einer absoluten Bedingung des Friedens gemacht.

Geron. Bei Gott, das ist hart! Das nenn' ich Gewalthaber! Und den übrigen Erdenbewohnern bleibt also nichts übrig, als zu allem, was diese Mächtigen auf Erden wollen, ein demüthiges Ja zu nicken?

Heribert. Das möchte dermalen wohl der beste Rath seyn. Aber gedulden Sie sich! Vermuthlich wird es nicht immer so bleiben. Die Reihe zu wollen wird auch wieder an andere kommen, und gebe der Himmel, daß sie dann die Macht, die in ihren Händen seyn wird, bescheidener gebrauchen als wir!

Geron. Es sind schon anderthalb Jahre, daß ich von Säcularisation unsrer geistlichen Fürstenthümer und Reichs-Gotteshäuser, und von Vertheilung der Reichsstädte unter die übrig bleibenden weltlichen Fürsten als von einer beschlossenen Sache hörte. Aber damals hing die Ausführung noch von dem ungewissen Ausgang des Krieges ab; und so wie dieser beinahe täglich einen andern Anschein gewann, so sanken und stiegen wechselsweise die Schalen der Furcht und der Hoffnung. Jetzt, da die Stunde der Entscheidung gekommen ist, scheint das Uebergewicht der ersten so groß zu seyn, daß in der andern beinahe nichts übrig bleibt, als die federleichte Hoffnung, die Großmuth eurer Allgewaltigen zu rühren.

Heribert. Das erinnert mich an die Mutter, die den

Krokodil durch Bitten und Thränen zu bewegen hoffte, ihr ihren schon in seinem Rachen steckenden Sohn wiederzugeben. Aber, wie gesagt, wir wollen nicht nur, was wir wollen, mit eiserner Festigkeit, wir gedenken auch unsern alten Ruf, Meister in der feinsten Politik zu seyn, wieder herzustellen; und, da die reichen Stiftungen der Karolingischen Kaiser und Könige nun einmal für Nationalgüter erklärt werden sollen, und wir so großmüthig sind, die Ansprüche, die wir in Karls des Großen und Ludwigs des Frommen Namen geltend machen könnten, aus eigner Bewegung fahren zu lassen, so wollen wir wenigstens ein entscheidendes Wort zu ihrer Vertheilung zu reden haben.

Geron. Die Sache scheint noch in weitem Felde und großen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn; zumal, da niemand Lust bezeigt, sich auf Kosten der Kirche und der Reichsverfassung zu vergrößern oder vergrößern zu lassen.

Heribert. Wenn es jetzt das erstemal wäre, da den Fürsten des Kaiserreichs eine solche Maßregel zu Entschädigung derer, welche Anspruch an Entschädigung zu machen haben, zugemuthet würde, so möchte man sich diese Abgeneigtheit, wenn es anders Ernst damit ist, nicht wundern lassen. Aber da der Fall im Westphälischen Frieden schon vorgekommen ist, und Kaiser und Reich sich damals ermächtiget hielten, zwei ansehnliche Erzbisthümer und mehrere Bisthümer in weltliche Erbfürstenthümer zu verwandeln, als das eiserne Gesetz der Noth und das dringende Bedürfniß des Friedens dieses Auskunftsmittel unvermeidlich machten: so ist nicht einzusehen, warum ähnliche Umstände und gleiche Beweggründe nicht auch zu gleichen Maßnehmungen berechtigen sollten; es wäre denn, daß man in der Meinung stände, ein

so verzweifeltes Hülfsmittel könne nur durch einen dreißigjährigen Krieg einigermaßen gerechtfertigt werden.

Geron. In der That kann ich es niemanden übel nehmen, der in einem solchen Falle keine andre Wahl, als zwischen Siegen und Sterben, gelten lassen wollte.

Heribert. Um Vergebung, Geron! das möchte doch wohl nur dann angehen, wenn ein Fürst der Kirche, der diesen Spruch zu seinem Wahlspruch machen wollte, wie Julius II oder der berüchtigte Bischof von Münster Christoph v. Galen, in eigner Person für die unverletzlichen Rechte seiner Kirche zu Felde ziehen wollte; und auch das dürfte, dem strengen Rechte nach, nur in den alten Ritterzeiten, mittelst eines Zweikampfs, wobei der infulirte Kämpfer doch nur sein eignes Leben in die Schanze geschlagen hätte, stattgefunden haben.

Geron. Ich bin versichert, wenn das Französische Directorium (wie ich nicht hoffen will) mit diesem fatalen Bruch in die Reichsverfassung am Ende noch durchdringen sollte, so werden die Bischöfe, die der Rettung des Ganzen ein so großes Opfer zu bringen berufen wären, es auf eine edle und verdienstliche Art thun, und sich dadurch eine auf Ehrfurcht und Liebe gegründete Art von Herrschaft über die Herzen aller guten Menschen erwerben, die sich im Grunde für Diener und Vorsteher der Kirche besser schickt, und zu dem großen moralischen Zweck ihres ehrwürdigen Amtes besser paßt, als irdische Hoheit und weltliche Regierungssorgen.

Heribert. Und dieses Opfer wird ihnen um so leichter werden, da das Haupt der Kirche, Papst Pius VI selbst, seinen geliebten Söhnen mit dem rühmlichsten Beispiele vorleuchtet, und der täglich näher kommenden Demokratisirung der Stadt Rom und dessen, was vom Kirchenstaat noch übrig ist, mit einer Gleichmüthigkeit und Ergebung entgegensieht,

die dem heiligsten und demüthigsten aller seiner Vorfahren auf der Cathedra Petri Ehre gemacht hätte. Sie wissen, lieber Geron, wiewohl mich mein Schicksal zu einem Bürger der Fränkischen Republik gemacht hat, so bin ich doch keiner von denen, die das Malzeichen des apokalyptischen Thiers an der Stirne tragen: ich bin weder ein Jakobiner, noch ein Antichrist; und ich gestehe Ihnen, daß ich es unsern Gewalthabern nicht verzeihen kann, daß sie dem ehrwürdigen Greis, den selbst ein Mahomedaner, ein Hindu, ein Anhänger des Dalay-Lama, aus so vielfacher Rücksicht, oder doch wenigstens seines hohen Alters wegen, mit schonender Ehrfurcht behandeln würde, noch die letzten Tage seines Lebens so unbarmherzig zu verbittern fähig sind.

Geron. Was sollten Menschen von ihren Gesinnungen und Grundsätzen nicht fähig seyn? Seit dem 18 Fructidor befremdet mich von ihnen nichts mehr. Bald, ich sag' es mit bittrer Wehmuth, bald wird mich auch kein Unrecht, kein Frevel, keine Abscheulichkeit von den letzten Generationen dieses so düster und schauderlich zu Ende gehenden Jahrhunderts mehr befremden. Die immer zunehmende Erschlaffung aller Bande, womit die Natur und die bürgerliche Gesellschaft die Menschen zusammenknüpft und einander unentbehrlich macht; die armseligen Wahnbegriffe, die sich, besonders in diesen letzten zehn Jahren, so vieler Köpfe bemächtigt haben, und die Verdorbenheit der Herzen vollständig und unheilbar machen; ein gefühlloser Egoism, der alles nur auf sein individuelles Selbst bezieht, andre Menschen nur als Mittel und Werkzeuge seiner eignen Zwecke behandelt, und, beim Anblick der unglücklichen Opfer seiner selbstsüchtigen Leidenschaften und Plane, das schwache, sich noch entgegensträubende Menschheitsgefühl durch willkürliche Begriffe und sophistische Ver-

nünfteleien zu betäuben weiß; die immer allgemeiner werdende Geringschätzung alles dessen, was den Menschen, wenn sie nicht von Stufe zu Stufe bis zur hassenswürdigen und ekelhaften Unnatur der Swiftischen Yahoos herabsinken sollen, immer heilig und ehrwürdig bleiben muß; die wilden Leidenschaften und der wüthende, sich alles erlaubende Haß, die kalte Mordlust und die barbarische Zerstörungswuth, womit die cultivirtesten Nationen in Europa einander den Untergang geschworen haben und mit blind rasender Selbstaufopferung zubereiten: alle diese charakteristischen Zeichen unsrer Zeit, was für einen traurigen Anblick geben sie dem, der einst bessere Zeiten sah, und nun, beinahe mit völliger Gewißheit, daß seine Enkel noch schlimmere sehen werden, aus der Welt geht!

Heribert. Beruhigen Sie sich, lieber Geron! alle diese Uebel, an welchen unser seinem Grabe zueilendes Jahrhundert tödtlich krank liegt, und aus deren Zusammenstellung Ihre unvermerkt überspannte Einbildungskraft ein so melancholisches Bild unserer Zeit entworfen hat, sind im Grunde doch nur Eine Seite des wirklichen Zustandes der Menschheit in der wichtigen Epoche, worin wir leben. Wenn wir beide jetzt dazu gestimmt wären, so würde wohl Ihnen oder mir nichts leichter seyn, als ein sehr schönes Gegenbild von der andern Seite zu entwerfen, das in allen seinen Zügen gleich wahr und treffend wäre, und dessen Anblick nicht fehlen könnte, die düstern Ahnungen einer noch schlimmern Zukunft aus Ihrem Gemüthe zu verbannen, und es vielmehr mit wohlgegründeten Hoffnungen und heitern Aussichten auf einen schönen Tag, der nach dem gegenwärtigen Sturme der Welt aufgehen wird, zu erfüllen. Gewiß ist die Krisis, worin Europa sich in diesem Augenblick mit so gräßlichen Zuckungen

hin und her wirft, eine der heftigsten, die sich jemals ereignet haben. Ich betrachte sie als einen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben zwischen dem guten und bösen Genius der Menschheit, in welchen wir alle verflochten sind, weil beide Gegenkämpfer in jedem Menschen einen offenbaren oder heimlichen Anhang haben. Daß der Orkan, den ein solcher Kampf erregen muß, die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft erschüttert, hier und da gräuliche Verwüstungen anrichtet, alte morsche Thronen und nicht länger haltbare Verfassungen umstürzt; daß die aus ihrem Schlaf geschreckten, betäubten, alles für ihre Existenz fürchtenden Menschen die Besonnenheit verlieren, und, indem jeder nur sich selbst retten will, in der allgemeinen Verwirrung wild und sinnlos gegen einander anrennen, und sich selbst mit andern ins Verderben stürzen; daß in einem solchen Sturm alles fallen mußte, was nur noch auf schwachen Stützen stand; daß unter so vielen übereinander stürzenden Ruinen unvermeidlicherweise Schuldige und Unschuldige begraben wurden, und, dem Anschein nach, Gutes und Böses, Unbrauchbares und Erhaltungswürdiges zugleich zertrümmert wird; — das alles sind die natürlichen und nothwendigen Folgen einer so heftigen, tiefen und weitverbreiteten Erschütterung. Aber nichts wirklich Gutes, nichts in sich selbst Bestehendes, kann zertrümmert werden. Während das Böse sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigne Kraft aus den Trümmern emporarbeiten, und der gute Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird eher als wir glauben den Sieg davon tragen, wenn nur wir nicht den Kopf verlieren, uns nicht selbst verlassen, sondern uns fest an einander schließen, und mit gutem Willen und ruhiger Besonnenheit uns um alle noch stehenden

Pfeiler der bürgerlichen und sittlichen Ordnung versammeln und vereinigen. Nur der wahre Weltbürger kann ein guter Staatsbürger seyn — gleichviel unter welcher Form und Verfassung! — Nur die weise Thätigkeit und Beharrlichkeit aller, die dieses edeln Namens würdig sind, kann und wird die Wunden und Gebrechen der Menschheit heilen, alles Zerstörte, ungleich besser als es war, wieder herstellen, dem Bestehenden Dauer verschaffen, und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Sprünge, das große Werk, wozu wir berufen sind, die Cultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts, bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist.

Geron. Hier, Freund, ist meine Hand! — Ein einzelner, im Verborgnen lebender Mann vermag wenig; aber alles, was ich vermag, sey diesem Zwecke gewidmet! — Lassen Sie uns, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit unsrer Lage, oder der Art, wie wir über besondere, nie ganz rein auflösbare politische Probleme denken, Sie als Republicaner, ich als Freund der Monarchie, mit allen Kräften unsers Geistes und Willens, das Wahre, das ewig wahr bleibt, das Gute, das Allen gut ist, befördern helfen. Dieß ist es, was wir zu thun haben: für alles Uebrige wird der Himmel sorgen.

## V.

## Entscheidung des Rechtshandels zwischen Demokratie und Monarchie.

---

Gismund. Sie sind, wie ich höre, ein ganz entschiedner Royalist?

Ottobert. Wenn Sie es nicht übel nehmen wollen; zwar mit einigen Bedingungen, wie billig, und übrigens jeder andern ehrsamen Verfassung unbeschadet.

Gismund. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht begreife, wie man, in unsern Tagen, wenigstens den Gesinnungen und Wünschen nach, etwas andres als Republicaner seyn kann.

Ottobert. Und mir fällt es eben so schwer, zu begreifen, wie jemand, wenn er sich auch im Jahre 1791 oder 92 von diesen trügerischen Sirenen, Freiheit und Gleichheit, hätte locken lassen, in unsern gegenwärtigen Tagen noch im Ernst von ihnen eingenommen seyn könnte.

Gismund. Ist's möglich, daß Freiheit und Gleichheit keinen höhern Werth in Ihren Augen haben?

Ottobert. Keinen so hohen als Sicherheit und Ordnung.

Sismund. Ob wir einander auch wohl recht verstehen?

Ottobert. Ich zweifle selbst.

Sismund. Es wäre um eine Erklärung zu thun. Ihrer Meinung nach ist die monarchische Verfassung die beste?

Ottobert. Für den wesentlichsten Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, Sicherheit und Ordnung. Und nach Ihrer Meinung —

Sismund. — ist die demokratische die beste unter allen, wenn anders Freiheit und Gleichheit zum Glücke der Menschen wesentlich sind.

Ottobert. Wenn nun gerade jetzt, da wir von diesen Dingen sprechen, jemand käme, der sich anheischig machen wollte, Ihnen zu beweisen, oder (was noch ärger ist) Sie zu überweisen, daß die demokratische Regierungsform mit dem letzten Zweck der bürgerlichen Gesellschaft in geradem Widerspruch eht; daß sie ferner, weit entfernt, die einzige zu seyn, worin ein Volk von einiger Größe und Cultur zum Genuß der Freiheit und Gleichheit, der Ihnen so sehr am Herzen liegt, gelangen kann, vielmehr diejenige ist, worin die wenigste Freiheit und Gleichheit stattfindet; daß sie also, anstatt die vollkommenste Staatsverfassung zu seyn, die schlechteste und verwerflichste von allen, und die Idee eines großen demokratischen Reichs, als Resultat einer politischen Theorie betrachtet, eines der hohlsten Hirngespenster ist, die der Mißbrauch der Vernunft jemals ausgedacht hat: — was würden Sie dazu sagen?

Sismund. — Ich? Ich würde sagen, daß er — mich eben so leicht überzeugen könnte, daß der Schnee schwarz, die Sonne ein Ziegelofen, und der Mond eine papierne Laterne sey.

Ottobert. Nehmen Sie sich in Acht! Er könnte Sie

beim Worte nehmen. Er ist Ihnen näher als Sie denken. Denn, um Sie nicht länger aufzuziehen, der Mann, der sich dessen, wenn Sie wollen, unterfangen wird — bin ich selbst.

Gismund. Sie? — Nun gut! — So bin ich es jetzt, der Sie beim Worte nimmt! — Und was soll es gelten, wenn Sie mich nicht überzeugen? Was wollen Sie verloren haben?

Ottobert. Sie werden mir erlauben vorauszusetzen, daß Sie weder ein Schwärmer,

Den alle Niesewurz von drei Anticyren
Nicht heilen könnte —

noch ein Familiare des großen Triumvirats sind, dessen sich täglich mehr enthüllender Plan nichts Geringeres zu seyn scheint, als nach und nach, von Volk zu Volk, in möglichst kürzester Zeit, den ganzen Erdboden zu demokratisiren. Wären Sie das erste, so würden vernünftige Gründe wenig über Sie vermögen; wären Sie das andere, so könnten Sie in Ihrer innersten Seele überzeugt seyn, daß ich Recht habe, und würden sich dennoch keinen Augenblick bedenken, so zu reden und zu handeln als ob ich Unrecht hätte. Aber, diese beiden hier nicht zu besorgenden Fälle ausgenommen, unterwerfe ich mich, wofern ich Sie nicht überweise, jeder Bedingung, die Sie mir auferlegen wollen.

Gismund. Z. B. auf der Stelle Demokrat zu werden?

Ottobert. Zu werden? Das ist viel begehrt! Wenn Sie noch sagten, „es zu scheinen,“ es wäre noch immer hart genug. — Aber, wenn ich Weib und Kinder durch kein ander Mittel vom Schicksal des Ugolino retten könnte, als durch eine solche Heuchelei, so müßt' ich ja wohl wider Willen mit den Wölfen heulen. Denn so weit hab' ich es in der

Tugend nicht gebracht, daß ich der Wahrheit ein solches Opfer zu bringen vermögend wäre.

Gismund. Ohne Zweifel würden auch die allgewaltigen Koryphäen der großen Nation, auf dem Gipfel, von dessen Spitze herab sie der Welt Gesetze geben, zu großmüthig seyn, Ihre Tugend auf eine solche Probe zu setzen. Hoffentlich kämen Sie mit der Deportation nach Cayenne davon.

Ottobert. Wenn Sie, etwa in der Meinung meine Strafe dadurch zu schärfen, mich zu Barthelemy und Pichegru in Eine Hütte sperrten, so wollte ich Ihrer Großmuth wirklich noch eine schöne Lobrede halten. — Aber unser Geschäft ist ernsthaft, und wir müssen uns in einen andern Ton stimmen, wenn Sie wirklich Lust haben, das gefährliche Abenteuer zu wagen.

Gismund. Das Beste ist, daß ich weder ein Neufränkischer, noch Batavischer, noch Cisalpinischer, noch Helvetischer Republicaner bin, und also nichts weiter dabei wage, als entweder in meinem Glauben bestärkt, oder von einem Wahn geheilt zu werden, der, wofern er als solcher befunden werden sollte, gewiß keiner der unbedeutenden wäre.

Ottobert. Das Einzige, was ich mir vorläufig ausbedingen müßte, wenn es sich nicht unter Männern wie wir von selbst verstände, ist, daß wir uns beide des gemeinen Disputantenrechts begeben, unsern Schulsack gegen einander auszuleeren, und einander mit luftigen Abstractionen, idealischen Meteoren und gehörnten Syllogismen auf den Leib zu rücken. Wir gehen von Begriffen und Grundsätzen aus, die von jeher bei allen gesunden Menschen gegolten haben, stützen uns auf Thatsachen, die kein Vernünftiger läugnen kann, und erschrecken vor keinem Resultat, das uns auf diesem Weg' entgegenkommt.

Gismund. Nehmen Sie kühnlich an, daß wir über diese Präliminarien einverstanden sind.

Ottobert. Darf ich, ehe wir vorwärts gehen, fragen, ob Sie die Nachrichten von Neuseeland kennen, die wir den Entdeckungsreisen des berühmten Capitän Cook zu danken haben?

Gismund. Ich kenne sie aus der Hawkesworthischen Sammlung und Forsters Beschreibung seiner Reise um die Welt.

Ottobert. Sie wissen also, daß die Einwohner dieser großen Südseeinsel sich noch auf einer so niedern Stufe der Cultur befinden, daß wir ihren Zustand, ohne Gefahr zu irren, für den rohen Naturstand des Menschen annehmen können. Gewiß ist wenigstens, daß sie zwar in einer Art von kleinern oder größern Horden leben, aber das Bedürfniß in eine bürgerliche Gesellschaft zusammen zu treten noch so wenig fühlen, daß sie nicht einmal einen Begriff von ihr zu haben scheinen.

Gismund. Ich ahne den Gebrauch, den Sie von diesen Wilden machen wollen. Wir würden vielleicht in dem nordwestlichen und südlichen Theil jener Hälfte der Erdkugel noch andere Halbmenschen finden, die uns eben dieselben Dienste thun könnten; aber, wenn Sie wollen, mag es bei den Neuseeländern bleiben.

Ottobert. Ich wählte sie bloß darum zu Repräsentanten des rohen Naturstandes, weil mich dünkt, daß sie nur wenig Schritte zu thun hätten, um zur bürgerlichen Verfassung zu gelangen, welche (wie Sie mit mir überzeugt sind) der eigentliche wahre Naturstand des Menschen ist.

Gismund. Unstreitig. Aber zur Sache, wenn ich bitten darf.

Ottobert. Wenn sich nun unsere Neuseeländer einmal einfallen ließen, die wenigen Schritte, die sie noch zu thun haben, um zu den Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft zu gelangen, wirklich zu thun, wie müßten sie es anfangen?

Gismund. Das ist bald gesagt. Das ganze Volk, falls es zu zahlreich ist um sich auf einem einzigen Platze zu versammeln, erwählt vor allen Dingen eine Anzahl Repräsentanten, und bekleidet sie mit der Vollmacht, in seinem Namen eine auf Freiheit und Gleichheit gegründete Constitution zu entwerfen, um sie dem ganzen Volke, als dem einzigen rechtmäßigen Souverän des neuen Staats, zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen.

Ottobert. Wozu wäre denn eine solche Constitution nöthig?

Gismund. Welche Frage! Wie könnten die neuen Verhältnisse, die durch Einführung der Agricultur und des Landeigenthums unter ihnen entstehen würden, ohne positive Gesetze stattfinden? Und sollten etwa die vielen gemeinsamen Geschäfte, die eine Verbindung dieser Art nothwendig macht, sich von selbst abthun? Wenn unsre neuen Bürger Gesetze haben sollen, müssen sie doch wohl eine gesetzgebende Gewalt, wenn die Gesetze angewandt werden sollen, eine richterliche, und wenn beide gegen einheimische und auswärtige Collisionen, Anmaßungen und Eingriffe geschützt, und die Geschäfte der Republik besorgt werden sollen, eine vollziehende Gewalt haben, und die Rechte, Pflichten und Gränzen dieser Gewalten müssen genau bestimmt und geschickt in einander gefügt seyn.

Ottobert. Da hätten unsere Neuseeländer ein hübsches Stück Arbeit vor sich.

Gismund. Warum nehmen Sie aber auch eine noch

so rohe und von der vollkommensten Art der Civilisirung noch so weit entfernte Nation dazu?

Ottobert. Der bloßen Bequemlichkeit wegen.

Gismund. Wie viele Stufen der Cultur hat sie noch erst zu ersteigen, bis es nöthig oder der Mühe werth ist, ihr eine so künstlich organisirte Verfassung zu geben!

Ottobert. Eine so künstliche Verfassung? Ich dächte, Ihren Grundsätzen nach, gäbe es keine einfachere, der Natur nähere und gemäßere, als die, worin das Volk der Souverän, und Freiheit und Gleichheit die Grundlage des allgemeinen Zustandes desselben ist?

Gismund. Das ist sie auch bei einem noch kleinen, armen, unwissenden, auf die bloßen unentbehrlichen Bedürfnisse des thierischen Lebens eingeschränkten Volke. Aber kein Volk, das in der Cultur bereits einige Fortschritte gethan und Raum sich auszubreiten hat, wird lange innerhalb so enger Gränzen stehen bleiben. Es wird nach und nach zu einer großen Menge anwachsen, durch Betriebsamkeit und Kunstfleiß sich ausbilden, bereichern, verfeinern, kurz, in einen Zustand übergehen, wo ihm eine künstlicher organisirte Constitution nöthig ist.

Ottobert. Das ist keine Frage! Der Fehler lag also, mit Ihrer Erlaubniß, darin, daß Sie unsre rohen Neuseeländer, die weder schreiben noch lesen, noch räsonniren können, zusammen treten ließen, um sich eine Constitution zu geben. Denn ich setze tausend gegen eins, daß sie das nicht thun würde. Sie kämen zusammen, wählten den stattlichsten und tapfersten Mann aus ihrem Mittel, ohne an eine Capitulation mit ihm zu denken, zum König, gäben ihm die erfahrensten und verständigsten unter den Alten als Räthe und Richter über die vorfallenden Streitigkeiten zu, und das Volk

behielte sich das Recht vor, in allen die ganze Gemeinheit betreffenden Sachen die entscheidende Stimme zu haben. Das ginge so eine Zeit lang fort, bis die Könige, denen es weder an Versuchungen noch an Mitteln, ihre willkürliche Gewalt zu mißbrauchen, fehlen könnte, es endlich so arg machten, daß das Volk sich empörte, das Königthum abschaffte, und, weil es nun einmal gewohnt wäre, von Leuten aus gewissen um den Staat verdienten Familien regiert zu werden, diesen die Führung der öffentlichen Geschäfte überließe. Die neue Aristokratie ginge nun wieder eine Zeit lang wie sie gehen könnte, bis sie sich aus ähnlicher Veranlassung wie oben, je nachdem die Umstände es mit sich brächten, aber immer mehr auf eine tumultuarische Art als mit kaltblütiger Besonnenheit, bald in eine mehr oder weniger mit Aristokratie vermischte Demokratie, bald in usurpirte oder aufgetragene Herrschaft eines Einzigen, endlich in eine regelmäßige Monarchie verwandelte, und, wenn auch diese zuletzt, aus welcher Ursache und Veranlassung es sey, zusammenstürzte, sich wieder in die Anarchie der ursprünglichen Freiheit und Gleichheit zurückgeworfen fände. Alle diese Abhäutungen und Umwandlungen wollen wir also unsere Neuseeländer auf einmal überspringen lassen, und sie, in dem eben besagten Zustande von Anarchie, jedoch auf der Stufe von Cultur nehmen, welche, wie Sie sagten, zu einer künstlich organisirten repräsentativen Demokratie vorausgesetzt werden muß. Aber meine vorige Frage kommt auch hier wieder. Was wäre denn die eigentliche Ursache, warum eine solche Organisation unentbehrlich wäre? Sie erwähnten vorhin neuer Verhältnisse. Worin könnten diese unter freien und gleichen Menschen bestehen?

**Sismund.** Schon die bloße Ungleichheit des Vermögens, die, unter jeder Verfassung, eine natürliche Folge der fort-

schreitenden Cultur und vieler zufälliger Ursachen ist, muß endlich Verhältnisse und Mißverhältnisse hervorbringen, die denjenigen, für welche sie drückend sind, desto unleidlicher vorkommen müssen, je häufiger sie in einer populären Verfassung daran erinnert werden, daß Freiheit und Gleichheit unverlierbare Menschenrechte sind. Aber so ist nun einmal die Unvollkommenheit der menschlichen Dinge. In einem policirten Staate kann, vermöge der Natur der Sache, nur der kleinste Theil des Volks sich in einem großen Wohlstande befinden, und zu einem vorzüglichen Grade von Einfluß und Ansehen gelangen. Aber die Gesetze der Demokratie leisten doch allen übrigen die Gewähr für so viel Gleichheit und Freiheit, als vermöge der menschlichen Natur und der Natur eines Staats überhaupt nur immer denkbar ist.

Ottobert. Freilich, die Natur! die Natur! die böse menschliche Natur, und ihre widerspänstigen Bedürfnisse, Leidenschaften, Unarten und Laster werden den guten Gesetzen, wiewohl sie (wie Sophokles sagt) des Himmels leibliche Töchter sind, immer große Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen setzen! Und die bloß moralischen Mittel, dem Uebel abzuhelfen oder wenigstens Einhalt zu thun, wollen leider immer nicht zureichen! — Aber, da hier gerade der Knoten sitzt, so werden Sie mir erlauben, ein wenig genauer nachzufragen, was es mit der besagten Gewährleistung der Gesetze für eine Bewandtniß hat. Das Volk ist doch der wahre und einzige Souverän im Staate, nicht so?

Sismund. Allerdings.

Ottobert. Und gibt sich selbst Gesetze?

Sismund. Durch seine Repräsentanten.

Ottobert. Und wählt seine Repräsentanten selbst?

Gismund. Es ernennet wenigstens die Wähler derselben aus seinem Mittel.

Ottobert. Und die Repräsentanten erhalten ihre Vollmachten vom Volke?

Gismund. Wenigstens die allgemeinen, kein Gesetz zu geben, das nicht dem höchsten über alle, der Wohlfahrt des Volks, gemäß sey.

Ottobert. Und sind für die Art und Weise, wie sie ein so wichtiges Amt geführt haben, ihrem Souverän, dem Volke, verantwortlich?

Gismund. Eigentlich nicht. Wie sollte das möglich seyn? Bedenken Sie selbst, wer würde mit der Last einer solchen Verantwortlichkeit Gesetzgeber seyn wollen?

Ottobert. Also, um Sie nicht mit längern Fragen zu ermüden, das Volk gibt sich, theils mittelbar theils unmittelbar, seine Gesetze und alle seine obrigkeitlichen Personen selbst, und darin besteht die Gewähr für seine Rechte?

Gismund. Wie meinen Sie das?

Ottobert. Das Volk hat keinen Gewährsmann seiner Souveränetät, Freiheit und Gleichheit, als das Gesetz und die Geber, Handhaber und Vollzieher desselben. Oder kennen Sie noch einen andern?

Gismund (nachdenkend und etwas verlegen). Ich weiß keinen.

Ottobert. Es müßte nur die heilige Insurrection seyn; ein Vorrecht, dessen Ausübung so schwer zu bestimmen und von so mißbeliebigen Folgen ist, daß die Bürger, in deren Händen die höchste vollziehende Gewalt liegt, nicht zu verdenken wären, wenn sie alles in der Welt versuchten, um ihrem launischen Souverän den Gebrauch eines so gefährlichen Vorrechts unmöglich zu machen.

Gismund. Wenn Directoren, Gesetzgeber und Richter

ihre Schuldigkeit thun, so bedarf es dessen nicht, und die Gesetze sind hinlänglich, jedem sein Recht zu verschaffen.

Ottobert. Sie wissen aber, lieber Gismund, wie es leider mit der menschlichen Natur beschaffen ist, und in welchem ewigen Kriege das Privatinteresse, der Durst nach Gewalt und Gold, der Ehrgeiz, der Neid, die Rachsucht, die Eitelkeit, Trägheit und Wollust, kurz, alle Leidenschaften und Unarten des menschlichen Herzens mit unsern Pflichten zu Felde liegen. Nun haben aber alle unsre Gesetzmacher, Directoren, Minister, Commissäre, Departements- und Municipalitätsverwalter und Magistratspersonen aller Gattung, den großen Fehler, daß sie Menschen sind. Sie werden also ihre Schuldigkeit nicht thun —

Gismund. Dafür werden Sie doch die Demokratie nicht verantwortlich machen wollen, Ottobert?

Ottobert. Nicht dafür, sondern daß sie alle diese Menschen so behandelt, als ob sie mehr als Menschen wären; daß sie ein Vertrauen in sie setzt, dessen nur die wenigsten würdig sind; eine Macht in ihre Hände legt, deren sie sich, so oft es ihnen beliebt, zur Entkräftung oder Ausweichung des Gesetzes, und zum Vortheil ihrer Privatabsichten und Leidenschaften, so willkürlich als möglich bedienen werden.

Gismund. Gibt es denn unter so vielen nicht auch weise und tugendhafte Männer? und wo könnten wir sie zu finden hoffen, wenn sie nicht in einer frei und gleich constituirten Republik zu finden wären?

Ottobert. Nur machen sie allenthalben eine gar winzige Minorität aus, und eure große Demokratie braucht eine so ungeheure Menge Staatsdiener! — Gesetzt aber, es wären der verständigen, tauglichen und guten Menschen gerade so viel, als zu Besetzung aller, oder doch der wichtigern Staats-

bedienungen vonnöthen wären: werden die Wähler sich's auch immer Ernst seyn lassen sie zu suchen? Werden sie auch das bescheidene wahre Verdienst vom Scheinverdienst, das oft weit besser in die Augen fällt, und den rechtschaffnen Mann, der sich eher verbirgt als anbietet, von dem zudringlichen verschmitzten Heuchler, der alle Rollen mit Gewandtheit und Anstand zu spielen gelernt hat, immer zu unterscheiden wissen? — Haben Sie wohl, lieber Sismund, jemals genauer erwogen, was es auf sich hat, dem Volk die Wahl seiner Gesetzgeber und Regenten zu überlassen? Der weise Mann wird nicht leicht von einem andern erkannt als von einem weisen, der redliche von einem andern als einem redlichen Manne. Wenn das Volk über die Fähigkeiten, Talente und sittlichen Eigenschaften andrer Menschen, zumal solcher, die durch Glücksumstände, Erziehung und andere Verhältnisse zu einer ihm fremden Classe gehören, richtig sollte urtheilen können, müßte es dazu nicht nur einen Maßstab haben, den es weder hat noch haben kann; es müßte auch von Vorurtheilen, Leidenschaften, persönlichem Interesse und fremdem Einfluß frei seyn. Können Sie aber glauben, daß die eigentlichen Gewalthaber in der Republik, die Männer, die über den Nationalschatz und die Armeen schalten, und einen großen und wichtigen Theil der öffentlichen und einträglichsten Bedienungen nach Willkür zu vergeben haben, es jemals bei den Volkswahlen darauf ankommen lassen werden, was für Männer das Volk zu seinen Repräsentanten und obrigkeitlichen Personen ernennen möchte? Rechnen Sie darauf, daß diese Herren ihr eigenes Interesse zu gut verstehen, um nicht alle dienlichen (erlaubten und unerlaubten) Maßregeln zu nehmen, daß wenigstens die Mehrheit der Erwählten aus Männern nach ihrem Herzen bestehe. Oder, wofern es auch, wie in

Frankreich bei der Wahl des neuen Drittels der gesetzgebenden Räthe von 1797, anders ausgefallen wäre, so werden sie bald genug Vorwände zu einem 18 Fructidor finden, und dann für die Zukunft sich besser vorzusehen wissen. — Die Republicaner breiten sich so gern über den alten Gemeinplatz, wie schädlich dem Staat schwache Fürsten sind, aus. Ich kenne keinen schwächern und untauglichern Souverän, keinen der mit weniger Kenntniß der Sachen urtheilt und mit weniger Besonnenheit handelt, keinen der mehr in den Händen seiner Diener ist, und durch Schmeichelei und verstellte Wärme für sein Interesse leichter gewonnen, durch Furcht oder Hoffnung leichter an der Nase geführt werden kann, als das Volk. — Aber wie könnte auch ein demokratisches Volk sich selbst lange verbergen, daß die lächerliche Titularsouveränetät, womit man seiner unter verstellten Kniebeugungen spottet, eine bloße Schaukel ist, vermittelst deren Leute, die in einer andern Ordnung der Dinge nicht einmal bemerkt worden wären, sich zu den höchsten Stellen emporschwingen, und daß es sich in seinen Repräsentanten und den Depositarien seiner höchsten Gewalt Oberherren gegeben hat, von deren Meinungen, Willkür und persönlichem Interesse sein ganzes Schicksal abhängt? Wie blind das Volk auch gewöhnlich zu seyn pflegt, wo ihm gesunde Augen am nöthigsten wären, so einfältig ist es nicht, sich durch die lächerliche Affectation des Bürgertitels täuschen zu lassen, und nicht zu sehen, was die Herren Bürger unter dieser durchsichtigen Hülle zu verbergen glauben. Wenn Ihr demokratisches Volk sich auch in allem andern irrte, darin allein wird es bald ins Klare kommen; denn die Thatsachen, die ihm die Augen öffnen müssen, werden bald genug handgreiflich seyn. Oder wie lange wird es wohl von dem Tage an, da drei oder fünf Obergewalthaber (gleich viel unter

welcher Benennung) den ersten Zug aus dem Zauberbecher der Hoheit und Gewalt gethan haben, wie lange, meinen Sie, wird es währen, bis sie entschlossen sind, ihn, wo möglich, nie wieder aus den Händen zu geben? Und, wofern ihnen hierin ein Ziel gesetzt ist, werden sie, die so viele Mittel dazu in den Händen haben, sich nicht in Zeiten im gesetzgebenden Senat, unter den Armeen, unter dem Volk, unter allen, die sie durch Interesse oder Hoffnung an sich zu fesseln wissen, einen so starken Anhang machen, daß sie entweder (unter dem gewöhnlichen Vorwand) eine Abänderung des Gesetzes zu ihrem Vortheil bewirken können, oder wenn sie auch von ihrem Posten abtreten müssen, noch immer im Besitz eines Ansehens und Einflusses bleiben, der sie ihren Nachfolgern furchtbar machen wird?

Sismund. Vergessen Sie nicht, Freund Ottobert, daß die Gewalten in der repräsentativen Demokratie so genau von einander geschieden, und durch eine lange Stufenfolge von Subordination so gut gegen einander abgewogen sind, daß es unmöglich ist, die Rechte des Volks — die unter der Herrschaft eines Einzigen keine andere Sicherheit haben als den Charakter und guten Willen dieses Einzigen — mit größerer Behutsamkeit und Weisheit sicher zu stellen.

Ottobert. Und ich bitte Sie dagegen, nicht zu vergessen, daß, da die Gesetze zum Besten des Volks, und vornehmlich zu seiner Sicherheit gegen jene lange Hierarchie von hohen und niedern Staatsbeamten, da sind, das persönliche Interesse dieser letztern nothwendig erfordern muß, die Portion von Gewalt, die jeder in den Händen hat, auf alle mögliche Weise in ihren eignen Nutzen zu verwenden, und, indem sie das Gesetz gegen alle, die ihnen nichts zu dieser Absicht helfen können oder wollen, mit Strenge geltend machen,

sich selbst und ihre Freunde so viel und oft davon zu dispensiren, als nur immer möglich ist. Weil dieß aber nur alsdann mit Sicherheit geschehen kann, wenn sie sich zu Werkzeugen ihrer Obern und der herrschenden Faction gebrauchen lassen: so wird das letzte Resultat hiervon seyn, daß das vorgebliche Gleichgewicht, worin die Gewalten einander halten, nichts als ein täuschendes Blendwerk ist; daß, anstatt einander einzuschränken, vielmehr eine Art von stillschweigender Zusammenverschwörung zwischen ihnen stattfindet, und daß am Ende die oberste Gewalt, welche alle Zügel und Stränge in den Händen hält und nach Belieben anziehen oder nachlassen kann, kein andres Gesetz befolgt als ihren Willen, so wie sie keinen festern Willen hat, als in jedem Collisionsfall ihrem persönlichen Interesse alles aufzuopfern. Sollten Sie, mein Freund, etwa noch zweifeln können, daß dieß der natürliche Gang der Sachen in der repräsentativen Demokratie sey, so erinnern Sie sich an alles, was seit zwei Jahren, besonders seit dem 18 Fructidor, in Frankreich vorgegangen ist, und Sie werden eine Uebereinstimmung zwischen meiner Theorie und der republicanischen Praxis finden, die, wie mich däucht, für die zuverlässigste Probe gelten kann, daß ich recht gerechnet habe.

Gismund (etwas mißmuthig). In einem so düstern Lichte hab' ich die Sachen freilich nie gesehen.

Ottobert. Wenn der Anblick nicht sehr fröhlich ist, so kann das Licht nichts dafür. Ich habe die Sache in das helle Sonnenlicht gestellt.

Gismund. Aber was kann die demokratische Verfassung für den Mißbrauch, den verkehrte Menschen von ihr machen? Oder geht es in der monarchischen etwa anders her?

Ottobert. Sehen Sie nicht, wie viel ich schon über Sie gewonnen habe, wenn es in der demokratischen nicht um sehr viel besser geht? — Aber lassen wir jetzt die Monarchie an ihrem Ort, um nicht zu weit aus unserm Wege zu kommen. Ich sage also, die demokratische Verfassung kann sehr viel für den Mißbrauch, der von ihr gemacht wird. Denn darin liegt eben ihr wesentlichster Fehler, daß sie nicht auf die wirkliche Beschaffenheit der Menschen, und auf das was diese in der bürgerlichen Gesellschaft suchen und von ihr erwarten, berechnet ist. Oder, noch richtiger zu reden, der größte und gröbste Mißbrauch, der von der demokratischen Form gemacht werden kann, ist, wenn man einen einer andern Form gewohnten Staat, zumal ein großes Reich, mit Gewalt in sie hinein zwängt. Als Uebergang aus dem rohen Naturstand, als eine der untersten Stufen der Civilisirung, mag sie eine Zeit lang gelten, und dann einer den Fortschritten in der Cultur angemessenern Einrichtung Platz machen. Eine gute Art von einem Hirtenvolke von wenigen Tausenden, ein Völkchen, das, von der übrigen Welt abgeschieden, in unzugangbaren Bergen lebt, und sich von der ursprünglichen Einfalt der Natur nur wenig entfernt, könnte sich Jahrtausende lang ganz gut mit ihr behelfen. Aber in einem großen Reiche, das mehrere Jahrhunderte lang einen hohen Rang unter den ersten Mächten des Erdbodens behauptet hat, eine repräsentative Volksregierung an die Stelle der Monarchie zu setzen, würde, sogar in dem unmöglichen Falle, daß die Umgestaltung ohne die geringste Erschütterung, während eines magischen Schlafs der ganzen Nation, hätte bewerkstelligt werden können, ein thörichtes und frevelhaftes Unternehmen gewesen seyn: thöricht, wenn die Leute nicht wußten was sie thaten, frevelhaft, wenn sie es wußten. Denn es ist nun einmal Natur der Sache,

daß dieß Unternehmen sich über lang oder kurz entweder in einer ungeheuren Anarchie, oder in einer militärischen Despotie hinter einer republicanischen Maske, endigen muß: in jener, sobald das Volk sich seiner ihm vorgespiegelten Souveränetät in Ernst bedienen, die Oberaufsicht über seine Diener selbst führen, und, wenn sie die ihnen anvertraute Gewalt überschreiten, sich selbst Recht gegen sie schaffen will; in dieser, wenn es, im Vertrauen auf die Constitution, seinen Repräsentanten und Staatsdienern eine so ungemessene Macht überläßt, daß die Versuchung und die Leichtigkeit sie zu mißbrauchen zu groß ist, als daß ehrgeizige und habsüchtige Menschen der Gelegenheit widerstehen sollten. Je feiner in diesem letzten Falle das Gewebe des Gesetzes ist, wodurch man ihnen die Hände gebunden zu haben glaubt, je leichter werden sie sich, so oft es ihre Absichten erfordern, davon loszuwickeln wissen; je künstlicher die Maschine ist, die den Staat im Gang erhalten soll, je eher wird man Mittel finden, sie zu vereinfachen, und an die Stelle eines verwickelten, schwer gehenden, alle Augenblicke stockenden Druckwerks, das rasche und mächtige Triebrad der willkürlichen Gewalt zu setzen. — Und was hätten nun unsre Neuseeländer, die, nach unsrer Voraussetzung, aus ihrem rohen Naturstande, wo sie sich im wirklichen Besitz der unbeschränktesten Freiheit und vollkommensten Gleichheit befanden, herausgegangen, und nach Jahrhunderten von Cultur endlich so weit gekommen wären, für eines der policirtesten, ausgebildetsten und aufgeklärtesten Völker der Erde zu gelten, und in allem, was zur Verfeinerung des Geschmacks, der Sitten und der Lebensweise gehört, die Gesetzgeber aller übrigen zu seyn — was hätten sie damit gewonnen, sich mit plötzlicher Begebung aller Vortheile der Policirung, die sie in so langer Zeit errungen

hätten, auf einmal wieder in den nämlichen Stand der Freiheit und Gleichheit zurückschleudern zu lassen, aus welchem sie, um sich besser zu befinden, vor ein paar tausend Jahren herausgetreten wären?

Gismund. Sehr wenig, wenn dieß wirklich der Fall wäre. Aber wie können Sie nur einen Augenblick vergessen, welch ein unendlicher Unterschied zwischen einem solchen Rückfall in den Neuseeländischen Naturstand, und zwischen dem Unternehmen ist, einer sehr gebildeten Nation, mit der Befreiung von einer unwürdigen und nicht länger erträglichen Unterdrückung, den Genuß aller Vortheile ihrer Lage, ihrer Cultur und ihres Kunstfleißes mit dem freien Gebrauch aller ihrer Kräfte zu ihrer möglichsten Vervollkommnung, durch eine auf die ersten und wesentlichsten Menschheitsrechte gegründete Constitution auf ewig zu versichern?

Ottobert. Sie haben wohl gethan, sich des Wortes Unternehmen zu bedienen. Ob nicht, indem man einen so großen Zweck durch ein so widersinniges Mittel bewirken wollte, etwas unternommen wurde, das aus dem ganz einfältigen Grunde, weil es unmöglich ist, nie zu Stande kommen wird — das war eben die Frage, die ich durch alles bisher Gesagte beantwortet zu haben glaubte. Die Freiheit und Gleichheit des rohen Naturstandes mit den Vortheilen der Policirung und Cultur zu vereinigen, ist eine Aufgabe, deren Bestandtheile und Bedingungen einander offenbar vernichten.

Gismund. Nach Ihrer Theorie müßten wir unsern wesentlichsten Menschenrechten entsagen, um der zweideutigen Vortheile der Cultur habhaft zu werden. Wahrlich, eines solchen Opfers sind diese nicht werth! Lieber mit Hans Jakob Rousseau auf allen Vieren in die Wälder zurück!

Ottobert. Wer fordert denn aber ein solches Opfer,

als — eben der demokratische Despotism, der einen verworrenen, unbestimmten, vieldeutigen Begriff von Freiheit und Gleichheit, und ein ganzes Wörterbuch voll neuer, hochtönender, halb Griechischer und von niemand, außer ihm selbst, recht verstandner Wörter zu eben so vielen mit vulcanischer Kunst geschmiedeten Fesseln zu machen weiß, womit er euch an Händen und Füßen verstrickt, und zu allem zwingt was ihm beliebt? Wer fordert dieß Opfer, als der demokratische Despotism, der die Gesetze selbst, die euch eure Freiheit gewähren sollen, in Werkzeuge der unleidlichsten Unterdrückung verwandelt, und unter dem Vorwand, „daß die Rettung der Republik das höchste Gesetz sey," so oft es sein persönliches Interesse erfordert, alle Schranken durchbricht, hinter welchen ihr eure Personen und euer Eigenthum in Sicherheit gebracht zu haben glaubtet; und dem es an diesem Vorwande, vor welchem alle Gesetze schweigen müssen, nie fehlen kann, da es bloß von ihm abhängt, das Heil der Republik so oft und so lange es ihm beliebt in Gefahr zu setzen? — Die bürgerliche Gesellschaft verlangt von dem rohen Naturmenschen, der sich in ihren Schutz begeben will, nichts, als was vermöge der Natur der Sache nothwendige Bedingung des Zwecks der Gesellschaft ist. „Du willst, spricht sie zu ihm, deiner Person, deiner Familie, dem Eigenthum, das du bereits besitzest oder durch den Gebrauch deiner Kräfte zu erwerben gedenkst, eine Sicherheit verschaffen, die dir dein bisheriger Stand nicht geben konnte. Ich verspreche sie dir. Ich gewähre dir Schutz gegen jede Beleidigung: aber du begreifst, daß ich auch vor dir, vor den Aufwallungen deiner Leidenschaften, vor jeder Art von Beeinträchtigung, die ich von dir zu besorgen haben könnte, sicher seyn will. Du entsagst also deinem natürlichen Recht an Unabhängigkeit, aber nur so weit es zu diesem Zweck un-

umgänglich nöthig ist; du hörst auf, dein eigner unumschränkter Herr, Gesetzgeber und Richter zu seyn, und unterwirfst dich allen Gesetzen, die ich zu Bewirkung der allgemeinen Sicherheit gegeben habe, weil sie allein dir für deine Sicherheit Gewähr leisten. Du wünschest aber auch an den Vortheilen und Genüssen Antheil zu haben, die uns Policirung und Cultur verschaffen. Dieß ist unmöglich, wofern du dich nicht in eine dir ungewohnte Ordnung einschränken lässest, und dich allen den Gesetzen unterwirfst, ohne welche die mannichfaltigen Verhältnisse, in die du zu Erreichung jener Absicht verflochten werden wirst, alle Augenblicke zu Collisionen Anlaß geben würden, die deine eigne Sicherheit in Gefahr setzen und die öffentliche Ruhe stören würden. Laß dich die neuen Wörter, „Gesetz, Pflicht, Einschränkung — unterwerfen, gehorchen, sollen, müssen," an die dein Ohr sich nun gewöhnen muß, nicht erschrecken. Sie bezeichnen lauter unnachläßliche Bedingungen deiner Sicherheit, des freien, aber der Gesellschaft unschädlichen Gebrauchs deiner Kräfte, und des Wohlstandes, der die Frucht desselben seyn wird. Du unterwirfst dich bloß den Gesetzen der Vernunft; du gehorchst bloß denen, die zu Handhabung dieser Gesetze bestimmt sind; du erfüllst keine Pflicht, die dir nicht mittelbar oder geradezu nützlich ist, mußt nichts, als was du sollst, und sollst nichts, als was die Gesellschaft, deren Mitglied du wirst, rechtmäßig an dich zu fordern hat. Noch bist du dein eigner Herr; es hängt von dir ab, ob du dich mit mir auf diese Bedingungen einlassen willst oder nicht: ist aber der Vertrag einmal zwischen uns geschlossen, so steht er fest, und ich bin berechtigt, dich zu Erfüllung aller Bedingungen, die du eingegangen bist, zu zwingen, wiewohl du mich nicht zur Erfüllung der meinigen zwingen kannst."

Gismund. Das alles, sollt' ich denken, spricht die demokratische Republik von Wort zu Wort zu jedem ihrer Mitglieder —

Ottobert. Wie könnte sie anders? Das Uebel ist nur, daß sie auch sonst noch etwas spricht, das mit dieser Grundsprache aller bürgerlichen Gesellschaften in geradem Widerspruch steht, und daß gerade dieser Widerspruch das ist, was sie zur Demokratie macht. Indem sie die Souveränetät des Volks proclamirt, gibt sie dem Staat eine unsichre betrügliche Grundlage, und vergißt absichtlich, daß unabhängige Naturmenschen eben dazu in bürgerliche Gesellschaft treten, um ihrer bisherigen persönlichen Souveränetät zu ihrem eignen Besten zu entsagen. Indem sie unbestimmte Freiheit und Gleichheit proclamirt, sie überall als Schild und Wahrzeichen aushängt, und zum ewigen Losungswort ihrer Bürger macht, erweckt sie in dem unverständigen großen Haufen Erwartungen, die sie weder zu erfüllen gedenkt, noch erfüllen könnte, wenn sie auch wollte. Ginge sie ehrlich und redlich zu Werke, so sagte sie den Leuten gerade heraus, wessen sie sich zu ihr zu versehen hätten. — Soll ich Ihnen sagen, Gismund, wie Ihre geliebte Demokratie in diesem Falle sprechen müßte?

Gismund. Lassen Sie hören.

Ottobert. So stellen Sie sich denn den Genius der Demokratie mit seinen gewöhnlichen Attributen vor, einen Eichenkranz um die Stirn, die Constitution in der einen Hand, und eine Pike, so groß wie ein Lärchenbaum, mit dem Freiheitshut auf ihrer Spitze, in der andern, wie er auf dem höchsten Gipfel des zum Altar der Freiheit und Gleichheit geweihten Montblanc stehend, den ringsum versammelten, mit gespitzten Ohren und gaffenden Mäulern aufhorchenden Völkern Europens zuruft: ihr Völker Europens, höret meine

Rede und nehmet den Sinn meiner Worte wohl zu Herzen! Eine neue Ordnung der Dinge ist im Werk, eine lange Reihe goldner Jahrhunderte rückt heran. Hand in Hand steigt die strenge Nemesis mit der heilbringenden Asträa vom Himmel herab, die Ketten der Völker zu zerbrechen, alle Gebrechen der Menschheit zu heilen, und allen ihren Beschwerden abzuhelfen. Alle selbstsüchtigen und menschenfeindlichen Leidenschaften, alle verderblichen Ausgeburten der falschen Staatskunst, alle schwarzen Erfindungen des fanatischen Aberglaubens, alle Gesetze, womit eine betrügerische und bestochene Rechtsgelehrsamkeit dem tyrannischen Mißbrauch der Gewalt einen Anstrich von Recht und Gemeinnützigkeit zu geben suchte, mit allen andern Ungeheuern der Hölle, die seit Jahrtausenden den Erdboden verwüsten, und die wohlthätigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zu Mitteln der Erniedrigung und Unterdrückung des Menschengeschlechts und zu Quellen seines bittersten Elends gemacht haben, werden in den Abgrund zurückstürzen. Allgemeines Wohlwollen wird ein unauflösliches Bruderband um alle Kinder der Erde schlingen, ewiger Friede die Völker aller Zonen zu einer einzigen Familie machen. Das Lieblichste, Schönste und Erhabenste, was begeisterte Propheten und Dichter in herzerhebenden Gesängen von einer Zukunft, welche niemand zu sehen hoffte, geweissagt haben, wird vor euern Augen in Erfüllung gehen. Denn ich biete euch allen in dieser Hand Freiheit und Gleichheit an, die einzigen Mächte, die alle diese Wunderdinge, diese neue Schöpfung glücklicher Menschen und goldner Zeiten, diesen Himmel auf Erden, wirklich machen können. — Aber höret auch die unnachläßlichen einzigen Bedingungen, unter welchen euch diese Glückseligkeit angeboten wird. Von der Stunde an, da ihr von Freiheit und Gleichheit Besitz nehmet, erkennet ihr alle die

Vernunft für eure oberste Regentin, und schwöret ihr für jeden Augenblick eures Lebens unbedingten Gehorsam und unverbrüchliche Treue. Von dieser Stunde an entsagt ihr jedem eigennützigen Triebe, der mit der allgemeinen Wohlfahrt streitet. Alle eure Leidenschaften und Wünsche schweigen vor dem heiligen Gesetze des gemeinen Besten, und ihr suchet euern höchsten Ruhm, euer höchstes Glück in der pünktlichsten Erfüllung aller eurer Pflichten. Ihr seyd alle frei und gleich, aber keinen Augenblick länger als ihr der Vernunft gehorcht. Sie, und die mit ihr gleich ewige Nothwendigkeit, sind nun eure einzigen Gebieterinnen, und der bloße Gedanke, euch von ihrer Herrschaft los zu machen, würde Freiheit und Gleichheit in eine Quelle des bittersten Elends verwandeln. Da nichts ohne Form bestehen kann, so bringe ich euch diejenige, unter welcher diese Töchter des Himmels das Glück eures Lebens machen sollen, in dieser Constitution. Aber vergesset keinen Augenblick, daß sie kein magischer Talisman ist; daß die Bedingungen, unter welchen allein sie ein Gut für euch ist, immer in euern eignen Händen bleiben. Ihr zufolge werdet ihr künftig eure Obrigkeiten selbst erwählen. Hütet euch in der Ausübung dieses großen, aber gefährlichen Vorrechts, unbedachtsam und nachlässig, oder unlauter und parteiisch zu verfahren. Jeder gebe seine Stimme, mit der gewissenhaftesten Redlichkeit gegen das Vaterland und sich selbst, dem Manne, den er unter allen seinen Mitbürgern für den tauglichsten und rechtschaffensten hält, ohne auch nur ein Wort mit andern deßwegen abgeredet zu haben, oder den geringsten Einfluß von außen auf sich wirken zu lassen. — Diejenigen, die ihr durch diese freie Wahl bevollmächtigt habt, in der Versammlung der Gesetzgeber, in den Gerichtshöfen und im obersten Vollziehungsrath euern allgemeinen Willen,

der niemals etwas andres als der Ausspruch der Vernunft selbst seyn kann, auszusprechen, anzuwenden und zur Vollziehung zu bringen, betrachten sich von Stunde an als Menschen, die, mit den schwersten Pflichten belastet, dem Volke, dem sie angehören, der Nachwelt und der ganzen Menschheit von jedem ihrer Schritte Rechenschaft schuldig sind. Sie vergessen sich selbst, und kennen kein anderes Interesse als das allgemeine. Keine Leidenschaft trübt jemals die Heiterkeit ihres Verstandes oder die reine Lauterkeit ihres Willens. Ehrgeiz, Eifersucht, Parteilichkeit, Ränke, Cabalen, Factionen sind etwas Unerhörtes unter ihnen; sie würden das Licht der Sonne durch ihren Anblick zu beflecken und die Luft mit ihrem Athem zu verpesten glauben, wenn sie jemals fähig wären, das Gesetz zu verdrehen, das Recht zu beugen, nach Gunst oder Ungunst zu sprechen, sich auf Unkosten ihrer Mitbürger zu bereichern, vom gemeinen Gut, das ihrer Verwaltung anvertraut ist, das geringste in ihren Privatnutzen zu verwenden, und überhaupt in ihrem öffentlichen Charakter leichtsinnig, launisch, leidenschaftlich und selbstsüchtig zu verfahren. Keiner, wie hoch sein Posten, wie groß seine Gewalt und die durch seine Hände gehenden Summen des Nationalschatzes waren, verläßt seine Stelle reicher, als er sie angetreten; und derjenige, der mehrere Jahre lang mit der höchsten Würde in der Republik bekleidet war, setzt seinen größten Ruhm darein, arm in seinen vorigen Privatstand zurückzutreten. Jeder, der vermöge seines Amtes um eine oder mehrere Stufen höher als andere steht, erkennt es für seine Pflicht, in Edelmuth, Mäßigung, Nüchternheit, Genügsamkeit, Bescheidenheit und jeder andern häuslichen, bürgerlichen und politischen Tugend den übrigen zum Beispiel und Vorbild zu dienen, und erfüllt diese Pflicht mit desto größrer Strenge, weil er weiß, daß der Staat nur so

lange glücklich seyn und bestehen kann, als diese Tugenden den allgemeinen Volkscharakter ausmachen. Das Volk ehrt seine Vorsteher durch Vertrauen und Gehorsam, und beweiset ihnen beides, auch wenn es die Weisheit ihrer Maßregeln und Verordnungen nicht sogleich einzusehen vermag. Die Vorsteher hingegen ehren die Würde der menschlichen Natur in jedem ihrer Mitbürger; der fleißige und redliche Tagelöhner dünkt sie ihrer aufmerksamsten Vorsorge eben so werth als der reichste Eigenthümer, und der Bürger, dem ihre Hülfe am nöthigsten ist, ist der erste, der Gehör erhält. Ein allgemeiner Geist der Ordnung, der Billigkeit, der Mäßigung, der Vaterlandsliebe und der Humanität athmet durch alle Glieder des Staats, gibt ihm wahre und ewige Einheit und Untheilbarkeit, und indem jeder Einzelne mit allen andern wetteifert der beste Bürger zu seyn, glaubt er in jedem andern einen bessern und würdigern zu sehen als er selbst ist. — Dieß, ihr Völker, sind die Bedingungen, unter welchen Freiheit und Gleichheit euch glücklich machen werden! Dünken sie euch schwer? — vielleicht wohl gar unmöglich zu erfüllen? — desto schlimmer für euch! Denn ich habe euch keine andern zu geben, und kann von diesen keine Sylbe nachlassen. Aber höret nun auch, was die Folgen seyn werden, wenn ihr das gefährliche Geschenk aus meinen Händen annähmet, ohne weder Willen noch Vermögen zu haben, diese Bedingungen zu erfüllen —

Gismund. Ich bitte Sie, Ottobert, lassen Sie Ihren demokratischen Genius kein Wort weiter sagen! Nach der indirecten Satyre, die er von der Spitze des Montblanc auf die armen Demokratien herab declamirt hat, indem er ihnen sagte, was sie seyn sollten und nicht sind, wäre es zu grausam, die Unglücklichen noch zu nöthigen, in einem Spiegel, dessen wenig schmeichelhafte Wahrheit ihr zartes Auge zu sehr

beleidigen würde, auch noch sehen zu müssen, was sie sind. Lassen Sie ihn immerhin wieder verschwinden; ich werde ihn nicht zurückrufen; denn durch ihn sind auch meine schönen wonniglichen Träume von Freiheit und Gleichheit, auf Ordnung und Sittlichkeit gegründet, mit Unschuld und Güte gepaart, von Musen und Grazien verschönert — wie leichte Wolkengebilde und Luftschlösser der Fee Morgana in nichts dahin geschwunden.

Ottobert. Es wäre doch wirklich sonderbar, wenn Sie jemals an die Möglichkeit geglaubt hätten, solche Ideale — an Menschen — durch Menschen realisirt zu sehen.

Gismund. Gutmüthige Herzen haben Augenblicke, wo sie so leicht glauben, was sie wünschen! Und daß es nie besser mit dem Menschengeschlechte werden, daß es sogar immer sinken und sinken, und ein verderbtes Geschlecht immer ein noch verderbteres zeugen soll, ist ein so niederschlagender trostloser Gedanke, daß ich ihn nicht ertragen kann. — Ich gestehe Ihnen unverhohlen, daß die verschiedenen Ansichten, unter welchen die Französische Republik seit den fünf bis sechs Jahren, die sie zählt, sich der Welt darstellt, mich öfters in meinem Glauben irre gemacht haben. Aber, wie oft auch mein Herz und meine Vernunft sich gegen sie auflehnten, immer kam ich doch auf den Gedanken zurück: die Französische Republik kann wenigstens nicht mehr gegen die Demokratie überhaupt beweisen, als die Regierung eines Caligula oder Nero, eines Königs Heinrichs VIII von England oder Karls IX von Frankreich gegen die Monarchie; und noch in diesem Augenblick, nachdem Sie mich mit Gründen, die ich nur durch Sophistereien und Chicanen anfechten könnte, überwiesen haben, daß die Demokratie, die ich zu sehen wünsche, nur in Utopien zu suchen sey, kann ich eine Stimme nicht zum Schweigen

bringen, die in meiner innersten Seele für sie spricht; und ob ich schon Ihren Einwürfen keine, auch nur mir selbst genügende, Vernunftschlüsse entgegensetzen kann, so nöthigt mich doch ein nicht übertäubliches Gefühl, an meinem alten Glauben festzuhalten, „daß ohne Freiheit und Gleichheit der Rechte kein Heil für die Menschheit sey."

Ottobert. Wir sind dem Punkte, der uns vereinigen wird, unvermerkt ganz nahe gekommen. Die stolzen herrischen Anmaßungen der Französischen Gewalthaber, die zu unsrer heutigen Unterredung Gelegenheit gaben, werden mich allemal, so oft die Rede von Staatsformen ist, reizen, jeder andern, selbst dem wenig anlockenden Despotism der hohen Pforte zu Stambul, den Vorzug vor der Demokratie einzuräumen. Daß sie diese Anmaßungen bis zur politischen Intoleranz treiben, und die Form ihrer noch immer in sich selbst zwischen Seyn und Nichtseyn schwankenden Republik, als das vollkommenste Modell aller möglichen Verfassungen, der ganzen Welt, wie es scheint, aufzwingen wollen, das ist es eben, was jeden gesunden Kopf gegen sie aufbringen, und Untersuchungen veranlassen muß, die, je schärfer und kaltblütiger dabei verfahren wird, desto weniger zu ihrem Vortheil ausfallen können. Wahrlich, eine Republik, die schon, da sie gepflanzt wurde, nur durch Ausrottung einer unendlichen Menge schöner und nützlicher Gewächse Wurzel fassen konnte; die schon in ihrem ersten Keim und in ihrer frühesten Entfaltung mit dem Blut eines schuldlosen und guten Königs und einer ungeheuern Anzahl der vorzüglichsten Menschen genährt werden mußte, um unter den düstern verpesteten Einflüssen der Atheisterei und Ruchlosigkeit, und unter allen Gräueln der Anarchie und Barbarei des schmählichsten Sansculotism und der unmenschlichsten Factionswuth, durch eine zwar wunderähnliche, aber

nur zu sehr begreifliche Combination von innern und äußern Ursachen, mit fürchterlicher Geschwindigkeit zu einem Baum heranzuwachsen, dessen schwarzer Todesschatten die halbe Erde bedeckt, und alles, was unter und neben ihm steht, schmachten, hinwelken und verdorren macht — eine solche Republik hat wahrlich kein Recht zu verlangen, daß alle Völker der Erde sich freiwillig nach ihrem Bilde umgestalten, und ihre Grundsätze zu den ihrigen machen sollen; und es ist die unerträglichste Tyrannei, Millionen friedfertiger und bei ihrer bisherigen Verfassung sich wohl befindender Menschen mit Gewalt zu einer Veränderung zu zwingen, von welcher sich vermuthen, und zum Theil mit Gewißheit voraussehen läßt, daß sie eine Quelle von unzähligen Uebeln und unabsehlichem Elend für sie werden wird. — Und gleichwohl, so groß ist der Hang der Menschen zur Veränderung, so mächtig wirkt in den einen der Gedanke, daß sie bei einer allgemeinen Umwälzung wenig oder nichts verlieren und vielleicht sehr viel gewinnen könnten, in andern ein dunkles Vorgefühl, vielleicht auch eine Rolle dabei zu spielen — und so verblendend ist der Glanz, den eine Reihe glücklicher Erfolge auf diese politischen in einem selbstgemachten Chaos arbeitenden Demiurgen wirft, daß in den noch stehenden Staaten die Zahl der Menschen nicht unbedeutend ist, die den Fortschritten des Jakobinischen Revolutionsgeistes nicht bloß mit der größten Gleichgültigkeit, sondern zum Theil mit Freude und übel verhehlter Sehnsucht entgegensehen, bereitwillig alles Mögliche zu ihrer Beschleunigung beizutragen, und inzwischen, bis es in ihrer Gewalt seyn wird ein Mehreres zu thun, wenigstens die Neufränkischen Revolutions-Maximen zu verbreiten, und den zerstörenden Planen jener neuen Leveller dadurch den Weg zu bahnen, daß sie den bestehenden Staatsformen und Regierun-

gen alles Vertrauen und alle Achtung zu entziehen suchen, ihre Mängel und Mißbräuche in das gehässigste Licht stellen, das Gute an ihnen verkennen, und dagegen die Neufränkische Demokratie für das höchste Meisterstück des menschlichen Verstandes und die einzige Staatsverfassung, die sich mit den Rechten der Menschen vertrage, ausgeben. Diese Lage der Dinge, und dieser böse Genius unsrer Zeit, drang mich in diesen letzten Jahren, genauer nachzuforschen, wie die verschiedenen Staatsformen sich gegen den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft und das allgemeine Beste der Menschheit verhalten. Wie einleuchtend auch die Behauptung des Englischen Dichters Pope,

For forms of Government let Fools contest,
Whate'er is best administer'd, is best,

beim ersten Anblick scheinen mag, so kann sie doch vor einer scharfen Prüfung nicht bestehen. Denn die beste Staatsverwaltung kann zwar die einer fehlerhaften Verfassung beiwohnenden Radicalgebrechen mildern und überpflastern, aber niemals aus dem Grunde heilen; und die schlechteste kann das wesentliche Gute einer weisen und wohl berechneten Constitution nicht anders als durch ihre völlige Vernichtung gänzlich unwirksam machen. Das Resultat, das, wie ich glaube, eine unbefangene Untersuchung jedem Wahrheitsforscher, so gut wie mir, geben wird, ist dieses: die monarchische Regierungsform ist mehr auf Sicherheit und Ordnung, die demokratische mehr auf Freiheit und Gleichheit berechnet; jene ist dem Menschen, der erst noch gebildet werden soll, diese dem bereits gebildeten natürlicher und angemessener. Indessen waltet der große Unterschied vor, daß, sobald beide Formen auf wirkliche Staaten und Menschen, wie sie nun einmal sind, angewandt werden,

die Monarchie den Hauptzweck, für den sie berechnet ist, Sicherheit und Ordnung, wirklich erreicht, die Demokratie hingegen immer weit hinter dem ihrigen zurückbleibt, weil Freiheit und Gleichheit in ihr immer mit Ordnung und Sicherheit im Streit liegt, und die Regierung jene nur auf Kosten dieser, oder diese auf Kosten jener gewähren kann. Uebrigens tragen beide ein sehr wirksames Princip der Verderbniß in sich, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn jene Jahrhunderte dauern kann, bis sie in einen unterdrückenden Despotism ausartet, diese kaum so viele Jahrzehnte dauert, bis sie, um der Anarchie zuvorzukommen, die immer wie an einem dünnen Faden über ihrer Scheitel schwebt, sich in eine noch härter drückende Oligarchie verwandeln muß. In jener erhält schon allein der festgesetzte Unterschied der Stände, Classen und Unterabtheilungen, bei der offen gelassenen Möglichkeit sich durch Glück oder Verdienste höher hinaufschwingen zu können, durch bloßen, aus Gewohnheit beinahe unbemerkten Druck und Gegendruck das Ganze in Ordnung; in dieser unterhalten die rastlosesten aller Leidenschaften, Ambition, Eifersucht und Begierde immer mehr zu haben, und die Parteien und Factionen, deren Triebräder sie sind, den Staat in immerwährender Gährung. Die Demokratie gleicht einer am Fuß eines unruhigen Vulcans liegenden Stadt, welche zwar der Erschütterungen und Ausbrüche desselben endlich so gewohnt wird, daß sie ihren Untergang zu fürchten aufhört, aber keinen Tag vor ihm sicher ist. In der Monarchie kann ein einziger weiser Regent wieder gut machen, was mehrere unkluge, schwache oder verkehrte Vorfahrer verdorben haben; in der Demokratie kommen die Weisen und Guten entweder gar nicht, oder in so geringer Anzahl empor, daß die sogleich gegen sie gekehrte, allgemeine und keiner Abrede benöthigte Zusammenverschwörung der

Bösen es ihnen beinahe unmöglich macht, etwas beträchtlich Gutes zu wirken.

Sismund. Dieß letztere ist, wie ich sehr besorge, oder vielmehr, wie Geschichte und tägliche Erfahrung lehrt, eben so sehr der Fall in der Monarchie, sogar unter den weisesten und besten Regenten.

Ottobert. Leider nur zu wahr! Ich will aber auch von allen diesen, in Theorie und Erfahrung gleich gegründeten Unterscheidungspunkten, die ich noch mit vielen andern nicht minder wichtigen vermehren könnte, für jetzt keinen andern Gebrauch machen als diesen: daß weder die Vorzüge, noch die Gebrechen dieser an beiden äußersten Enden der Linie liegenden Staatsverfassungen ein so großes Uebergewicht haben, daß der Vortheil der zu erwarten wäre, wenn eine von beiden mit Gewalt aus der Welt geschafft werden sollte, die Kosten der Operation nur zum zehnten Theil vergüten könnte; und daß also unter allen vernünftigen und rechtschaffnen Menschen als eine ewig feststehende Maxime anerkannt werden müsse: daß jede Regierung schuldig sey, die hergebrachte und bestehende Verfassung aller andern Völker zu respectiren; und daß jede Anmaßung, einen monarchischen oder aristokratischen Staat, unter dem illusorischen Vorwand, das Volk in Freiheit und Gleichheit zu setzen, mit Gewalt der Waffen zu demokratisiren, ein höchst ungerechter und unerträglicher Eingriff in die allgemeinen Rechte der Völker sey, welchem alle übrigen sich mit vereinten Kräften zu widersetzen nicht nur berechtigt, sondern (wenigstens ihrer eignen Sicherheit wegen) sogar verbunden sind. Wenn unser Nachbar Belieben trägt, sein Haus einzureißen, um ein besseres oder schlechteres aus den Trümmern aufzubauen, das mag er! Wir haben kein Recht, es ihm zu wehren. Aber wenn er nun käme und

wollte uns, unter dem Vorwand der Nachbarschaft und seines guten Willens gegen uns, unsre Häuser ebenfalls niederreißen, und uns nöthigen, neue nach dem Modell des seinigen zu bauen, so könnte uns doch wohl niemand verdenken, wenn wir uns einer so unziemlichen und ungelegnen Anmaßung mit Fäusten und Fersen entgegensetzten.

Gismund. Der Himmel bewahre uns und alle ehrlichen friedfertigen Leute vor solchen Nachbarn! — Wir sind nun, denke ich, über alle diese Dinge ziemlich Einer Meinung, lieber Ottobert. Aber vermuthlich wollten Sie, da Sie vorhin sagten, wir wären dem Punkte, worin wir völlig zusammentreffen würden, unvermerkt ganz nahe gekommen, noch etwas andres damit sagen.

Ottobert. Sie gestanden mir, Ihr Glaube, daß ohne Freiheit und Gleichheit kein Heil für das Menschengeschlecht sey, beruhe mehr auf einem unübertäublichen Gefühl, als auf deutlichen Vorstellungen. Ich glaube mir dieses Gefühl deutlich genug entwickelt zu haben, um Ihnen sagen zu können, inwiefern es Stimme der Wahrheit ist. Unläugbar ist Freiheit ein natürliches, rechtmäßiges und durch keine Verjährung verlierbares Eigenthum des Menschen, insofern er durch seine Vernunftfähigkeit dem allgemeinen System der vernünftigen Wesen angehört. Als ein solches hat ihm die Natur ein hohes Ziel vorgesteckt, zu dessen Erreichung er alle seine Kräfte zu gebrauchen schuldig ist, und kein Wesen im Weltall kann ihn im vernunftmäßigen Gebrauch seiner Kräfte hindern, ohne sich an den ersten und heiligsten Gesetzen der Stadt Gottes gröblich zu vergreifen. Einen Menschen zum Sklaven machen, d. i. ihn wider seinen Willen als bloßes thierisches oder mechanisches Werkzeug gebrauchen, ist daher (den einzigen Fall, wo es zur Sicherheit und Erhaltung der

Gesellschaft nöthig ist, mit den gehörigen Einschränkungen ausgenommen) unmittelbares Verbrechen gegen die menschliche Natur, und der schändlichste, ungeheuerste aller Frevel.

Was die Gleichheit betrifft, so ist klar, daß, wenn wir von einer Anzahl Menschen alles abziehen, worin sie verschieden sind, und wodurch sie zu einzelnen Personen werden, etwas übrig bleibt, worin sie alle einander gleichen, nämlich die der Menschheit eigene Art der Organisirung unsers animalischen Theils, und die Vernunftfähigkeit. Eine natürliche Folge dieser Gleichheit ist, daß jeder Mensch verbunden ist, in jedem andern seine eigene Natur, seinen Bruder in der Schöpfung, anzuerkennen, und sich jeder Art von Verletzung des Rechts desselben an Selbsterhaltung und freien Gebrauch seiner Kräfte zu enthalten. Man kann daher sehr richtig sagen, daß die Gleichheit, an welche alle Menschen gleichen Anspruch haben, in der Freiheit schon enthalten sey; und das große Losungswort der Jakobiner, Sansculotten und Anarchisten, Freiheit und Gleichheit, ist ein ganz unnöthiger, oder vielmehr ein bloß zu ihren geheimen Factionsabsichten nöthiger Pleonasmus; denn mit dem Worte Freiheit ist schon alles gesagt.

Eigentlich zu reden wird kein Mensch frei geboren; oder gibt es etwa in der ganzen Natur ein abhängigeres Geschöpf als ein neugebornes Kind? Eben so gewiß ist, daß unsre Vernunftfähigkeit sich außer dem Stande der Gesellschaft nie entwickeln würde, und daß die sehr unvollkommne Art von Entwicklung, die der rohe Naturmensch auf den untersten Stufen des gesellschaftlichen Standes erhalten kann, dem Zweck der Natur kein Genüge thut. Der unpolicirte Mensch ist nur so lange gut, bis eine Leidenschaft in ihm erregt wird, und alle seine Leidenschaften sind gewaltthätig, stür-

misch und unbändig; seine Vernunft vermag wenig und meistens nichts über seine animalischen Triebe,

Jura negat sibi nata —

und er lebt daher in immerwährender Unsicherheit und offner Fehde mit andern seinesgleichen. Dieß treibt ihn zuletzt, früher oder später, in den Stand der policirten Gesellschaft; den einzigen, der seiner Natur und Bestimmung gemäß ist, und außerhalb dessen er schlechterdings nicht werden kann, was er in dem allgemeinen System der Wesen seyn soll. Er entsagt in diesem neuen Stande keinem seiner unverlierbaren Naturrechte, und erhält für das traurige Recht der Selbsthülfe, dessen er sich vermöge der Natur dieses Standes begeben muß, in der Garantie seiner Sicherheit, die der Staat auf sich nimmt, mehr als Ersatz. Er unterwirft sich, um seines eigenen Besten willen, einer Regierung nach Gesetzen; er soll und darf aber keinem andern gehorchen, als dem ewigen Gesetz der Vernunft, und solchen positiven Gesetzen, die mit jenem in keinerlei Widersprnch stehen. Kein Volk ist daher berechtigt, sich, weder für sich selbst, noch viel weniger für seine Nachkommen, der bloßen Willkür andrer Menschen zu unterwerfen. Absolute, oder despotische Demokratie, Aristokratie und Monarchie sind also drei gleich fehlerhafte und verwerfliche Regierungsformen, und würden, eben darum weil sie der menschlichen Natur Gewalt anthun, von keiner Dauer seyn können, wenn sie sich nicht, in ihrer innern Organisation sowohl als in der Regierungsverwaltung, mehr oder weniger einer vermischten Form näherten; wenn die Gewalthaber sich nicht selbst die Hände bänden, und sich gefallen ließen, daß ihrer willkürlichen Macht durch Religion, altes Herkommen und Sitte, Rechte gewisser Corporationen, und festgesetzte Ordnung in der Justizpflege und Staats-

wirthschaft, Gränzen gesetzt würden, und das Ganze dadurch einige Selbstständigkeit erhielte. Da aber die Nothwendigkeit, zu Verhütung eines größern Uebels ein kleineres, so lange bis es ganz unerträglich wird, zu ertragen, von Seiten des Volks, und ein an blinden Gehorsam gewöhntes, gänzlich von ihm abhängendes Kriegsheer, von Seiten des Despoten, beinahe das Einzige sind, was in solchen Staaten die Sicherheit des Volkes sowohl als der Regierung ausmacht, und die Aufhaltung der furchtbaren Katastrophe größtentheils von der unbestimmbaren Wirkung nicht immer hinlänglicher moralischer Ursachen abhängt, die Beschleunigung derselben hingegen durch einen alles mit sich fortreißenden Strom zufälliger Ereignisse bewirkt werden kann: so dringt uns schon die bloße Staatsklugheit mächtige und gebieterische Bewegungsgründe auf, solchen Möglichkeiten zuvorkommen, und freiwillig zu thun, was zu spät ist, wenn man es gezwungen thun muß. Ich weiß wohl, daß Staaten so wenig als andre einzelne Körper ewig dauern können: aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß manche große Monarchie, die seit viertausend Jahren aus der Reihe der Dinge verschwunden ist, durch Anwendung der gehörigen Mittel ihre Existenz um Jahrhunderte hätte verlängern können; und daß nur ein Staat, worin die persönliche Freiheit des Bürgers und die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums mit dem unverletzlichen und unbestrittnen Ansehen der Regierung durch ein unzertrennliches Band verknüpft, durch weise Grundgesetze hinlänglich bestimmt, und durch eine wohlberechnete Vertheilung der höchsten Gewalt gesichert sind, auf innere und äußere Ruhe, allgemeinen Wohlstand, Respect gebietendes Ansehen unter den übrigen Mächten, und langwierige Dauer mit einem hohen Grade von Gewißheit rechnen kann. Der Ruhm, aus eigner

Bewegung der Stifter einer solchen Staatsverfassung zu seyn, ist, wenn mich meine Ahnung nicht trügt, irgend einem weisen und großmüthigen Könige in dem nächstkommenden Jahrhundert aufbehalten. Denn wie viele Ursache auch die Britten haben mögen, in dieser Hinsicht auf die ihrige stolz zu seyn, so zeigt doch ihr gegenwärtiges augenscheinliches Sinken, daß sie wesentliche Fehler in ihrer Anlage haben müsse, welche der verbessernden Hand der weisesten Klugheit bedürfen. Indessen könnte sie immer, da sie doch die einzige in dieser Art ist, einem künftigen Lykurg zum Muster dienen, sowohl dessen, was nachzuahmen, als was zu vermeiden oder besser zu machen wäre.

Gismund. Sie haben Ihr Wort gehalten, mein Freund. Möchte doch Ihnen und mir die Freude werden, den Tag, sollt' es auch der letzte unsers Lebens seyn, zu sehen, da ein großer Fürst — der durch eine solche That alle Trajane und Marc-Aurele weit hinter sich ließe — Göttern und Menschen dieß herrliche Schauspiel zu geben großherzig genug wäre! Wie wohl getröstet könnten wir dann dieses Leben verlassen, um unsern Vätern die frohe Nachricht zu bringen, daß es einen Staat in Europa gebe, wo es ihren Enkeln erlaubt und möglich sey, im sichern Schatten eines ewig feststehenden Throns als freie, gute und glückliche Menschen zu leben!

## VI.

# Die Universal-Demokratie.

Frankgall. Nun, Holger, was sagst du zu der neuen Europäischen Demokratie?

Holger. Was für einer neuen Demokratie? Wo wäre die? Wie hieße sie?

Frankgall. Du hörst ja, Europa.

Holger. Europa eine Demokratie?

Frankgall. Sie liegt zwar noch auf dem Amboß; aber unsre Cyklopen sind scharf darüber her, und gedenken, noch ehe man 1800 zählt, damit zu Stande zu kommen.

Holger. Da müßten sie hurtig arbeiten.

Frankgall. Dünkt dich die Zeit zu kurz? Bedenke, daß es nur einen Tag brauchte, um den vierzehnhundertjährigen Französischen Königsthron umzuwerfen; nur einen Tag, um dem alten Bräutigam der Adriatischen See sein einst so mächtiges Horn abzustoßen; nur einen Tag, um die dreifache Krone des Halbgottes, der einst die größten Monarchen zu seinen Füßen sah, in eine Freiheitsmütze zu verwandeln! Glaube mir, das Wenige, was noch zu thun ist, dünkt uns die leichteste Sache von der Welt.

Holger. Wohl nicht ganz so leicht, als die Herren Bürger sich's einbilden. — Wenn ihr euch doch die lächerliche Kinderei abgewöhnen wolltet, von den Hühnern, die aus noch ungelegten Eiern kriechen sollen, zu reden als ob sie schon da wären, und die Haut des Bären zu verhandeln, den ihr erst noch zu schießen gedenkt!

Frankgall. Das nennst du Kinderei? Da irrest du dich mächtig, mein guter Holger! diese vermeinte Kinderei ist einer von den politischen Handgriffen, womit man bei einem Volke, wie das unsrige, Wunder thut. Wir haben ihn den alten Römern abgelernt. Indem wir uns das, was noch zu thun ist, so leicht vorstellen, und den glücklichen Erfolg so gewiß nehmen als ob er schon da wäre, so ist nicht nur die Arbeit selbst, durch den guten Muth womit wir sie angreifen, schon halb gethan, sondern eben darum, weil wir uns nicht auslachen lassen wollen, weil wir unsre Ehre für den Ausgang verpfändet haben, und entweder siegen oder uns selbst für Gecken erklären müssen, so ist Sieg oder Tod immer unser Losungswort, und wir siegen, weil wir keinen Augenblick daran zweifelten, daß wir siegen würden.

Holger. Ihr seyd gefährliche Leute, das ist gewiß; und daher kann es auch nicht anders kommen, als daß endlich die ganze Welt wie ein einziger Mann gegen euch aufstehen wird.

Frankgall. Die ganze Welt? Davon geht nun gleich für's erste manches große Stück ab. Du meinst doch nicht, daß wir uns vor den Türken, Persern und Mongolen, oder vor den Kaisern von Siam, Japan und Monomotapa fürchten sollen?

Holger. Als ob nicht in Europa selbst noch Mächte

wären, die bis jetzt eben keine große Lust zeigen, sich von euch demokratisiren zu lassen!

Frankgall. Ob sie Lust dazu haben oder nicht, gilt uns gleich viel. Wir haben schon manches durchgesetzt, wozu sie eben so wenig Lust hatten.

Holger. Ihr habt freilich noch vier bis fünf Millionen Knaben, Jünglinge und Männer, die ihr an die Schlachtbank führen könnt, wenn euch nichts daran gelegen ist, am Ende eine bloße Amazonen-Republik übrig zu behalten, mit der wir wohl auf die eine oder andre Art fertig werden wollen.

Frankgall. Du vergissest, lieber Holger, daß die vier oder fünf Millionen, die du uns todt machen willst, nicht aus Papierschnitzeln zusammengeleimt sind. Bis es so weit kommt, daß unsre Eleganten, Incroyabeln und Merveillösen mit dem Bajonnet arbeiten lernen müssen, werden eure Sechskreuzerhelden wohl auch sehr zusammengeschmolzen seyn. Aber dahin soll es nicht kommen, mein Freund! siehest du denn nicht, wie einige unsrer furchtbarsten Feinde — oder Freunde, denn das sagt ungefähr gleich viel, wie du weißt — uns selbst in die Hand arbeiten? Meinst du, wir hätten ihre blinde Seite nicht schon längst ausfindig gemacht, und wüßten nicht wie es im Inwendigen dieser prächtigen Kolossen aussieht? wir sähen nicht wie sehr sie sich fürchten, wie schwankend ihre Meinungen, wie ungewiß ihre Entschließungen, wie planlos ihre Maßregeln sind? wie wenig einer dem andern traut, und, was noch schlimmer für sie ist, wie wenig Vertrauen sie in sich selbst setzen?

Holger. Was du nicht alles siehst!

L'homme de bien, qui voyez tant de choses,
Voyez-vous point mon veau?

In der That, mein lieber Seher, liegt es nur an dir, wenn du nicht noch weit mehr siehest. Ich, zum Exempel, sehe Monarchien, die noch ihre ganze Stärke ungeschwächt beisammen haben; andere, deren Hülfsquellen zwar angegriffen, aber so unermeßlich sind, daß es nur auf die Kunst sie recht zu benutzen ankommt; noch andre, die nur aus ihrem tiefen Schlaf zu erwachen brauchen, um zu fühlen, daß sie Kräfte genug haben, sich für ihr Leben zu wehren. Ich sehe die große Beherrscherin der Meere, mit dem Reichthum der ganzen Welt in ihrem unerschöpflichen Füllhorn, euern ungeheuern Anstalten und noch ungeheurern Rodomontaden einen unbeweglichen Muth entgegenstellen, und, eurer Declamationen und Trugschlüsse und falschen Ausrechnungen des Interesse der Nationen spottend, die übrigen großen Mächte Europens durch das stärkste aller Bande, den Trieb der Selbsterhaltung, an ihr Interesse fesseln, und sie zu einer Vereinigung ihrer Kräfte vermögen, die einen gewaltigen Strich durch eure Rechnungen machen wird. Ich sehe Völker, die noch fest an ihren glücklichen Vorurtheilen, an der Religion ihrer Väter und an der Treue gegen ihre Erbfürsten hangen, und sich durch die schalen Blendwerke, Wortspiele und Sirenentöne, womit es euern Rednern eine Zeit lang gelungen ist, euer eignes Volk und etliche andere zu täuschen, nie bethören lassen werden; am wenigsten seitdem eure Gewalthaber aller Classen die ganze Welt durch ihre Handlungen unterrichtet haben, daß die Freiheit, die ihr uns aufdringt, Sklaverei, eure Gleichheit Anarchie, und eure Freundschaft eine Braut von Korinth ist, die nicht eher abläßt, bis sie dem Unglücklichen, den sie mit ihren kalten Armen umschlungen hält, alles Blut aus den Adern und alles Mark aus den Knochen gesogen hat.

Frankgall. Ich bitte dich, alter Freund, laß es an dem, was du da gesehen hast, genug seyn, und erlaube mir, bevor du dich in eine völlige Fieberhitze hineindeclamirst, dich, wo möglich, durch eine ganz gelassene Uebersicht dessen, was zunächst vor uns liegt, wieder so viel abzukühlen, daß dir auch das Entferntere etwas deutlicher erscheine, als es deine gegenwärtige Erhitzung zuläßt. Denke nicht, daß uns die neue Coalition, womit du uns bedrohest, verborgen seyn könne. Wir haben, bei allem unserm anscheinenden Leichtsinn und Uebermuth, einen scharfen Blick; und wenn wir uns nicht fürchten, so kommt es bloß daher, weil wir auf alles gefaßt sind. Soll ich dir unser großes Geheimniß verrathen? Ich darf es, weil meine Verrätherei euch nichts helfen wird, und uns also nicht schaden kann. Simsons Stärke bestand in seinen Haaren; wurden ihm diese abgeschnitten, so war er nichts als ein gemeiner Mensch: daher hätte er sein Geheimniß niemand, am allerwenigsten der schönen Delila, entdecken sollen. Aber unser Geheimniß gleicht den Sprüchen der sieben Weisen, die jedermann auswendig weiß, und darum doch nicht weiser ist, wiewohl die Quintessenz aller praktischen Weisheit in ihnen verborgen liegt. Also kurz und gut, unser Geheimniß ist, daß wir den Werth und die Wichtigkeit der moralischen Ursachen kennen, und ihre Wirkung immer mit dem Stoß der mechanischen Kraft gehörig zu combiniren wissen. Damit allein haben wir die Dinge gethan, die ihr als Wunder anstauntet und euch nicht erklären konntet, wiewohl nichts begreiflicher ist. — Warum z. B. fürchten wir uns wenig vor einer neuen Coalition? Vermöge einer ganz einfachen Ausrechnung, von deren Richtigkeit wir gewiß sind. Wir rechnen mit ruhiger Sicherheit darauf, daß jeder sich selbst der nächste ist; daß niemand, ohne dringendste

Noth, seine eigene Existenz daran setzt, einem entfernten Freunde zu helfen, der durch die kleinste Veränderung der Umstände ein Feind werden kann. Wir rechnen darauf, daß das eigene Interesse jeder einzelnen Macht einer solchen Vereinigung Schwierigkeiten entgegensetzt, welche, wenn sie auch endlich auf die Seite geschafft würden, immer, als verborgene Gewichte und Hemmketten, die volle Wirkung derselben zurückhalten würden. Wir rechnen darauf, daß unter allen unsern falschen Freunden keiner ist, der des Friedens nicht so bedürftig wäre, daß das dringende Gefühl dieses Bedürfnisses die entfernten und ungewissen Betrachtungen, die ihn zu Erneuerung des Kriegs bewegen könnten, weit überwiegen muß; und daß diejenigen, die uns als Feinde am gefährlichsten wären, da sie entweder ihre eigenen Plane zu verfolgen, oder fremde zu vereiteln haben, immer mehr Vortheil dabei sehen, unsre Freundschaft zu suchen, als unsere Rache zu reizen. Gesetzt aber auch, es gelänge der Politik und dem Golde unsers einzigen noch übrigen Feindes, alle diese Hindernisse zu heben, so rechnen wir darauf, daß unser Geschäft schon gethan seyn wird, ehe jene mit den Anstalten, uns daran zu hindern, fertig sind. Ueberdieß sind wir sicher, daß uns niemand, ohne zu Schanden dabei zu werden, auf unserm eigenen Grund und Boden angreifen kann; und damit dieß gar nicht mehr möglich sey, haben wir uns mit neuen Barrieren umgeben, an welchen unsre künftigen Feinde sich die Zähne schon lange zuvor stumpf gebissen haben werden, ehe sie unsre alte Gränze erreichen, wo ein neuer, sehr ungleicher Kampf erst von vorn angehen würde. Auch will ich dir nicht verbergen, guter Holger, daß wir ein wenig darauf rechnen, daß, wenn man uns dazu reizen sollte, wenigstens zwei Drittel von Germanien in eben so kurzer Zeit demokratisirt

seyn sollen als Helvetien und der Kirchenstaat, die sich vor etlichen Monaten noch so wenig, als ihr in diesem Augenblicke, davon träumen ließen, daß der jüngste Tag ihnen so schnell, wie ein Dieb in der Nacht, über den Hals kommen würde. Hast du an dem allem genug, alter Freund, oder soll ich dir noch mehr sagen?

Holger. Gesetzt also, daß eure politischen Rechnungen richtiger calculirt wären, als man es von euern ökonomischen glaubt, was wäre denn also euer Plan, wenn man fragen darf?

Frankgall. Warum nicht? Das ist gerade eines unsrer größten Geheimnisse, daß wir kein Geheimniß aus unsern Planen machen; wiewohl ich eben nicht jedem rathen möchte, es uns nachzuthun. Unsre Meinung ist, auf dem festen Lande mit der ganzen Welt Frieden zu machen; zwar auf unsre eigenen Bedingungen, doch so, daß jeder, an dem uns etwas gelegen ist, seine Rechnung dabei finde. Weil nicht alle Leute so hurtig sind wie wir, so werden wir, indessen daß an besagtem Frieden gearbeitet wird, unser Landungsproject —

Holger (ihm in die Rede fallend). Das scheint in der That jetzt die Lieblingsunterhaltung eurer ganzen Nation zu seyn, wie ehemals die Eroberung Siciliens das einzige war, woran die Athener wachend und schlafend dachten, wovon sie sprachen, wovon sie alle Vortheile ausgerechnet hatten, worauf sie tausend glänzende Speculationen gründeten, und was sie für so unfehlbar hielten, daß, wer sich unterstanden hätte, den geringsten Zweifel in den Erfolg zu setzen, seines Lebens nicht sicher unter ihnen gewesen wäre. Wenn es euch nun mit euerm Lieblingsprojecte ginge wie den Athenern mit dem ihrigen?

Frankgall. So hätten wir einen Gelust gebüßt, und

doch immer, mit einem etwas starken, aber einen Staatskörper wie der unsrige noch bei weitem nicht erschöpfenden Aderlaß, unserm ohnehin schon durch überspannte Anstrengungen entkräfteten Erbfeind Wunden geschlagen, wovon er sich sobald nicht wieder erholen würde. Aber sey versichert, Holger, wenn wir nur einmal auf Englischem oder Irischem Boden stehen, so wollen wir der Welt bald zeigen, daß wir etwas mehr als Athener sind.

Holger. Wenigstens werdet ihr darin weiser als sie seyn, daß ihr euern Bonaparte, wenn er auch beschuldiget würde, allen Marienbildern, die noch in Frankreich übrig seyn mögen, die Nasen abgeschnitten zu haben, nicht deßwegen vorladen und zurückberufen würdet, wie die Athener dem Alcibiades thaten; wiewohl nur er allein ihren Lieblingsplan auszuführen im Stande war. Gesetzt aber, es gelänge euch, England, Schottland und Irland zu erobern, und in eine, zwei oder drei Republiken nach euerm Bilde umzuschaffen: so fehlten denn doch wenigstens noch zwei gute Drittel, bis ihr ganz Europa demokratisirt hättet.

Frankgall. Ich verlange auch eben nicht, daß du mir meine Worte so gar buchstäblich auslegest, wiewohl mit Hülfe der Zeit viel geschehen wird, was sich nicht auf einmal bewerkstelligen läßt. Genug, daß wir bereits hinlängliche Beweise gegeben haben, daß das berühmte

Tu regere imperio populos, Romane, memento!

das lange zuvor, eh' es dem Virgil einfiel, einen Hexameter daraus zu machen, mit Flammenzügen in die Seele eines jeden Römers geschrieben war, das große Geschäft ist, wozu wir uns berufen fühlen, und das wir, auf eben dem Wege und durch eben dieselben Mittel, wie die Römer, auszuführen wissen werden.

Holger. Auf die neuen Römer werdet ihr euch dabei wohl keine große Rechnung machen?

Frankgall. Schwerlich! wiewohl sie uns gute Dienste thun können, um den Rest von Italien vollends demokratisiren zu helfen. Denn wir tragen kein Bedenken, die ganze Welt wissen zu lassen, daß wir mit unsern Freunden und Alliirten auf keinem andern Fuß zu leben gedenken, als die alten Römer mit den ihrigen. Die Natur unsrer Revolution und unsre ganze Stellung gegen die übrige Welt erfordert nun einmal, daß unsre Republik eine militärische sey. Sie ist eine Tochter der Gewalt, und kann sich nur durch Gewalt erhalten. Aber eben das, was eine nothwendige Bedingung ihres Daseyns ist, wird, durch eine natürliche und unfehlbare Folge, die Quelle einer Obermacht seyn, welcher alle andern Völker werden huldigen müssen. Eine große Nation, die immer in Waffen ist, den Krieg als ihr eigenes Handwerk treibt, und immer Krieg führen kann, weil sie ihn bloß auf Kosten ihrer Feinde und Freunde führt, muß nothwendig endlich alle übrigen zu ihren Füßen sehen. Und mit welchem Grunde könnten sich unsre Freunde und Verbündeten darüber beklagen, daß sie zu unsrer Größe beizutragen verbunden sind? Da wir ihnen gern erlauben werden, von ihren Naturproducten, ihrem Kunstfleiß und ihrer Lage zur Handlung, unter unserm Schutz, alle nur möglichen Vortheile zu ziehen; da wir ihnen alle Quellen des Reichthums, die wir selbst vernachlässigen, zu benutzen überlassen, weil bei uns alles, sogar die Künste und Wissenschaften, bloß militärisch seyn wird: so ist nicht mehr als billig, daß sie unsre Armeen unterhalten, und so oft wir Geld brauchen unsre Schatzmeister sind. Wenn wir nun vollends, durch Demüthigung oder gänzliche Vertilgung unsrer großen Nebenbuhlerin, den erderschütternden

Dreizack in die Hand bekommen haben werden, wo wäre dann noch die Monarchie, die nicht unsre Freundschaft auf jede leidliche Bedingung suchen müßte? Wo die Macht, die uns zum Kampf herausfordern dürfte? Sind wir aber erst so weit, so können wir das übrige, was an der vollständigen Ausführung unsers Hauptplans noch fehlt, den Rathgebern, Günstlingen und Höflingen der Könige ruhig überlassen; sicher, daß sie, wie gewöhnlich (wiewohl ganz gegen ihre Meinung und Absicht), mehr für uns thun werden, als wir verlangen könnten, wenn wir sie mit schwerem Gelde dafür bezahlten.

Holger. Auf das alles habe ich zwei Dinge zu antworten, mein lieber Projectmacher. Fürs erste hat, glücklicherweise, die Natur selbst dafür gesorgt, daß ihr, wenn ein so ausschweifender Plan auch wirklich der eurige wäre, in dem Nationalcharakter eures eignen Volkes ein Hinderniß finden werdet, das euch mehr zu schaffen geben und weniger überwindlich seyn wird, als alle äußerlichen zusammengenommen. Wenn ihr der Beweise dieser Wahrheit nicht schon so viele hättet, bedürfte es wohl eines stärkern, als die unbegreifliche Gleichgültigkeit ist, womit der größte Theil eurer Bürger die Factionen entscheiden läßt, wer die Nation repräsentiren soll? Könnte etwas ungereimter seyn, als auf die Grundsätze und Gesinnungen eines Volks, das sein wesentlichstes Interesse mit einem solchen Leichtsinn behandelt, Staat zu machen, und ihm alle die Festigkeit, Energie und Beharrlichkeit zuzutrauen, die ein solcher Plan bei ihm voraussetzt? Ihr seyd so wenig zu Republicanern und Nachfolgern der alten Romuliden gemacht, daß, wenn ein paar Armeen sich morgen für einen König erklärten, euer ganzes Volk, die Jakobiner und Terroristen abgerechnet, vive le Roi! schreien würde, so lange noch ein Laut aus ihrer Kehle ginge.

Frankgall. Das könnte möglich seyn; aber daß es nicht wirklich werde, dafür, glaube mir, ist vor der Hand gesorgt. Wer kennt unser Volk besser als wir selbst? Sey versichert, mein guter Holger, daß die zum Theil sehr hellen Köpfe, die an der Spitze unsrer Republik stehen, genau wissen, wie das Volk manipulirt werden muß, und auf welche von seinen Eigenschaften sich rechnen läßt. Sie wissen sehr gut, ob sie schon in ihren Adressen an die Franzosen das Gegentheil zeigen, daß die große Mehrheit der Nation im Herzen königisch gesinnt ist: aber was liegt daran, so lange die Armeen aus eifrigen Republicanern zusammengesetzt sind, und unsre Regenten, um sie immer in dieser guten Stimmung zu erhalten, auch immer dafür sorgen werden, daß es ihnen an Gelegenheit sich um das Vaterland verdient zu machen (wie wir's nennen) nie fehle! So lange dieß geschieht, wird unser Volk, das sein großes Bedürfniß, regiert und sogar despotisirt zu werden, lebhafter fühlt als irgend ein anderes, sich vermöge eben dieser leichtsinnigen Apathie, die du ihm mit Recht vorwirfst, auch der republicanischen Regierung so lange geduldig unterwerfen, als das Directorium die Bedingungen auch nur halbweg erfüllt oder nur erfüllen zu wollen scheint, unter welchen jedes Volk in der Welt sich von einem jeden beherrschen läßt, der die Zügel einmal in den Händen hat.

Holger. Ich bitte dich, nicht zu vergessen, daß euer Volk ein wenig veränderlich, muckisch und wetterlaunisch ist, und bei der geringsten Veranlassung eben so schnell aus der gedankenlosesten Schlaffheit zur leidenschaftlichsten Schwärmerei überspringt, als es aus dieser, wenn sie vertobt hat, in jene zurücksinkt.

Frankgall. Daher ist freilich auf Seiten derer, die uns regieren wollen, Kunst, Vorsicht und Festigkeit nöthig;

und auch damit würden unsre Fünfmänner nicht auslangen, wenn sie nicht die Klugheit hätten, den übrigen Ingredientien ihrer Staatsverwaltung immer noch ein wenig Terrorism beizumischen. Unser Volk muß behandelt werden wie ein stolzes und rasches Pferd, dem man immer schmeicheln und liebkosen, aber auch immer den Schatten der Gerte zeigen muß.

Holger. Und so hättest du mir also alle Auswege abgeschnitten, und die Universal-Demokratie wird, alles Einwendens und Sträubens ungeachtet, über kurz oder lang in euern Händen seyn? — Nun, wenn es denn so seyn muß, was bleibt mir übrig, als den heiligen Anker auszuwerfen, und —

Frankgall. — wie die Solothurner, zu hoffen, daß der heilige Sanct Urs mit einer Halbbrigade Engel vom Himmel herabstürzen, und die verruchten Feinde der Götter und der Menschen mit seinem flammenden Morgenstern zu Boden schlagen werde? Sey ein Mann, alter Freund, spare deinen heiligen Anker auf irgend einen verzweifelten Nothfall, und nimm deine Zuflucht nicht eher zu den Zaubermitteln der Einbildungskraft und des Glaubens, bis die Natur keine Hülfsquelle mehr hat, und die Vernunft wirklich keine Möglichkeit entdecken kann, dem gefürchteten Unglück zu entgehen. Aufrichtig gegen dich zu seyn, lieber Holger, ich selbst, wiewohl ich, der Pflicht eines guten Bürgers zufolge, mit der gegenwärtigen Verfassung und Regierung meines Vaterlands zufrieden bin — weil es nicht in meiner Macht steht ihm eine bessere zu geben — bin kein so abgöttischer Verehrer unsrer Constitution, daß ich glauben sollte, es sey außer ihr kein Heil für die Menschheit; oder daß ich die Universal-Demokratie, womit ich dich erschreckt habe, nicht für den letzten Schritt zu einer allgemeinen Barbarei und Verwilderung

ansehen sollte. Aber ehe es mit dem bereits so aufgeklärten und durch eigene und fremde Erfahrungen so sehr gewitzigten Europa zu dieser Extremität kommen müßte, gibt es wohl noch mehr als Einen Ausweg, und ich selbst — dem du es wohl nicht angesehen hättest — weiß dir ein sehr einfaches, der Stufe unsrer Cultur würdiges, leicht auszuführendes, und, wie mich dünkt, unfehlbares Mittel, dem Uebel zuvorzukommen.

Holger. O du großer und gebenedeieter Helfer in der Noth, sage an, was hast du uns noch für ein Arcanum im Rückhalt, welches, wenn es diese Eigenschaften hätte, dem Stein der Weisen selbst an Werth gleich zu schätzen wäre?

Frankgall. Rathe.

Holger. Davus sum, non Oedipus.

Frankgall. Im Ernst, du kannst es nicht errathen?

Holger. In ganzem Ernst, nein!

Frankgall. Es kann nichts Leichteres und Einfacheres erdacht werden.

Holger. Du machst mich ungeduldig!

Frankgall. Wenn ich dir's gesagt habe, so wird mir's damit gehen, wie dem Entdecker der neuen Welt mit dem Geheimniß, ein Ei auf die Spitze zu stellen: du wirst lachen und sagen, ist's nichts, als das?

Holger. Ich bitte dich, laß es gut seyn, und quäle mich nicht länger.

Frankgall. Nun so wisse denn, Freund Holger, es ist nicht mehr und nicht weniger, als der einfältige wohlgemeinte Gedanke: die noch übrigen unumschränkten Könige sollten freiwillig und aus eigner Bewegung —

Holger. — von ihren Thronen herabsteigen und ihre Souveränetät dem Volk überlassen?

Frankgall. Nein! nur — die Verfassung von Großbritannien in ihren Reichen einführen.

Holger. Und dadurch, glaubst du, würden sie und ihre Unterthanen glücklicher seyn, und der Katastrophe, die du nur erst als unvermeidlich zeigtest, entgehen? Soll etwa die beneidenswürdige Glückseligkeit der Britten, ihre Zufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Regierung, der blühende Zustand ihrer Finanzen und ihrer Staatsschuld, und ihre tiefe Sicherheit vor den Folgen der ihnen angedrohten Landung, unsre Monarchen zu einem so beispiellosen Schritte reizen?

Frankgall. Die Brittische Constitution ist vortrefflich; darin stimmten die größten Denker und Staatskundigen unsers Jahrhunderts immer überein: aber sie war das Werk des Moments, und sie hat (wie unsre Constitution von 1795) Fehler, deren Wichtigkeit nur die Erfahrung entdecken konnte, und für deren natürliche Folgen sie jetzt büßen. Natürlicher Weise müßten alle diese Mängel und Gebrechen vermieden werden. So ist, z. B. das Parlament in England nicht frei genug; denn der Einfluß des Hofes neutralisirt beinahe alles, was auch eine wirklich vaterländisch gesinnte Opposition zum Besten der Nation wirken könnte. Unsre Constitution von 1791 setzte die königliche Würde viel zu tief herab, so tief, daß der Thron, und sie mit ihm, fallen mußte: hingegen ist die Macht der Brittischen Krone so groß, daß sie ihre unbestimmten Gränzen, auf Unkosten der Volksrechte, so lange erweitern kann, bis für diese gar kein Raum mehr übrig bleibt. Der König also, der den großen und wohlthätigen Gedanken faßte, seinem Volke aus eigner Bewegung eine Constitution zu geben, worin Freiheit mit Ordnung und Sicherheit unzertrennlich verbunden wäre, müßte Einsicht und Seelengröße genug haben, um sich selbst, und denen, die ent-

weder als seine Rathgeber und Vollzieher seines Willens an der Regierung Theil haben, oder deren Werkzeug er, ohne es gewahr zu werden, selbst ist, die zur Sicherheit und zum Glück des Staats nöthigen Schranken zu setzen, ohne darum die Majestät des Throns zu verletzen, und das königliche Ansehn den Eingriffen herrschsüchtiger und eigennütziger Volksvertreter preiszugeben.

Holger. Hierin die richtige Mittelstraße zu treffen, dürfte schon in der bloßen Theorie weit schwerer seyn als du dir vorstellst.

Frankgall. Ganz und gar nicht; im Wollen allein liegt die Schwierigkeit. Daß sich für uns Adamskinder keine ganz vollkommene, alle Knoten rein auflösende, alle Forderungen der Vernunft erfüllende, keiner Reibung, keiner Schwächung ihrer Springfedern unterworfene, mit Einem Worte keine ewige und unvergängliche Staatsverfassung erdenken lasse, versteht sich von selbst. Die beste ist — die mit den wenigsten Gebrechen behaftete. Um die Brittische Constitution so fehlerfrei zu machen als irgend ein Menschenwerk seyn kann, bedürfte sie nur weniger Modificationen. — Mehr Gleichheit in der Repräsentation — eine kürzere Dauer jeder Parlamentssitzung — eine bessere Polizei bei der Wahl der Repräsentanten — und eine Einschränkung des königlichen Vorrechts, so viel Mitglieder des Oberhauses zu machen, als dem König oder den Ministern beliebt; — schon allein diese Verbesserungen würden eine treffliche Wirkung thun.

Holger. Wenn du etwa einen König finden solltest, der deinem Rathe Gehör gäbe, so bitte ich dich, auch eine kleine Einschränkung des Rechts, nach Willkür mit andern Mächten Händel anzufangen oder Verbindungen einzugehen, wovon sein unschuldiges Volk am Ende das Opfer wird, nicht

zu vergessen. Die Billigkeit, daß die Nation zu einer sie so nahe betreffenden Sache auch ein Wort zu reden habe, leuchtet, hoffentlich, von selbst in die Augen —

Frankgall. Erinnere dich, lieber Freund, daß hier nichts zu rathen ist, und daß mein Arcanum nur dann helfen kann, wenn man aus eigner Bewegung Gebrauch davon machen wollte.

Holger. So besorge ich sehr —

Frankgall. Besorge lieber nichts. Wir haben seit zehn Jahren noch weit unwahrscheinlichere Dinge erlebt. Laß uns vielmehr hoffen, was wir wünschen; und da wir doch wenig mehr als nichts zum Besten der Welt zu thun vermögen, wenigstens nicht verzweifeln daß alles noch besser werden könne;

Et vogue la galère
Tant que pourra voguer!

## VII.

## Würdigung der Neufränkischen Republik aus zweierlei Gesichtspunkten.

---

Raymund. Glauben Sie mir, Wilibald, so lang' es zwischen dem Atlantischen Meer und dem Rhein noch Männer gibt, die, von einem tiefen mit ihrem Selbstbewußtseyn verschmolzenen Gefühl der Würde des Menschen durchdrungen, die Freiheit, als nothwendige Bedingung derselben, und die Republik, als die einzige Regierungsform, die ihr angemessen ist, über alles lieben, kein Interesse kennen, das sich nicht in dem Interesse derselben verlieren müßte, keinen Gedanken, keine Sorgen, keine Wünsche haben als für die Republik, und in jedem Augenblicke bereit sind, ihr, die ihnen alles ist, ihr ganzes Selbst aufzuopfern — so lang' es noch solche Menschen unter uns gibt, wie klein auch ihre Anzahl seyn mag, so lange wird die Republik bestehen, und wenn gleich die halbe Welt sich gegen sie verschwüre. Sie hat keine Feinde zu fürchten als die innern. Aber, wenn auch unser böser Genius neue Marat und Robespierre, neue Collot d'Herbois, Saintjust und Lebon gegen sie aufstehen ließe; wenn ein neuer 31 Mai alle wahren Republicaner an Einem Tage

schlachtete; so wird ihr Blut, wie man ehemals von dem Blute der Märtyrer sagte, unsern der Freiheit auf ewig geweihten Boden mit neuen Helden befruchten; ihr Geist wird in ihre Gebeine wehen; sie werden unter andern Namen wieder aufleben und den schönen Kampf mit der Tyrannei und den Lastern von neuem beginnen, um ihn so lange fortzusetzen, bis ihr letzter Sieg alle Feinde der Freiheit, der Tugend und der Menschheit ausgerottet haben wird.

Wilibald (kalt und ruhig). Ich begreife, mein lieber Raymund, wie man mit einem solchen Glauben Wunder thun kann; und, wiewohl mich die Natur auf dieser Seite etwas stiefmütterlich behandelt hat, so fühle ich doch die Achtung, die diesem hohen Enthusiasmus gebührt, und betrachte es als die schönste Wirkung der Revolution, daß sie solche Menschen aus der Dunkelheit hervorgezogen, und ihnen Gelegenheit gegeben hat, die Stelle einzunehmen, und die Rolle zu spielen, die so erhabenen Naturen zukommt.

Raymund. Sie mögen dieß aus Ironie oder im Ernst sagen, so haben Sie die Wahrheit gesagt.

Wilibald. Und gleichwohl, weil weder uns noch der Republik mit Selbsttäuschung gedient seyn kann, dürfte nöthig seyn, die reine Begeisterung der Wahrheit und Tugend von dem Fanatismus gewisser mit zu viel brennbarem Stoff angefüllter Imaginationsmenschen (wenn mir dieses Wort erlaubt ist) wohl zu unterscheiden, welche von den bloßen in Rauch und Dampf gehüllten Idolen jener Gottheiten so heftig begeistert und in so stürmische Leidenschaften gesetzt werden, daß ihre Vernunft unmöglich frei und heiter genug seyn kann, um gewahr zu werden, daß ihre Leidenschaft einem bloßen Truggespenst nachjagt, welches sie selbst und alle die ihnen

folgen, auf Irrwege verleitet, und vielleicht zuletzt in grundlose Sümpfe oder halsbrechende Abgründe stürzen wird.

Raymund. Ich zweifle, ob ich Sie recht verstehe. Ich bitte, erklären Sie sich deutlicher.

Wilibald. Sehr gern. Da ich Ihre Revolution vom Anfang an mit dem ganzen Interesse eines unbefangenen Weltbürgers, so gut als mir möglich war, beobachtet habe, so hätte ich blind seyn müssen, wenn ich unter denen, die für die gute Sache der Freiheit am meisten gethan und gelitten haben, nicht zwei, bei aller ihrer Aehnlichkeit sehr wesentlich verschiedene Arten von Menschen unterschieden hätte: wovon die einen, wenn ihre Grundsätze und Maßregeln hätten durchdringen können, die Revolution zu einer unermeßlichen Wohlthat für Frankreich gemacht haben würden; die andern hingegen, weil sie mit den ihrigen durchdrangen, die Nation in einen Abgrund von Jammer mit sich hinabzogen, woraus sie sich zwar seit Einführung der Constitution von 95 allmählich wieder empor arbeitet, aber mit so vielen Wunden und Geschwüren, daß, ohne eine nochmalige schmerzliche Wiedergeburt, wenig Hoffnung da zu seyn scheint, sie jemals in den Zustand einer blühenden und dauerhaften Gesundheit hergestellt zu sehen.

Raymund. Ich merke, wo Sie hinaus wollen und was für Männer Sie meinen. Aber, ich bitte Sie, welch ein armseliges Resultat wäre aus der Capitulation herausgekommen, die Ihre wohlmeinenden Allerweltsfreunde zwischen Licht und Finsterniß, Philosophie und Fanatism, Freiheit und Knechtschaft, Volksrechten und aristokratischen Usurpationen, stiften wollten? Ich räume Ihnen willig ein, daß ein Bailly, ein Malouet, ein Roland, ein Andreas Chenier und die Wenigen, die man ihresgleichen nennen kann, tugendhafte,

aufgeklärte und das Vaterland redlich liebende Männer waren: aber ihre Seele, wie groß und thätig sie auch innerhalb der Gränzen ihres Gesichtskreises seyn mochte, hatte nicht Energie und Freiheit genug, sich bis zur Idee der reinen Demokratie zu erheben, außer welcher keine Freiheit, keine wirkliche Einsetzung der Menschheit in den Genuß aller ihrer Rechte und ihrer ganzen Würde, denkbar ist. Hätten sie durchdringen können, so wäre wahrscheinlich ein Mittelding von einer Regierungsform, wie die Brittische, das höchste gewesen, was wir mit allen den gräßlichen Erschütterungen und Convulsionen der Jahre 89, 90 und 91 gewonnen hätten.

Wilibald. Damit wäre sehr viel gewonnen gewesen, mein Freund, und daran hätte sich auch Ihr Volk, wenn es seinen eigenen Gefühlen überlassen, und nicht täglich und stündlich von Schwindlern, Brauseköpfen und ehrgeizigen Bösewichten auf alle nur ersinnliche Art fanatisirt worden wäre, herzlich gern genügen lassen.

Raymund. O das glaub' ich selbst. Woran läßt sich aber auch ein von Aberglauben und Despotism Jahrhunderte lang zusammengedrücktes, tief erniedrigtes Volk nicht genügen? Auf diesem Wege würde uns nie geholfen worden seyn. Wer es mit dem Volk ernstlich gut meint, muß es, so zu sagen, bei den Haaren aus seiner Dumpfheit und Verblendung herausziehen, muß es lieb genug haben, um es mit Gewalt glücklich zu machen. Dieß zu unternehmen und auszuführen, wurden solche Feuerseelen erfordert, wie die Brissot, die Guadet, die Barbaroux, die Louvet und alle diese entschiedenen Republicaner, die an der Spitze der Girondisten standen, und, wiewohl sie die wahren Stifter der Republik sind, von der undankbaren Nation bereits vergessen zu seyn scheinen.

Wilibald. Vermuthlich aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Nation von der Größe der Wohlthat nicht überzeugt genug ist, um zu wissen, ob sie Dankes werth sey. — Sie waren vorhin so billig gegen meine Protegirten, daß es unartig von mir wäre, wenn ich den Ihrigen nicht gleiches Recht widerfahren ließe. Ich will also glauben, daß Brissot und seine Partei es eben so redlich mit dem Vaterlande meinten als jene: aber wie weit, wie unendlich weit waren sie entfernt, den Namen weiser und tugendhafter Männer zu verdienen! Um sie und ihre Thaten zu würdigen, muß man nicht künstlich zusammengesetzte Lobreden, worin der Leser bald durch die feinsten Taschenspielerkniffe der Redekunst getäuscht, bald durch die stärksten Anfälle auf sein Gefühl, durch affectvolle Schilderungen und herzrührende Ergießung der wirklichen oder angenommenen Empfindungen des Redners bestochen wird, sondern die Annalen und öffentlichen Verhandlungen der Jahre 91 und 92 zu Rathe ziehen — und ein unparteiischer Weltbürger wird Mühe haben, diese, wenn Sie wollen, edlern und bessern Freiheitsschwärmer, aber doch Schwärmer, die immer bereit waren, ihrem angebeteten Götzen alles, auch Pflicht, auch Wahrheit, Vernunft, Recht und Humanität aufzuopfern, von den Robespierre, Marat, Danton und ihresgleichen, anders als dem Grade nach, zu unterscheiden.

Raymund. Ehe ich Ihnen dieß zugeben könnte, müßten wir in Umständlichkeiten und Untersuchungen eingehen, worüber wir uns in dem unermeßlichen Ocean unsrer Revolutionsgeschichte verlieren würden.

Wilibald. Ich denke nicht daß dieß nöthig sey, und glaube vielmehr, es genüge an dem, was sich von dieser Geschichte in dem Gedächtniß eines jeden nahen oder entfernten

Zuschauers erhalten hat, um behaupten zu können, daß gerechte und tugendhafte Menschen vor den Mitteln mit Scham und Abscheu zurückschaudern, die man sich erlaubt hat, um die Republik auf die Ruinen des Throns zu gründen.

Raymund. Bedenken Sie aber auch, daß die Revolution ein Orkan war, dem weder einzelne Personen, noch selbst eine ganze Partei gebieten konnte; daß es fast immer bloß darauf ankam, den Staat unter dem wüthendsten Sturm zwischen Strömen, Klippen und Sandbänken ohne Zahl, bei unaufhörlicher Gefahr eines plötzlichen Schiffbruchs, durchzuführen, und daß die Noth oft zu dringend war, als daß man sich lange hätte bedenken können, was man zuerst über Bord werfen müsse, oder womit man jeden neuen Leck, den das Schiff bekam, in der Eile mit dem wenigsten Schaden stopfen könne.

Wilibald. Gewiß bedenke ich das alles; aber ich bedenke auch, daß der Orkan, der die Führung des Schiffs so gefährlich und so verzweifelte Rettungsmittel nothwendig machte, nicht ein Werk der Natur, sondern ein magischer Sturm war, den eine Rotte von Schwarzkünstlern, in der Absicht sich des Schiffes zu bemächtigen, erregt hatte.

Raymund. Da sind wir wieder in unserm vorigen Cirkel, und werden uns ewig darin herumdrehen, so lange wir über das, was durch die Revolution bewirkt werden sollte, so verschiedner Meinung sind.

Wilibald. Lassen Sie mich versuchen, ob nicht vielleicht eine deutlichere Entwicklung der Meinungen schon hinlänglich ist, uns aus diesem Cirkel herauszuhelfen. Soll ich Ihnen die erste Quelle nennen, aus welcher jene schwärmerischen Liebhaber der Republik ihre Selbsttäuschung geschöpft haben? Höchst wahrscheinlich sind Nepos und Plutarch unschuldiger

Weise an allen ihren Irrthümern und Mißgriffen Schuld. Die besten und gebildetsten unter ihnen wurden, so zu sagen, von Kindheit an in den Republiken des Alterthums erzogen. In dem Alter, wo gefühlvolle Seelen einen noch ungeschwächten Sinn für das sittlich Schöne und Große haben, machten sie Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Republicanern Griechenlands und Roms, und sogen mit der enthusiastischen Bewunderung und Liebe eines Leonidas, Themistokles, Epaminondas, Timoleon, Brutus, Fabricius, Regulus, Cato und ihresgleichen, unvermerkt auch die Gesinnungen derselben, ihre Liebe zur republicanischen Freiheit, ihren Haß gegen Tyrannei und Königthum, und ihre Anhänglichkeit an populare Regierungsformen ein. In einem Alter, worin sie von der Welt, von den Menschen mit welchen sie künftig leben sollten, und von den tausendfach in einander geschlungnen Verhältnissen und Interessen der unzähligen Classen und Abstufungen, die den ungeheuern Zwischenraum vom Monarchen bis zum Bettler in einem großen Staate ausfüllen, nur sehr mangelhafte und verworrene Begriffe, ohne Ueberblick des wahren Zusammenhangs dieser Dinge haben konnten, in diesem Alter, das gewöhnlicher Weise für das ganze Leben eines jeden Menschen entscheidend ist, gewöhnten sie sich an die großen und schönen Formen, unter welchen, in den glücklichsten Perioden jener alten Freistaaten, die menschliche Natur einer noch unverdorbnen Seele erscheint. Aber, indem sie die Verfassung von Sparta, Athen und Rom, in den Zeiten, wo Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande noch mit Gerechtigkeit, Edelmuth, Verachtung des Reichthums und äußerst einfachen Sitten gepaart waren, nicht nur für den glücklichsten Zustand, worin Menschen leben könnten, sondern in Vergleichung mit dem, was ihnen Geschichte und Augenschein

von der monarchischen Verfassung zeigte, für den einzigen, worin der Mensch die Würde seiner Natur behaupten könne, ansahen, ließen sie sich wenig davon träumen, daß diese bewunderten alten Republiken und diese angebeteten großen Männer — zuerst unter den Meisterhänden der Geschichtsmaler des Alterthums, und dann in ihrer eignen Einbildungskraft ihre Individualität verloren hatten, und zu Idealen und schönen Traumbildern erhoben worden waren, von welchen sie unschuldiger Weise übel getäuscht werden mußten, sobald sie solche nicht nur in die wirkliche Welt, sondern sogar, aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgehoben, in eine ganz andere Ordnung der Dinge, und in einen Boden, wo sie unmöglich gedeihen konnten, versetzen wollten. Gleichwohl war es dieß, was sie unternahmen, als ihnen die in ihrem Vaterlande ausgebrochne Revolution Gelegenheit und Hoffnung machte, ihre immer im Verborgnen genährten, zum Theil auch schon in Schriften geäußerten Lieblingsideen realisiren zu können. — Diese Hypothese, als Thatsache angenommen, verbreitet, däucht mich, ein starkes Licht über die merkwürdige Rolle, welche diese kleine Schaar ächter Republicaner in der Revolution gespielt hat; sie macht aber auch begreiflich, warum sie, ohne ihr großes Unternehmen ausführen zu können, in dem Strudel, der sie mit immer zunehmender Gewalt in sich hineinzog, nothwendig zu Grunde gehen mußten. Um der guten Sache willen (wie sie glaubten) genöthigt, mit Menschen, die zwar eben dasselbe Ziel, aber mit ganz andern Absichten und Gesinnungen, verfolgten, gemeine Sache zu machen; immer in ihrer Hoffnung betrogen, diesen so ungleichartigen Mitverschwornen ihre eigene Vorstellungsart beizubringen; immer bald genöthigt nachzugeben, um nicht alles zu verlieren, bald durch die wilden Fluten des Bürgerkriegs,

und den hartnäckigen Widerstand der ehemals herrschenden, nun um Leben oder Tod kämpfenden Aristokratie, aus ihrem eigenen Wege herausgeworfen und fortgerissen; mitten in einem gestaltlosen brausenden Chaos, dessen Gährung die Hefen der Nation aufgewühlt und emporgeschäumt hatte; wo die unbändigsten Leidenschaften, von den Banden der Religion und Sittlichkeit entfesselt, wüthend gegen einander rannten; wo die verworfensten aller Menschen, weil sie für die Sache der Freiheit fochten oder zu fechten vorgaben, die Straflosigkeit ihrer Verbrechen als einen verdienten Sold forderten; wo so vielerlei Factionen, deren jede Männer von großen Talenten, oder ungewöhnlichen Naturgaben, oder gränzenloser Verwegenheit und Verruchtheit, an ihrer Spitze hatte, ihre besondern Absichten mit einer das gewöhnliche Maß der Natur weit übersteigenden Energie betrieben; — kurz, in Umständen, wo nur ein kaltblütiger, gefühlloser, in sich selbst hineingeschrobner, vor keinem zu seinem Zweck führenden Bubenstück erschreckender Bösewicht sich selbst immer gleich bleiben, und, wie ein übelthätiger aber mächtiger Genius, über dem allgemeinen Aufruhr der Elemente oben schweben konnte; — wie wär' es anders möglich gewesen, als daß jenes kleine Häufchen, mit seinen schimmernden Träumen von einer Art Platonischer Republik und republicanischer Tugend, für welche, außer ihnen selbst, niemand einen Sinn hatte, nicht nur nicht durchdringen, sondern in sehr kurzer Zeit, nach einem allzu ungleichen Kampfe mit den verruchtesten unter seinen ehemaligen Freunden und Brüdern, seine hohe Schwärmerei, seinen feurigen Patriotism, seine zweideutige Tugend, und seinen Mangel an Muth, so oft es auf rasche Entschließung zu einem nützlichen Verbrechen ankam, kurz, eine falsche Berechnung sowohl seiner eignen Kräfte, als dessen was unter

den gegebenen Umständen möglich war, mit dem Leben büßen mußte?

Raymund. Was Sie Mangel an Muth und Entschlossenheit nennen, war vielmehr ächte republicanische Tugend, Anhänglichkeit an gesetzmäßige Ordnung, Abscheu vor gewaltthätigen Handlungen die vielleicht noch vermeidlich waren, und edelmüthiges Vergessen ihrer persönlichen Gefahr beim Gedanken des Unheils, das ein besorglicher, aus dem Schooße des Convents selbst ausbrechender Bürgerkrieg über die Nation und die gute Sache bringen würde.

Wilibald. Ich kann Ihnen das eingestehen, ohne daß ich mein Urtheil von den enthusiastischen Stiftern Ihrer Republik zurückzunehmen Ursache hätte. Es war ein schöner Irrthum, der diese größtentheils noch jungen, von den erhabnen Maximen und Gesinnungen einiger alten Griechischen und Römischen Republicaner erhitzten Männer täuschte. Wer wird ihnen läugnen wollen, daß Freiheit und Gleichheit, wenn sie bei einem aufgeklärten und tugendhaften Volke, vermittelst einer weisen Gesetzgebung, durch eine kluge und patriotische Regierung zu möglichster Veredlung der Menschheit angewandt würden, die wohlthätigsten Früchte nicht nur für dieses einzelne Volk, sondern mit der Zeit für die ganze Menschheit tragen müßten? Welcher Mensch von feurigem Kopf und gefühlvollem Herzen wird nicht von der Idee einer solchen Republik bezaubert? Der große Irrthum eurer Enthusiasten, der Vater aller übrigen in welche sie folgerechter Weise verfallen mußten, war, daß sie dieses Ideal von Republik aus der intelligiblen Welt in die Sinnenwelt versetzen wollten, ohne zu sehen, daß die nothwendigen Bedingungen, unter welchen allein ihr Unternehmen gelingen konnte, nicht vorhanden waren; daß sie die ihnen so mächtig entgegenwirkenden

zahllosen Hindernisse für überwindlich hielten; und daß sie sich selbst, zu Bestehung dieses größten aller Abenteuer, mehr Weisheit, Tugend und Energie zutrauten, als sie wirklich hatten.

Raymund. Ei, ei, mein lieber Wilibald! Sehen Sie nicht, daß es mir, um alle diese Vorwürfe in die Luft zu sprengen, nur ein einziges Wort kostet? Das Unternehmen, das Sie unausführbar nennen, wurde ausgeführt. Die Republik ist da, und hat, denke ich, ihr Daseyn seit zwei Jahren dem ganzen Europa, und vorzüglich euch Deutschen so fühlbar manifestirt, daß ihr eben so leicht an euerm eigenen Daseyn, als an dem ihrigen zweifeln könntet.

Wilibald. Was nennen Sie Republik, Freund Raymund? Ich bitte Sie, schieben Sie mir nicht statt des schönen Ideals unsrer wackern platonisirenden Schwärmer ein Götzenbild unter, an welchem nichts Republicanisches ist als Name, Gewand und Verzierung. Frankreich ist da, die Französische Nation ist da, eine Art von republicanischer Constitution ist da; kurz, nicht nur der erste Stoff zu einer künftigen Republik ist vorhanden; er ist sogar bereits organisirt und zu einem ziemlich wohlgestalteten Körper ausgebildet. Aber wo ist die Seele, die ihn beleben, wo der Geist, der ihn regieren soll? Wo ist die unverletzliche Heiligkeit des Gesetzes? wo die Garantie, die einem jeden die Rechte des Menschen und des Bürgers sichert? wo die Freiheit, seine eigene Meinung, sein eignes Urtheil zu haben, und beide ungescheut laut werden zu lassen? wo die allgemeine unparteiische Gerechtigkeitspflege? wo der Gemeingeist, die Vaterlandsliebe, die gewissenhafte Erfüllung jeder Bürgerpflicht, die Verachtung des Reichthums und der Wollüste, die Mäßigung,

die Frugalität, mit Einem Worte, die Tugenden, die den wahren Charakter einer republicanischen Regierung und eines republicanischen Volkes ausmachen? Die Französische Nation, sagt man, hat, seitdem sie sich zu einer Republik constituirt hat, erstaunliche Dinge gethan. Unläugbar! Aber war es der republicanische Geist und Charakter, in dessen Kraft sie diese Großthaten verrichtete? In der Lage, worin sie sich im Jahre 1792 befand, wäre die Verzweiflung allein hinlänglich gewesen, ein Volk, das von jeher feurig, stolz und muthvoll war, unüberwindlich zu machen. Aber die Franzosen wurden noch zum Ueberfluß an ihrem empfindlichsten Theil, an ihrem Ehrgefühl, angegriffen. Stolz auf ihre neu erworbene Freiheit, und mit gränzenloser Verachtung gegen alles, was monarchisch und aristokratisch hieß, angefüllt, sahen sie auf ihre Feinde als auf armselige Lohnknechte tyrannischer Usurpatoren herab, und siegten, weil ihnen nichts unerträglicher schien, als die Schmach, solchen Feinden zu unterliegen. Aber auch dieß war noch nicht alles. Eine der natürlichsten Folgen einer allgemeinen Umkehrung großer Staaten ist, daß eine Menge neuer Menschen aus ihrer bisherigen Dunkelheit hervorgerüttelt werden, und auf ihrem rechten Platz zu stehen kommen, wo sie Talente zeigen können, die ihnen selbst vielleicht unbekannt waren. Was für Namen traten jetzt an die Stelle der Montmorency, der Turenne, der Catinat, Gassion, Villars, Villeroy u. s. w. die den Regierungen des dreizehnten und vierzehnten Ludewigs ihren Glanz geliehen hatten! Die Revolution förderte die Dumouriez, die Pichegru, die Marceau, die Jourdan, die Moreau, die Hoche, die Augereau u. s. w. zu Tage; und welch ein Geschenk hat euch das Schicksal an dem einzigen Bonaparte gemacht! einem Manne, der sich schon vor seinem achtundzwanzigsten Jahre eine Stelle unter den

größten aller Zeiten erwarb, und alles, was einen Epaminondas und Agesilaus, Scipio und Paul-Aemil, Sertorius und Hannibal bewundernswürdig macht, in sich vereiniget! Die Französischen Kriegsheere haben unter diesen Anführern glänzende Siege erfochten, große Eroberungen gemacht, und den unermeßlichen Vortheil über alle ihre gegenwärtigen und künftigen Feinde gewonnen, unüberwindlich zu seyn, weil sie sich unüberwindlich glauben, und das Leben gegen den Ruhm für nichts achten. Alle Welt wünscht daher Friede mit der großen Nation, und wer Friede von ihr haben will, muß sich die Bedingungen gefallen lassen, die ihm ihre Gewalthaber vorschreiben oder zugestehen wollen. Aber alles das macht Frankreich zu keiner Republik.

Raymund. Nun das ist lust g genug! Das fehlte noch, daß Sie unsrer Republik, nachdem sie beinahe von allen Europäischen Mächten anerkannt wird, noch gar den Namen einer Republik streitig machen wollen!

Wilibald. Den Namen nicht. Namen gelten wie Münzen. Man erkennt eure dermalige Uebermacht weil man muß, und nennt euch wie ihr genennt seyn wollt. Man würde euch eben sowohl für eine Pentarchie oder Pentakratie erkennen, wenn ihr darauf beständet. Aber weder Name, noch Sprache und Phraseologie, noch Zuschnitt und äußerliche Form können Frankreich zu einer Republik machen, so lange die große Nation in allen wesentlichen Zügen ihres Charakters eben dieselbe ist und bleibt, die sie ehemals war. Die Menschen machen die Republik, nicht die Constitution. Einem Menschen, dessen ganze Naturanlage, Erziehung, Sitten und gewohnte Lebensweise mit dem Charakter eines wahren Republicaners in offenbarem Widerspruch steht, zu befehlen, daß er sich plötzlich in einen Republicaner verwandle, heißt einem

Invaliden mit hölzernem Beine zumuthen, daß er ein Pas de deux mit Vestris tanze. Euer Volk ist nicht zur republicanischen Sophrosyne gemacht; es kennt keine Mittellinie zwischen dem Aeußersten zu beiden Seiten: es muß despotisch regiert werden, oder es ist gar nicht zu regieren. Was ist's nun, daß ihr die Benennungen geändert habt? Ihr hattet Herren, die nicht mehr sind, weil ihr euch in einer Anwandlung von Freiheitsdrang in den Kopf setztet, keine mehr haben zu wollen; und ihr habt euch andere gegeben, die sich Bürger nennen lassen. Ehemals war eure Regierung despotisch unter einer monarchisch-aristokratischen Form; jetzt ist sie despotisch unter einer pentarchisch-demokratischen. Der Unterschied ist wahrlich des großen Aufhebens nicht werth, das man davon macht. Unglücklich genug für die Menschen, daß es nun einmal ihr Loos ist, immer mit Worten zu spielen und immer durch Worte getäuscht zu werden: aber die Natur bleibt darum nicht weniger was sie ist. So ist es, z. B. bloßer Mißbrauch der Worte, wenn man Despotism mit Tyrannei für gleichbedeutend nimmt. Trajan, Marc-Aurel, Friedrich der Einzige, Joseph II waren Despoten, und werden ewig Muster trefflicher Regenten bleiben; wohl dem Volke, dem alle hundert Jahre einer ihresgleichen zu Theil wird! Ich bin also weit entfernt, eurer dermaligen Regierung die Verdienste, die sie sich in mehrern Hinsichten um Frankreich erworben hat, abzusprechen, indem ich sie despotisch nenne: ich läugne nur, daß sie republicanisch ist, und berufe mich der Kürze halben auf den 18 Fructidor und das ganze Benehmen eurer Regierung seit dieser Epoche.

Raymund. Der 18 Fructidor war der zweite Geburtstag der Republik: ohne ihn wäre sie nicht mehr; ohne ihn würde Frankreich in alle Gräuel der Anarchie, des Terrorism

und des wüthendsten Bürgerkriegs zurückgeworfen worden seyn. Die Constitution mußte verletzt werden, weil kein anderes Mittel da war sie zu retten. Wenn das weltbekannte Triumvirat unsers Directoriums sich jemals ein Recht erworben hat, ewig als die Erhalter des Vaterlands und der Republik gefeiert zu werden, so war's am 18 Fructidor.

Wilibald. Ich würde selbst nicht ermangeln, ihre Büsten in meinem Lararium aufzustellen, wenn sie durch einen nothwendigen Bruch in die Constitution eine wirklich bestehende und rechtmäßig bestehende Republik gerettet hätten. Aber Frankreich ist keines von beiden: jenes soll sie erst durch eine künftige Erziehung werden, die eure eifrigsten Republicaner selbst kaum für möglich halten; dieses kann sie niemals, oder, wenn Sie es schlechterdings wollen, beides nur durch ein doppeltes Wunder werden.

Raymund. Was für ein Wunder, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Um wirklich Republik zu werden, müßte der Charakter der Nation eine Verwandlung erleiden, gegen welche alle Ovidischen nur Kinderspiel wären; um rechtmäßig zu werden, müßte sich der ganze Lethe über Frankreich ergießen, und alle Erinnerungen an die letzten neun Jahre so rein aus allen Gemüthern auswaschen, daß alle Franzosen in dem nämlichen Augenblicke, da sie sich einhellig zu einer Republik constituiren würden, aus dem Nichts hervorgegangen zu seyn glaubten.

Raymund. Sie nehmen es sehr scharf mit uns, Wilibald. Wer könnte bestehen, wenn er nach einem so strengen Gesetz gerichtet würde? Unsre Republik war, als die Constitution von 1795 von dem ungleich größten Theil der Nation angenommen wurde; und wäre sie es auch nur einen

Tag gewesen, so war dieser Tag hinlänglich, um das, was damals Wille der Nation war, für ihren unveränderlichen Willen zu erklären, und dem zufolge Frankreich auf ewig zur Republik zu machen. Und, was die Rechtmäßigkeit betrifft, brauchte es denn mehr, als eben diesen Willen der Nation, um jede Staatsverfassung, die sie sich für die zuträglichste hielt, rechtmäßig zu machen?

Wilibald. Unglücklicher Weise für die Sache der Republikstifter galt dieß alles eben so gut für die Rechtmäßigkeit und ewige Dauer des Königthums. Welche Nation in der Welt war wegen ihrer schwärmerischen Anhänglichkeit an ihre Erbfürsten so berühmt als die Französische? Rief nicht ehemals alles Volk, wenn es bei irgend einer festlichen Gelegenheit vom Könige gegrüßt und von der Königin mit einem unsichtbaren Lächeln beseliget wurde, wenigstens eben so anhaltend vive le Roi, vive la Reine, als es am 10 August vive la République rief? Wenn der vorgebliche Anschlag einiger Glieder der gesetzgebenden Räthe und des Directoriums, die Republik wieder in eine monarchische Form zu gießen, am 18 Fructidor unrechtmäßig war, wie konnt' es am 10 Mai rechtmäßig seyn, die Monarchie zu zerstören, um eine Republik an ihre Stelle zu setzen? Doch, was bedarf es mehr, als einen bloßen Ueberblick der Geschichte des Jacobinerclubs und seiner Heldenthaten, um sich durch lauter beurkundete notorische Thatsachen zu überzeugen, daß die Französische Republik nicht einem mit ruhiger Ueberlegung abgefaßten allgemeinen Beschluß der Nation, sondern einer langen Reihe der gesetzwidrigsten Anmaßungen, Cabalen, Ränke, Betrügereien und Unthaten solcher politischer Fanatiker und moralischer Bösewichter, wofür Marat, Robespierre, Manuel, Pethion, Santerre, Danton, Camille des Moulins und so viele andere jetzt

doch wohl allgemein anerkannt sind, ihr Daseyn zu danken hat? Gewiß, lieber Raymund, können und werden Sie mir nicht zu läugnen begehren, daß ein Zusammenfluß von niedrigen Kunstgriffen, gauklerischen Täuschungen, ungeheuern Verbrechen und mehr als barbarischen Mordscenen nöthig war, das betrogne Volk endlich dahin zu bringen, daß es, um von dem gränzenlosen Elend der Anarchie befreit zu werden, sich eine Verfassung gefallen ließ, von welcher es eben so wenig Kenntniß hatte, als es Anlage und Neigung zu ihr in sich fühlte. In der ganzen Geschichte aller Völker ist kein Beispiel zu finden, daß die Errichtung eines Freistaats nur den tausendsten Theil der Verbrechen gekostet hätte, ohne welche der eurige nie zu Stande gekommen wäre.

Raymund. Alle die Abscheulichkeiten, womit die Annalen unserer Revolution leider befleckt sind, waren unausbleibliche Folgen eines gewaltsamen gänzlichen Umsturzes der alten Ordnung der Dinge unter uns. Aber gehen Sie, wenn Sie billig seyn wollen, auf die Ursachen dieses Umsturzes zurück, und Sie werden ihn noch weit mehr in dem Charakter, den Leidenschaften und der sittlichen Verdorbenheit derjenigen, die sich vom Anfang an einer gründlichen Abstellung der unläugbarsten und unerträglichsten Mißbräuche aus allen Kräften entgegen setzten, als in den Anschlägen und Bestrebungen der kleinen Anzahl ehrgeiziger und neuerungssüchtiger Menschen finden, die, ebenfalls aus persönlichen Absichten, von Anfang an ihr Möglichstes thaten, die Risse und Breschen in dem alten baufälligen Staatsgebäude täglich zu erweitern, und dadurch den Bösewichtern vom Jahre 1791 und 1792, die an ihre Stelle kamen, unwissender Weise die Hälfte der Arbeit ersparten.

Wilibald. Ich gestehe Ihnen gern, daß ich die Recht=

fertigung der Denkart und des Betragens der Aristokraten in jenem Zeitpunkt nicht auf mich nehmen möchte. Aber das Betragen der demokratischen Partei wird durch die Unklugheit und Verkehrtheit, die in den Cabalen ihrer Gegner prädidirten, nicht gerechtfertigt. Hätten die Sachwalter des Volks ihre Anmaßungen nicht zu weit getrieben, ihre Forderungen nicht zu hoch gespannt, sich, wenn auch nicht mit bloßer Wiederherstellung der Freiheiten und Rechte, welche die Nation schon im 14ten und 15ten Jahrhundert besaß, doch mit einer solchen Einschränkung der monarchischen Verfassung, wie die brittische durch die Revolution von 1688 erhielt, begnügen lassen, so würden sie, da sie auf den Beifall und Beistand der ganzen Nation rechnen konnten, ohne große Schwierigkeit damit durchgedrungen seyn, und die gräuelvollen sechs Jahre, während welcher das liebenswürdigste und gebildetste Volk des Erdbodens in eine mehr als Vandalische Barbarei und Neuseeländische Wildheit zurückstürzte — dieser scheußlich gähnende Riß in der Geschichte eurer Cultur würde eure Jahrbücher nicht auf ewig schänden. — Aber das wollten schon damals eure wiewohl noch heimlichen und verkappten Republicaner nicht. Und nun frage ich Sie: was für ein Recht hatte diese Handvoll metaphysischer Schwärmer, und wenn ihrer auch Tausende und Zehntausende gewesen wären, was berechtigte sie, mit Verwerfung aller gemäßigten Verbesserungsplane, ein der Monarchie ergebenes und gewohntes Volk durch Vorspiegelung mißgedeuteter Menschenrechte zum Aufstand zu reizen, Thron und Altar umzustürzen, die Schätze und Besitzthümer der Krone, die Güter der Kirche, das Eigenthum unzähliger Staatsbürger, unter dem Vorwand sie der Nation zuzueignen, der Raubsucht der verworfensten Menschen preiszugeben, und im ganzen Reiche alles umzukehren, auf-

zulösen und zu zerstören, bloß um den Versuch zu machen, ob ein Ideal, das sie selbst nur in einem magischen Nebel erblickten, sich vielleicht realisiren lassen werde? Was berechtigte sie, dieses ihr Vorhaben, wenn es auch an sich noch so löblich gewesen wäre, auf Unkosten des angesehensten und begütertsten Theils der Nation zu bewerkstelligen? Mit welchem Schatten von Recht maßten sich diese Menschen, um eine illusorische Majorität auf ihre Seite zu bringen, der tyrannischen Gewalt an, ein von ihnen selbst für souverän erklärtes Volk in seinen einzelnen Gliedern der Freiheit, eine andere Meinung als sie zu haben und nach eigner Ueberzeugung zu reden und zu handeln, zu berauben, die Begriffe und Meinungen der Faction hingegen der großen Mehrheit des Volks mit Feuer und Schwert aufzudringen, und den Gebrauch des heiligsten aller Menschenrechte zu einem des Todes würdigen Verbrechen zu machen? Freilich, wäre das alles nicht geschehen, so existirte die Republik nicht; aber welche Republik, die nur durch solche Mittel, nur durch die Mittel, die ehemals ein Marius und Sylla und Octavianus zu Unterdrückung der ihrigen anwandten, nur durch unaufhörliche Verletzung der von ihr selbst proclamirten Rechte der Menschheit, mit Einem Worte, nur durch Verbrechen und Gräuel ohne Zahl und Maß zum Daseyn gelangen konnte! Mit welcher Stirn erkühnt sich eine Republik (das Werk der Marat, Manuel, Pethion, Carra, Basire, Chabot, Robespierre und ihresgleichen) unter die Amphiktyonen Europens hinzutreten, und sich einer entscheidenden Stimme in ihrem Rath anzumaßen? Auf was für Rechte kann sie Anspruch machen, da ihre Existenz selbst die größte aller Ungerechtigkeiten ist?

**Raymund** (nach einer kleinen Pause). Lieber Wilibald! wozu das alles? So lange wir die Sache aus einem so tief

liegenden und beschränkten Standpunkte betrachten, werden wir immer nur einseitige, schiefe und gehässige Ansichten erhalten, aus welchen sich kein gültiges Resultat ziehen läßt. Unsre Revolution ist nun einmal erfolgt, weil es (morgenländisch zu reden) auf der Tafel des Lichts geschrieben war, daß sie erfolgen sollte. Unsre weiland Monarchie ist nun einmal todt und abgethan, und wird nimmer wieder lebendig werden. Aber, Dank sey dem Himmel! die Nation ist noch da; sie steht in ihrem alten Grund und Boden fest gewurzelt, und wird wahrscheinlich nur durch eine allgemeine Ersäufung oder Verbrennung unsers Planeten untergehen. Diese Nation ist, nach mancherlei mißlungenen Versuchen sich wieder zu organisiren, durch die Zusammenwirkung der vier großen Beweger aller sublunarischen Dinge, der Nothwendigkeit, der Leidenschaften, der Vernunft und des Zufalls, endlich dahin gekommen, sich diejenige Verfassung gefallen zu lassen, die im Jahre 1795 dem aufgeklärtern Theile die beste schien. Und so ist nun das Französische Volk, nach dem politischen Tode seiner Monarchie, aus eigner Macht und Gewalt, nicht nur unter der Gestalt, sondern wahrlich mit der vollsaftigen Jugendstärke einer Republik, wieder auferstanden, welche ihr Recht, unter den Amphiktyonen Europens die ihr gebührende Stelle einzunehmen, so nachdrücklich zu behaupten gewußt hat, daß es ihr schwerlich so bald wieder streitig gemacht werden dürfte. Ob ihre dermalige Constitution die letzte, oder nur ein starker Schritt vorwärts zu einer andern sey, wobei die Nation sich vielleicht noch besser befinden würde, wer kann das sagen? — Genug, sie ist nun was sie ist; und um dieß recht ins Auge zu fassen, weiß ich nur Einen Standpunkt.

Wilibald. Und der wäre? —

Raymund. Der kosmopolitische.

Wilibald. Er ist etwas hoch — aber ich kann klettern und hoffe Ihnen nachzukommen.

Raymund. Sie sehen in diesem einzigen Wort alles was ich sagen will, und so kann ich desto kürzer seyn. Dem Kopf und dem Herzen des denkenden Mannes, der im Ganzen des Weltalls Gesetzmäßigkeit und ewige Ordnung sieht, ist dieser Erdball nur ein einziges Gemeinwesen, und das über ihn verbreitete Menschengeschlecht nur Eine Familie. Alles Besondere und Einzelne in den menschlichen Angelegenheiten beurtheilt er nach dem Verhältniß desselben zum Ganzen. Wollte irgend ein der Menschheit gewogener Genius den Nebel von den Augen der Völker und ihrer Hirten treiben, so würden sie sehen, daß die Revolution, da sie nun einmal erfolgt ist, durch alle ihre Anschläge, Intriguen, Coalitionen und Anstrengungen nicht ungeschehen gemacht werden kann; und daß es also, wie die Sachen stehen, eben so sehr ihr Interesse als ihre Pflicht ist, anstatt dem großen Werk des Schicksals vergebens entgegen zu streben, es vielmehr zu fördern, und willige Hände zu bieten, daß alles Gute, was aus der gegenwärtigen Lage der Dinge entwickelt werden kann, wirklich zu Stande komme. Jetzt ist das dringendste Bedürfniß aller Europäischen Völker Friede, Endigung — nicht wie es anscheinen will — Erneuerung — des heillosen, unmenschlichen Krieges, der in so wenig Jahren alle andern Uebel, die der Krieg immer nach sich zieht, noch durch eine so fürchterliche sittliche Zerrüttung vermehrt hat, daß, wofern er auch nur eben so lange fortdauern sollte, ein gänzlicher Rückfall in die Barbarei des 14ten Jahrhunderts die unausbleibliche Folge davon seyn müßte. Friede, Friede, nicht Erhaltung alter, längst nicht mehr passender Einrichtungen, durch Mittel, die ihren Sturz nur beschleunigen und das Elend der schuldlos leiden-

den Völker vollständig machen würden, Friede, Einverständniß, aufrichtige Verbindung zu Wiederherstellung der allgemeinen Wohlfahrt, ist, was alle Völker von den Männern, deren Weisheit oder Thorheit, Rechtschaffenheit oder Unredlichkeit das Schicksal von Millionen entscheidet, erwarten, und zu erwarten befugt sind. Ob die Französische Republik gut oder schlecht constituirt ist, ob sie, nach den scharfen Begriffen einer strengen Theorie beurtheilt, ihren Namen mit Recht führt, ist ihre eigene Sache; genug, daß sie Kräfte und Mittel in sich selbst hat, das, was sie jetzt noch nicht seyn kann, in kürzerer Zeit zu werden, als ihre — guten Freunde vielleicht wünschen. „Sie ist militärisch," sagt man. Das mußte sie ja wohl seyn, um sich zu erhalten und in Respect zu setzen; will man sie etwa nöthigen, es immer zu bleiben? Friede ist das einzige Mittel, sie in eine Solonische Republik zu verwandeln; sie zur Mutter aller wohlthätigen Friedenskünste, zur Pflegerin der fast überall verscheuchten, oder vernachlässigten und schel-angesehenen Musen, zu einem Beispiel, welcher Veredlung die Menschheit fähig ist, zu machen. Der Friede wird ihre Vorsteher, die zum Theil so viel zu vergüten haben, um ihrer selbst willen antreiben, durch alles, was eine aufgeklärte und thätige Regierung zu Wiederherstellung der innern Sicherheit, Ordnung und Sittlichkeit und zu Beförderung des möglichsten Nationalwohlstandes wirken kann, jede Erinnerung an das überstandene Unglück der Zeiten in dem Gemüth eines so leicht vergessenden, so gern fröhlichen Volkes auszulöschen. Daß schon jetzt, mitten unter zweifachen Anstrengungen gegen innere und auswärtige Feinde, welche bisher die ganze Aufmerksamkeit unsrer Regierung beschäftigten und die stockenden Hülfsquellen des Staats größtentheils aufsaugten, daß selbst in diesem noch immer gewaltsamen Zustande

die glücklichen Folgen der neuen Ordnung der Dinge in unsern meisten Provinzen immer sichtbarer werden, beweiset jedem, der sie mit einiger Aufmerksamkeit bereisen will, der Augenschein. Selbst einer der ausgewanderten Royalisten muß gestehen, „daß es in Frankreich keinen eigentlichen Stand des Müßiggangs mehr gebe, daß das Land bei weitem besser angebaut sey als ehemals, und die Industrie gestiegen zu seyn scheine." Auf welche Stufen der Vervollkommnung und des Wohlstandes könnten die Völker Europens sich mit und neben uns erheben, wenn sie den schimpflichen Ueberresten der alten Barbarei, dem kannibalischen Nationalhaß, dem elenden Vorurtheil, daß fremdes Glück dem unsrigen schade, und den verächtlichen kleinen Krämerkniffen und Beutelschneiderkünsten, die man ehemals Politik nannte, und durch die sich niemand mehr täuschen läßt, auf ewig entsagten, um durch einen allgemeinen Völkerbund, ohne Rücksicht auf die im Grunde wenig bedeutende Verschiedenheit der Staatsformen, sich zu einem dauerhaften Europäischen Gemeinwesen zu organisiren! Daß, wenigstens auf unsrer Seite, der Friede in kurzem alles noch Ueberspannte in den Begriffen und Gesinnungen unsrer warmen Republicaner auf die gehörige Temperatur herab stimmen würde, ist mir eben so gewiß, als daß es — wie ungünstig man auch jetzt noch, nicht ganz ohne unsre Schuld, von uns denken mag — nicht an unsrer Republik liegen werde, wenn die einmal hergestellte öffentliche Ruhe nicht ein ganzes Jahrhundert voll halcyonischer Tage zum Glück der Völker bewirken wird.

Wilibald. Wer könnte das Herz eines Menschen in seinem Busen tragen, und nicht zu diesen guten Wünschen, Hoffnungen und Ahnungen Amen sagen? Was fehlt also noch, als irgend eine Beschwörungsformel ausfindig zu machen,

wodurch wir den Genius der Humanität vermögen können, die vorerwähnte Wohlthat an unsern Brüdern und Obern zu thun? damit nicht länger von uns gesagt werden müsse, was der Psalmist von den goldnen und silbernen Götzen der Heiden sagt: „Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, auch ist kein Odem in ihrem Munde."

Raymund. Ich bin voll guten Zutrauens zu der männlichen Denkart und warmen Menschlichkeit, wovon ich einige von denen beseelt sehe, in deren Händen das Schicksal der Völker liegt; und da bei allen noch der mächtige Drang der Nothwendigkeit und des wohl verstandenen eigenen Vortheils hinzukommt, sollten wir nicht alle Ursache haben, einem fröhlichen Ausgang entgegen zu sehen?

## VIII.

## Was wird endlich aus dem allem werden?

Walther. Ich gestehe Ihnen, Diethelm, von allen unseligen Folgen, die der Sturz der Französischen Monarchie nach sich gezogen hat, ist in meinen Augen die unseligste, daß sie die Hälfte der Menschen in Europa aus dem, was den eigentlichen Genuß unsers Daseyns ausmacht, aus dem Leben im Gegenwärtigen, mit Gewalt herausgeworfen, und in eine peinliche Lage versetzt hat, worin uns die Ungewißheit dessen, was, vielleicht in wenigen Wochen, Tagen, Stunden, unser Schicksal seyn wird, alle Nerven des Geistes lähmt, alle Freuden verbittert, und alle Lust benimmt, uns mit Arbeiten und Sorgen zu beschäftigen, durch welche die Zukunft eine idealische Gegenwärtigkeit für uns erhält, deren geistiger Genuß dem sinnlichen selbst gewissermaßen vorzuziehen ist. Wer hätte Lust seinen Acker zu bestellen, wenn er voraus wüßte, seine Ernte würde noch im Halm vom Hagel zerschlagen, oder von Heuschrecken aufgezehrt werden? Wer mag arbeiten, wenn ihm nicht wenigstens seine Einbildung den gewünschten Erfolg als etwas Wahrscheinliches vorspiegelt? Wer kann während des Ausbruchs eines wüthenden Vulcans

ruhig an seinem Fuße wohnen? und wem wird es einfallen, sich neben einem so gefährlichen Nachbar gar ein Haus zu bauen?

Diethelm. Sie sind auch gar zu ängstlich, Freund! Wir leben, Dank sey dem Himmel! ziemlich weit von den fürchterlichen Giganten entfernt, die allen diesen Unfug anrichten.

Walther. Was nennen Sie weit? war Venedig, Modena, oder der Kirchenstaat etwa näher? Was fragen diese neuen Vandalen, deren ungestümen Zug weder Flüsse noch Waldströme, weder Abgründe noch Felsen wo Adler und Lämmergeyer nisten, aufzuhalten vermögen, was fragen sie nach näher oder weiter? — sie, die, gleich einem ausgetretenen See, ihr Ufer mit jedem Augenblicke fortrücken, und gar bald die entferntesten Völker zu ihren Nachbarn zu machen wissen.

Diethelm. Da wäre freilich das Land glücklich, das, ex providentia majorum, mit einem tüchtigen Damme verwahrt wäre, an welchem sich die stolzen Wellen dieses reißenden Wassers brechen müßten.

Walther. Hat es etwa irgend einem der Völker, die ein Opfer desselben wurden, daran gefehlt? Aber gegen diesen Verderber hilft kein Damm, schützt kein Bollwerk. Jene nordischen Barbaren, die das alte Römische und Byzantinische Reich überschwemmten, ehrten und schonten doch überall die Religion und die alten Gebräuche und Gewohnheiten der bezwungenen Länder: aber diese Barbaren von einer noch nie gesehenen Art treten alles, was der Menschheit von jeher heilig war, im Namen der Vernunft mit Füßen, dringen den Völkern ihre Gesetze im Namen der Freiheit auf, und

rauben, morden und zerstören kraft der unverlierbaren Menschenrechte.

Diethelm. Die neuesten Thaten der großen Nation haben, wie ich sehe, Ihre Galle in Aufruhr gesetzt, lieber Walther, und nun erscheint Ihnen alles gräßlicher als es wirklich ist, zumal da Sie den Republiken ohnehin nicht gewogen sind.

Walther. Da thun Sie mir zu viel. Ohne die Demokratie für die beste Staatsverfassung zu halten, ehre ich jede Regierung, was auch ihre Form seyn mag, die, indem sie ihre eigenen Rechte behauptet, auch die Rechte anderer respectirt. Ich werde die Achtung nie vergessen, die man ganzen Nationen schuldig ist: aber eben darum werde ich die Nation, welche Sie die große zu nennen belieben, nie für die Handlungen der Wenigen verantwortlich machen, in deren Hände das Unglück der Zeiten und ein fataler Zusammenhang von Umständen und Ereignissen eine Gewalt gespielt hat, welche sie erst zu Unterdrückung ihres eigenen Volks und nun zu Unterjochung aller übrigen gebrauchen. Diesen allein gelten meine Anklagen; über diese allein werde ich Zeter schreien so lange noch Luft durch meine Kehle geht, und wenn ich so viele Köpfe hätte als Briareus, und alle Tage Einen unter die Guillotine legen müßte.

Diethelm. Ich bitte Sie, lieber Walther, mäßigen Sie, wenn's möglich ist, Ihren Eifer, und lassen Sie uns gelassen von der Sache reden.

Walther. Gelassen? Verzeihen Sie mir! Wer solchen Dingen, wie täglich vor unsern Augen geschehen, gelassen zusehen kann, der ist —

Diethelm. Kein Menschenfreund, kein Weltbürger! — Das ist doch wohl das Aergste was Sie mir sagen wollten?

Aber Ihr Herz erinnerte Sie daß ich beides bin, und das harte Wort blieb in Ihrem Munde stecken. — Auch mir ist es schon öfters ergangen wie Ihnen. Wer sollte nicht unmuthig werden, wenn die Gewalt, auf ihre Uebermacht trotzend, nicht einmal für nöthig hält, ihren Handlungen einen Anstrich von Anständigkeit, geschweige von Gerechtigkeit zu geben? Aber da wir mit allem unsern Unwillen nichts besser machen, sondern im Gegentheil, je leidenschaftlicher wir zu Werke gehen, desto mehr Gefahr laufen alles gar zu einseitig zu beurtheilen, und darüber vielleicht das einzige Mittel zu übersehen, wodurch dem Uebel geholfen werden könnte: so bleibt uns denn doch nichts andres, als unsre Gefühle zum Schweigen zu bringen, und mit möglichster Gelassenheit so lange zu suchen, bis wir den Gesichtspunkt gefunden haben, aus welchem ein Weltbürger, der, außer dem nil humani a me alienum, ganz und gar kein persönliches Interesse dabei hätte, die Sache betrachten müßte.

Walther. Gut! Ich verspreche Ihnen, so sanft zu seyn wie ein Lamm, und wir wollen doch sehen, aus welchem Gesichtspunkte Sie in dem politischen System, nach welchem die Gewalthaber der großen Nation handeln, auch nur einen Schatten von Gerechtigkeit finden wollen.

Diethelm. Dazu will ich mich eben nicht anheischig gemacht haben.

Walther. Sie thun wohl daran. Denn so wie General Berthier, von der Zinne des eroberten Capitols herab, die Manen des Cato, Pompejus, Cicero und Brutus hervorrief, so citire ich hiermit die Schatten des Protagoras, Gorgias, Polus, Hippias, und aller andern Sophisten, deren Leben uns Philostratus beschrieben hat, und fordre sie heraus, mit aller ihrer Geschicklichkeit eine schlimme Sache gut zu machen,

das neueste Betragen der besagten Gewalthaber gegen die Helvetischen Republiken zu rechtfertigen. Ich setze zum voraus, daß Sie wenigstens aus der allgemeinen Weltkunde (welche die res gestas Francorum mit einem historischen Enthusiasm, der zuweilen in den dithyrambischen übergeht, erzählt) von allen Thatsachen hinlänglich unterrichtet sind. Und nun frage ich Sie, haben Sie jemals zwei ähnlichere Dinge gesehen, als die Vorwürfe, die der Wolf in Phäders Fabel dem Schafe macht, und die Anklagen, auf welche das Französische Directorium sein gewaltthätiges Betragen gegen Bern und andere Schweizerkantons gründet?

Diethelm. Ich überlasse dem Schatten des Gorgias die Ehre, die Rechtfertigung des Wolfs auf sich zu nehmen. — Das Schaf wurde freilich feindseliger Absichten und geheimer Einverständnisse mit den Feinden Isegrimms beschuldigt.

Walther. Gesetzt auch (was doch wenigstens sehr zweifelhaft ist), es wäre etwas Wahres an diesen Beschuldigungen; gesetzt, das Schaf wäre dem Wolf im Herzen nicht gut, fürchtete sich vor ihm, hätte auf alle Fälle sich um einigen Schutz bei dem Leoparden beworben, und dergleichen — was wär' es denn am Ende? Was kann Isegrimm vom Schafe zu befürchten haben? Was für Unternehmungen gegen seine eigne Person oder Frau Gieremund, seine Hausfrau, und die jungen Welfe, seine Familie, wird es sich beigehen lassen, das friedsame Thier, das so froh ist, wenn man es nur ruhig grasen läßt? Es wäre lächerlich, nur ein Wort darüber zu verlieren. Gesetzt aber auch, die vorgeblichen Missethaten der Regierungen zu Bern, Freiburg u. s. w. hätten eine Ahndung verdient — und gewiß, eine wörtliche war für das, was ihnen mit einigem Grunde zur Last gelegt werden konnte,

mehr als genug: — was hatte das Volk in diesen Ländern verschuldet, um aus seiner glücklichen Ruhe und aus einer Verfassung, worin es sich seit Jahrhunderten wohl befand, auf einmal herausgeworfen, und entweder allen Folgen der Empörung gegen die bisherige gesetzmäßige Regierung preisgegeben, oder (wenn es seiner Pflicht getreu blieb) in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, sich zu Vertheidigung des Vaterlandes zu bewaffnen, und dadurch von Seiten des überlegnen Nachbars, der nur auf einen solchen Vorwand zu warten schien, sich selbst und seinen Bundesgenossen eine blutige Rache auf den Hals zu ziehen? — „Nein, sagen sie, wir kommen nicht als Feinde des Volks, wir kommen bloß, es von seinen Tyrannen, den Aristokraten, zu befreien; wir kommen dem ganzen Helvetien die unschätzbaren Güter, Freiheit und Gleichheit, zuzuwenden, wodurch Frankreich seit 1792 so glücklich ist, wie ihr alle wißt, und die dreizehn Kantons, in welchen das arme Volk bisher in der grausamsten Sklaverei gehalten wurde, durch das Feuer der Trübsal, das wir mitten unter ihnen angezündet haben und aus allen Kräften unterhalten, in eine einzige untheilbare Republik zusammenzuschmelzen.“ — Was die Befreiung von den aristokratischen Ungeheuern betrifft, die das unglückliche Schweizervolk bisher so barbarisch busirisirt und neronisirt haben sollen, so stand also ganz Europa bisher in einem falschen Wahne, da es die Schweizer für ein freies und glückliches Volk hielt! So lebten sie selbst in dem unbegreiflichsten Selbstbetrug, sich für frei zu halten, da sie doch Sklaven waren! Alle Fremden, von allen Nationen Europens, die sich einige Zeit in der Schweiz aufhielten, stimmten bisher darin überein, daß die aristokratische Regierung der Berner ein Muster einer edeln, gerechten, sanften und das Glück der Untergebenen machenden

Staatsverwaltung sey. Dieß lehrte auch schon der bloße Augenschein einen jeden, der sich das Vergnügen machte, die verschiednen Landschaften, Thäler und Gebirge dieses ansehnlichen Kantons zu durchwandern; und wiewohl niemand behaupten wird, daß die Berner allein von dem allgemeinen Loose der Menschheit die Ausnahme gemacht hätten, so können sie doch kühnlich die ganze Welt auffordern, einen Staat zu nennen, worin das Volk, was man im eigentlichsten Verstande Volk nennt, glücklicher und zufriedner gewesen wäre als das ihrige. Sey es doch, daß eine Anzahl aristokratischer Familien im Waadtlande mißvergnügt waren, keinen Antheil an der Regierung zu haben; sey es, daß gegen etliche einzelne Personen, die vor einigen Jahren als Ruhestörer in Untersuchung kamen, härter als der Klugheit gemäß war, verfahren worden wäre: was für eine Befugniß hatte die Französische Regierung, sich in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Staats zu mischen? Wenn die angeblich Unterdrückten sie um Schutz und Beistand anriefen, berechtigte sie das, sich zum Richter zwischen diesen Particularen und ihrer Obrigkeit aufzuwerfen? Gab es ihr ein Recht, die bisherigen Magistrate der Helvetischen Freistaaten mit dem verhaßten und unverdienten Namen von Tyrannen zu brandmarken, und das Volk unter dem Versprechen ihres kräftigsten Schutzes gegen sie aufzuwiegeln? — Aber auch über diese Vergewaltigung, wie offenbar sie immer gegen das allgemeine Völkerrecht streitet, wollen wir hinausgehen. Sey es damit zugegangen wie es will, die Helvetischen Aristokratien sind nicht mehr; die vormalige Constitution ist in allen Städten der Schweiz aufgehoben; die Minorität hat, mehr oder weniger nothgedrungen, hier und da sogar mit ziemlich guter Art, der Majorität nachgegeben; die Basler, Schafhauser, Lucerner,

Zürcher u. s. w. haben etwas gethan, wozu ihnen der alte König Theseus von Athen schon vor 3000 Jahren das Beispiel gab, und, indem sie ihr städtisches Bürgerrecht auf alle in ihrem Lande Angesessenen ausdehnten, aus Stadt und Landschaft einen einzigen Bürgerstaat, oder das, was die Griechen, im eigentlichen Sinne des Worts, Polis nannten, gemacht; das gesammte Volk in jedem dieser unabhängigen Freistaaten ist im Begriff, sich eine neue, auf Freiheit und Gleichheit gegründete Verfassung zu geben: hatte nun die Französische Republik nicht alle Ursachen zufrieden zu seyn? Was konnte sie mehr verlangen? War nicht dieß schon viel mehr, als sie einem von ihnen ganz unabhängigen Volke billiger Weise zumuthen durfte? Und dennoch ist sie nicht zufrieden. Sie besteht darauf, die dreizehn Kantons auch noch in eine einzige untheilbare Republik umzugießen. Wünscht dieß etwa das Helvetische Volk auch? Nichts weniger. Eine kleine Zahl rascher Köpfe ausgenommen, ist es der ernste Wunsch und Wille der unendlich größern Majorität, in ihrem bisherigen eidgenössischen Verhältniß gegen einander auf dem alten Fuße zu verbleiben; und sie sind so überzeugt, daß die neue Form, die man ihnen aufzwingen will, ganz und gar nicht für sie paßt, daß diese den hartnäckigsten Widerstand finden, und, wofern die Französische Partei durchdringt, wahrscheinlich das Grab der Schweizerischen Ruhe und Eintracht seyn wird. Gesetzt nun auch — was ich keineswegs eingestehe — das, was die meisten Helvetier der Amalgamirung, die man mit ihnen vornehmen will, so abgeneigt macht, wäre bloßes blindes und irrendes Vorurtheil: wer gab der Französischen Regierung ein Recht, freie unabhängige Menschen mit Gewalt von ihren Vorurtheilen zu befreien? Oder genügt den politischen Jakobinern etwa an dem Rechte, welches ehe-

mals die religiosen Jakobiner (die Dominicaner) hatten, einen Irrglaubigen lebendig zu verbrennen, um seine arme Seele vom ewigen Feuer zu retten? Doch, was fragen diese Centauren nach dem, was andere Recht nennen? Recht ist was sie wollen, und sie wollen was ihnen beliebt, und was sie wollen das können sie auch, und werden es so lange können, als die große Majorität der Erdenbewohner aus Schwachköpfen, die sich durch Wörter, Phrasen und Chansons fanatisiren lassen, aus Schwindlern, die gern die Welt mit regieren möchten, und aus Sansculotten, die nur beim Faustrecht gedeihen können, bestehen wird.

Diethelm. Sie haben sich, mit aller Ihrer Gelassenheit, ein wenig aus dem Athem declamirt, lieber Walther. Ich will Sie also auf ein paar Minuten ablösen, und Ihnen offenherzig sagen, was ich von der Sache denke. Den Helvetiern Vorwürfe darüber zu machen, daß das alte sero sapiunt seine allgemeine Wahrheit auch an ihnen bewährt hat, wäre unfreundlich. Die Menschen sind nun einmal so geartet, daß sie zu dem, was zu ihrem Besten dient, nicht durch Vernunftschlüsse oder Reflexionen über fremde Erfahrungen, wie nahe sie ihnen auch liegen, bewogen, sondern von der unerbittlichen Nothwendigkeit bei den Haaren hingeschleppt werden müssen. Niemand ist durch die angestaunten, unerwarteten, und doch so natürlichen und lehrreichen Begebenheiten dieses letzten Jahrzehnts weiser, wohl aber sind die Thoren noch thörichter und die Verkehrten noch verkehrter geworden. So kommt es denn, daß man das, was im rechten Moment auf eine verdienstliche und kluge Art hätte gethan werden können, zuletzt ohne Verdienst und so, wie uns gebieterische Umstände dazu drängen, thun muß. Ob die einfache Form, in welche das Französische Directorium die Helvetier gießen will, ihnen

so schädlich seyn werde, als sie zu glauben scheinen, ist ein sehr verwickeltes Problem, zu dessen Auflösung eine vollständigere Kenntniß des Landes und seiner Einwohner gehört, als ich besitze. Für Ja und für Nein scheinen starke Gründe vorzuwalten. Die stärksten für die verneinende Antwort liegen zwar in der Verschiedenheit der Religion, und in dem großen Unterschied der Stufe der Cultur und Aufklärung, worauf sich die Einwohner des einen Kantons, in Vergleichung mit denen von einem andern, befinden; indessen zweifle ich kaum, daß die Ungeneigtesten, wenn sie die Gründe ihres Widerwillens angeben müßten, vor dem Richterstuhle der Vernunft schwerlich damit auslangen würden. Aber gerade dieß, und daß sie wahrscheinlich die Competenz dieses Richters nicht anerkennen würden, beweiset, däucht mich, wenigstens gegen die momentane Schicklichkeit der Sache. Auf der andern Seite scheinen die Vorsteher der Französischen Republik, da sie außer ihrer allein selig machenden, einen und untheilbaren politischen Kirche kein Heil sehen, ihren freundlichen Willen gegen ihre transalpinischen Nachbarn dadurch beweisen zu wollen, daß sie es mit ihnen eben so gut meinen, als mit ihrem eigenen Vaterlande, dem ihre Vorgänger und sie selbst hart genug zusetzen mußten, bis es sich in dieses, ihm noch weniger passende unbequeme Costume hineinzwängen ließ. Freilich tönt es ein wenig komisch, wenn die Mutter (wie in jener Fabel) ihre über die Unförmlichkeit ihrer Schuhe sich beklagende Tochter mit aller möglichen Gutmüthigkeit versichert: die Schuhe müssen dir ganz vortrefflich sitzen, mein Kind, denn ich habe das Maß dazu an meinem eigenen Fuße nehmen lassen.

Walther. Was für eine Sprache auch die allgemeine demokratische Mutterkirche mit ihren Töchtern führen mag,

so darf man ihr doch, denke ich, ohne sich an ihrem guten Herzen zu versündigen, bei den großmüthigen Mittheilungen ihrer zuvorkommenden Gnade immer etwas mehr Rücksicht auf sich selbst zutrauen, als sie, aus Schonung gegen die Schwachen, zu nehmen das Ansehen haben will; ein Punkt, worüber uns die Batavische, Cisalpinische und Ligurische Republik ein Wort ins Ohr sagen könnte. Uebrigens ist es ziemlich auffallend, daß man mit den guten Helvetiern nicht viel Complimente macht, so sehr sie auch, vermöge der Menschenrechte und des Princips der Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränetät, berechtigt wären, von der großen Nation auf den Fuß der Gleichheit behandelt zu werden; und ich weiß mit dem Tone, den man sich z. B. gegen die Berner erlaubt hat, kaum einen andern zu vergleichen, als den hohen Ton, in welchem man zu Rastadt mit den Bevollmächtigten der Reichsdeputation spricht. Man sagt zwar, die Republik habe nichts weniger als Lust mit den Schweizern gänzlich zu brechen; indessen ist es eben nichts Seltenes, daß einer, dem es gar nicht um Händel zu thun ist, sobald er merkt, daß der andere noch friedfertiger ist, einen trotzigen Ton annimmt und dadurch seinen Zweck erreicht. Widersetzen sich die Helvetier im Ernst, desto schlimmer für sie! Die Zeit ihrer alten Triumphe ist nicht mehr. Wenn sie auch noch eben dieselben alten Schweizer wären, die bei Sempach und Morgarten und Grandson und Murten siegten, und die Morgensterne und Schlachtschwerter ihrer Väter noch mit eben so mächtigem Arme führten; so ist doch leicht voraus zu sehen, daß sie zuletzt unterliegen, und für das Verbrechen, ihre Freiheit und Gleichheit nach ihrer Weise handhaben zu wollen, fürchterlich büßen würden. Und nun zeigen Sie mir, wenn ich bitten darf, den Gesichtspunkt, woraus man das Verfah-

ren der Französischen Gewalthaber — dem ich, um Ihnen meine Gelassenheit zu beweisen, seinen wahren Namen nicht geben will — ansehen müßte, um es nur erträglich zu finden.

Diethelm. Diesen Gesichtspunkt hat uns der scharfsinnige und beredte Herausgeber der Allgemeinen Weltkunde in seinem Nr. 49 bereits angegeben. Ich sage nicht, daß das Verfahren der Gallofränkischen Republik dadurch gerechter, oder edler, oder großmüthiger werde, als es aus jedem andern Gesichtspunkt in allen gesunden Augen erscheint: aber dafür werden Sie auch so billig seyn, den Gewalthabern jener Republik kein Verbrechen daraus zu machen, daß sie am Ende doch nur, wie alle andren Gewalthaber in der Welt, verfahren, und, unbekümmert um die Moralität und Humanität ihrer Maßregeln, in jedem Falle so handeln, wie es ihrem Interesse am gemäßesten ist.

Walther. Von einer Republik, die auf die Rechte der Menschheit gegründet seyn will, und mit den großen Zauberworten, Freiheit und Gleichheit, Vernunft, Philosophie und Philanthropie, so viel Geräusch und Geklingel macht, sollte man doch wohl mit gutem Fuge ein besseres Beispiel erwarten dürfen.

Diethelm. Von einer Republik, sagen Sie? Haben Sie das etwa von den alten Republiken Athen, Sparta, Korinth, Carthago oder dem glorreichen Vorbilde der Gallofränkischen, der großen Räuberrepublik Rom, gelernt? Erinnern Sie sich doch aus Ihrem Thucydides der edeln Unverschämtheit, womit die Athenischen Bevollmächtigten den armen Insulanern von Melos, die sich auch die Freiheit nehmen wollten ihre Unabhängigkeit gegen das allgewaltige Athen zu behaupten, das Verständniß öffneten. „Reden wir mit einander wie verständige Männer (sagten sie zu den Melischen Deputirten): Grundsätze der Gerechtigkeit geltend machen,

schickt sich nur für Parteien, die einander an Stärke gleich sind; wo dieß der Fall nicht ist, da gebührt es sich, daß der Stärkere befehle und der Schwächere gehorche; denn dabei finden beide ihren Vortheil."

Walther. O gewiß! Der Stärkere gewinnt einen Sklaven und der Schwächere trägt unter den Flügeln seines Beschützers wenigstens eine Art von Existenz zur Ausbeute davon. Es liegt freilich klar am Tage, daß die Gallofränkische Republik jenen alt republicanischen Grundsatz, in seiner ganzen Ausdehnung und Stärke, auch zum ihrigen gemacht hat. Kraft desselben sehen wir die Batavische und Ligurische Republik in ein Modell der Französischen nach verjüngtem Maßstabe gegossen, und die Cisalpinische nach eben diesem politischen Kanon neu zusammengesetzt. Nun ist die Reihe an Helvetien, und seit wenigen Tagen auch an der heiligen Stadt Rom und am Kirchenstaat. Das Directorium will; General Berthier geht auf Rom los, findet keinen Widerstand, besetzt das Capitol, citirt die Manen des Cato und Brutus, ruft die Freiheit des Römischen Pöbels aus, und Pius VI ist, wie man eine Hand umkehrt, aus einem souveränen Fürsten in den Oberpfarrer von St. Johann im Lateran verwandelt! Auch war es nicht mehr als billig, daß die große Republik an die Stelle des aristokratischen Venedig, das auf ihr Wort aus dem Register der unabhängigen Staaten verschwunden ist, eine neue Demokratie aus dem Nichts hervorrief. Wie lange wird's noch währen, so kommt die Reihe an Neapel und Sicilien? Und wessen Parma und Florenz sich zu getrösten haben, mögen sie lebhaft genug vorempfinden. Aber vorher muß noch Carthago vertilgt werden! — oder vielmehr, wenn wir die pompösen Declamationen des Directoriums und seiner Präsidenten hören, so ist es schon vertilgt; und

die Herren Bürger sind ihrer Sache so gewiß, daß, wenn Bonaparte nicht weiser gewesen wäre, die Siege, die sie an der Themse und am Shannon zu erhalten gedenken, auf dem Theater der Republik schon anticipando gefeiert worden wären. Hoffentlich werden sie einige Schwierigkeiten in der Ausführung finden. Aber wer kann für den Ausgang stehen? Lord Bridport sagte zwar ein großes Machtwort; aber wenn der Gott der Winde nicht immer auf seiner Seite ist, so hat er mehr gesagt als er halten kann. Wenn London unendlich reicher ist als Carthago, so ist hingegen nicht zu läugnen, daß die Gallofranken eben so sieggewohnt, eben so tapfer, eben so gut angeführt, und noch zehnmal raubgieriger als die Römer selbst sind. Alles was Montesquieu von dem werdenden Rom sagt, paßt auf dieses an die Ufer der Seine versetzte neue Rom entweder schon jetzt, oder wird, vermöge der Natur der Sache, künftig an ihm wieder wahr werden. Es muß in diesem furchtbaren Kampf um Leben oder Tod entweder siegen, oder fallen um nie wieder aufzustehen. Und was sagt Ihnen nun Ihr Genius, Diethelm?

Diethelm. Weg damit! Ich mag nichts mit weissagenden Genien zu thun haben. Die Wage beider Reiche hängt am Olymp herab; möchte doch der liebenswürdigste aller Genien, der Friede, noch in Zeiten dazwischen treten, und dadurch dem gräßlichsten Schauspiel von allen, die unser Jahrhundert gesehen hat, zuvorkommen!

Walther. Ich wünsche es — ohne Hoffnung, und befürchte — was ich mir selbst nicht gestehen mag. Nichts als mein unbeweglicher Glaube an die göttliche Nemesis tröstet mich mit der Möglichkeit, daß der Augenblick der streng vergeltenden Gerechtigkeit, der, später oder früher, gewiß kommen wird, eben sowohl früher kommen könne. Indessen schweben

wir Allemannier und Germanen, das mächtigste — und unvermögendste Volk — und Nicht-Volk von Europa, in ängstlicher Ungewißheit, was aus unsrer Verfassung — die schon lange aufgehört hat zu seyn, und nie gut genug war um dauern zu können — am Ende noch werden soll.

Diethelm. Die Unterhandlungen, die dieß entscheiden sollen, sind in der That die ersten in ihrer Art, jene der Athener und Melier etwan ausgenommen Germanien wehrt sich für sein uraltes Nationaleigenthum mit — diplomatischen Waffen; die große Republik mit Machtsprüchen. Ich will, sagt sie. — Du willst, wozu du kein Recht hast, sagen wir. Ich will aber, sagt sie. — Nun, so nimm die Hälfte; denn die Hälfte ist mehr als das Ganze, sagt der weise Hesiodus. — „Ihr treuherzigen Seelen, seht ihr denn nicht, daß wer mir eine Hälfte gibt, weil er muß, besser thäte die andre gleich mit zu geben?“ — Nun, so nimm denn das Ganze (p. p. daß du daran ersticken möchtest!) sagen wir endlich. — Gut, daß ich es schon habe, sagt sie. — Aber, setzen wir hinzu, wir behalten uns zwei bis drei Schock Clauseln und Reservate in casum casus vor. — Davon verstehe ich nichts, sagt sie. — Wollte Gott, Bürgerin Republik, du hättest unsre Lünig und Ludewig und Moser und Pütter so gut studirt wie wir! — „Wohl mögen sie euch bekommen! — Ich mache mir's bequemer. Ich studire nichts — als, für meinen Hausgebrauch ein wenig die Natur und die Landkarte. Seht ihr, was für eine prächtige, in großen Schlangenkreisen sich fortwälzende Gränze Mutter Natur hier zwischen mir und euch fließen läßt! Was diesseits ist, bleibt mein; was auf eurer Seite ist, will ich euch, damit alles friedlich und schiedlich zugehe, vertheilen helfen.“ — Wir bitten, sich keine Mühe zu machen; wir wollen uns schon

selbst vergleichen, sagen wir. Aber die Republik ist eine eigensinnige Dame. Sie werden sehen, Walther, daß sie auf ihrem Starrköpfchen beharren wird, und wir — wir werden's am Ende doch wohl machen müssen, wie der Hof zu Turin und Madrid, wie die Holländer, wie die Lombardischen Fürsten, wie Genua, wie Venedig, wie die Schweiz, wie Se. Päpstliche Heiligkeit und das ganze heilige Collegium. Sie will, und wir, als die Klügern, geben nach. Wären wir die Athener und sie die Melier, so ging's umgekehrt.

Walther. Soll ich Sie beneiden oder ausschelten, Diethelm, daß Sie in einer solchen Krisis über einen so ernsthaften Gegenstand noch scherzen können?

Diethelm. Und wenn wir uns nun, wie Jeremias, unter eine Thränenweide an den Wasserflüssen Babylons hinsetzten und Klagelieder über unser armes Jerusalem anstimmten, oder, wie Jonas, unter unsrer verdorrten Kürbißlaube mit dem lieben Gott zu hadern anfingen, würde etwas dadurch besser werden? — Aber, weil Sie doch wollen, daß ich ernsthaft seyn soll, so nehmen Sie wenigstens ein Wort des Trostes von mir an. Man schmählt und zürnt über das immer weiter um sich fressende leidige Revolutionswesen, und will mit offnen Augen nicht sehen, daß eine höhere Macht die Hand im Spiele hat; daß eine von den großen Spindeln der Platonischen Parzen abgewunden, ein großer moralischer Cyklus durchlaufen, und eine Revolution in der ganzen Menschheit im Schwung ist, wodurch sie sich zuletzt auf einmal, zu ihrem eigenen Erstaunen, um ein Beträchtliches vorwärts gerückt sehen wird. Und wehe uns, wenn es anders wäre! Denn wär' es nicht so, so würde — da bei aller unsrer Cultur und Aufklärung, es endlich mit der allgemeinen Verderbniß des Herzens, der Triebfedern, Grundsätze und Maximen

bereits bis zur stinkenden Fäulniß und zur Auflösung alles bindenden Leims, der die menschliche Gesellschaft noch bisher im Stand eines lebendigen Körpers erhalten hat, gekommen ist — so würde, sage ich, ohne diese Umbildung zu einem neuen Leben, wozu ich in allem, was um uns vorgeht, geheime Zurüstungen und Anstalten zu sehen glaube, nichts anders als eine gänzliche moralische Verwesung erfolgen, und das scheußliche Aas, wenn es endlich ausgegährt hätte, in Staub und modernde Knochen zusammenfallen müssen. Dank sey dem Himmel, daß noch Rettung möglich ist! daß eine freie, edle, aufrichtige Verbindung der Mächtigen und Weisen, zu gründlicher Heilung der moralischen Todkrankheit unsers Zeitalters, den großen Uebeln, die auf uns und unsre Nachkommenschaft herandringen, noch zuvor kommen könnte! Wollen die Mächtigen nicht — denn aufs Wollen allein kommt es hier an — so wird das große Werk der Natur darum nicht weniger seinen Riesengang fortgehen. Könnten wohl Kastor und Pollux, Hercules und Theseus, und alle Starken der alten, mittlern und neuen Zeiten zusammengenommen, mit ihren vereinigten Armen, einen Kometen in seinem Lauf aufhalten? Wahrlich, Freund, eben so wenig werden alle Despoten, Demagogen, Hierophanten und Sophisten der ganzen Welt mit vereinigter Gewalt diese große sittliche Revolution aufhalten, zu welcher alles vorbereitet ist, zu welcher sich alles hinwälzt, und die, wenn gleich unmerklich, mit jedem Augenblicke sich dem Punkt ihrer Reife und Vollendung nähert. — Sind Sie nun zufrieden, Walther? oder was verlangen Sie noch mehr?

Walther. Nichts, als — daß wir den Zeitraum bis zur Erfüllung Ihrer Weissagung schon hinter unserm Rücken haben möchten!

## IX.

## Ueber die öffentliche Meinung.

---

Egbert. Sie haben sich schon mehrmals auf die öffentliche Meinung berufen, Sinibald, und mit einem Ton, als ob Sie ihr nicht weniger Gewicht zugeständen, als die Alten dem allgemeinen Volksglauben (consensus gentium) beizulegen pflegten. Darf ich fragen, was Sie unter der öffentlichen Meinung verstanden haben wollen? Denn ich bekenne, daß ich noch nie mit mir selbst habe übereinkommen können, was ich bei dieser vieldeutigen Benennung, die man in unsern Tagen so oft zu hören bekommt, Eigentliches und Bestimmtes denken soll.

Sinibald. Und ich bekenne Ihnen eben so unverhohlen, daß mich Ihre Frage in einige Verlegenheit setzt. Es wäre doch närrisch genug, wenn bei dieser Gelegenheit herauskäme, daß ich nicht mehr von der Sache wisse als Sie selbst, und mit tausend andern wackern Leuten treuherzig an eine öffentliche Meinung geglaubt, von ihr gesprochen, und ihr wer weiß was für geheime Zauberkräfte zugeschrieben hätte, ohne etwas Bestimmteres dabei zu denken, als man gewöhnlich bei Redensarten denkt, von denen man sich einbildet, daß sie einem jeden verständlich seyen, wiewohl unter zehn vielleicht

ein jeder sich etwas anderes dabei vorstellt. Auf alle Fälle dürfte sie wohl unter die Dinge gehören, wovon sich leichter sagen läßt, was sie nicht sind, als was sie sind.

Egbert. Ich kann nicht bergen, daß die schwankende Bedeutung, unter welcher dieser Ausdruck im gemeinen Leben so oft gehört wird, mich beinahe auf den Gedanken gebracht hätte, es gebe gar keine öffentliche Meinung.

Sinibald. Da hätten Sie doch wohl einen zu raschen Schluß gemacht?

Egbert. Ich erkläre mich. Was ich damit sagen will, ist nicht, daß das Volk gar keine Meinungen habe; noch weniger, daß eine Grille, die es sich in den Kopf gesetzt hat, nicht, unter besondern Umständen, für den Augenblick von einer großen und fürchterlichen Wirkung seyn könne: sondern nur, daß es so veränderlich und wetterlaunisch, so wenig mit sich selbst in seinen Meinungen übereinstimmend, und so geneigt und gewohnt sey, blindlings hinter einem Anführer herzutraben, daß im Grunde bei seinen Meinungen nicht mehr, und nur allzu oft weniger Gutes herauskomme, als wenn es gar keine hätte.

Sinibald. Hier wäre also gleich eine Gelegenheit, lieber Egbert, wo ich Ihnen sagen könnte, was die öffentliche Meinung, nach meinem Begriff, nicht ist. Ich denke aber, wir kommen am kürzesten aus der Sache, wenn wir, bevor wir untersuchen, ob es eine öffentliche Meinung gebe, und wie viel oder wenig Aufmerksamkeit sie verdiene, erst zwischen uns selbst festsetzen, was für einen Begriff wir mit dem Wort öffentliche Meinung verbinden. Ich meines Orts verstehe darunter eine Meinung, die bei einem ganzen Volke, hauptsächlich unter denjenigen Classen, die, wenn sie in Masse wirken, das Uebergewicht machen, nach und nach Wurzel

gefaßt, und dergestalt überhand genommen hat, daß man ihr allenthalben begegnet; eine Meinung, die sich unvermerkt der meisten Köpfe bemächtigt hat, und auch in Fällen, wo sie noch nicht laut zu werden wagt, doch, gleich einem Bienenstock der in kurzem schwärmen wird, sich durch ein dumpfes, immer stärker werdendes Gemurmel ankündigt; da sie dann nur durch einen kleinen Zufall Luft bekommen darf, um mit Gewalt hervorzubrechen, in kurzer Zeit die größten Reiche umzukehren, und ganzen Welttheilen eine neue Gestalt zu geben.

Egbert. Wohl! Ich lasse mir diese Bedeutung des Wortes gefallen; und, dieß vorausgesetzt, sage ich: daß ein ganzes Volk, oder, was ich für eben dasselbe gelten lassen will, die große Mehrheit eines Volkes, keine solche öffentliche Meinung habe, und daß es bloße Täuschung sey, wenn wir etwas, das ihr Daseyn zu begründen scheint, bei einem Volke wahrzunehmen glauben. Was man für die öffentliche Meinung ausgibt, ist immer die Meinung und der Wunsch einer kleinen Anzahl von Köpfen, denen daran gelegen ist, das Volk zum Werkzeug ihrer Absichten zu machen, und die daher ihr Möglichstes thun, das Feuer, das sie anblasen, allgemein zu machen. Auch ist es ihnen wohl zuweilen gelungen, ganze Nationen zu fanatisiren; aber, wenn hunderttausend Arme sich auf einmal heben, so geschieht es nicht, weil sie von eben derselben Meinung, sondern weil sie von eben demselben Stoß in Bewegung gesetzt werden. Woher sollte auch dem Volke, dem rohen und unwissenden, im Denken ungeübten und eines blinden Glaubens an seine Obern gewohnten Volk, eine andre gemeinschaftliche Meinung kommen, als die ihm entweder von seinen Lehrern oder von den Gewalthabern im Staat eingeprägt wird? Die Männer, die sich in vergnüglicher Selbsttäuschung überreden, daß sie die ganze Welt mit dem Licht

ihrer Weisheit erfüllen, oder mit dem Feuer ihres Genius durchglühen, sind dem unendlich größern Theile des Volkes, unter welchem sie leben, nicht einmal dem Namen nach bekannt, und haben ganz und gar keinen Einfluß auf die Meinungen desselben. Die Voltairen und Rousseaus, die Montesquieus und Mablys könnten Jahrhunderte lang schreiben, das Volk weiß nichts davon, kümmert sich nicht darum, und bleibt den Meinungen seiner Großmütter getreu. Kommt es aber jemals, aus Ursachen, woran das Volk im Grunde ganz unschuldig ist, zu einem Aufruhr im Staate, so wirkt der erste beste hosenlose Tollkopf, der auf einen Tisch steigt und mit donnernder Stentorstimme einem sich um ihn herdrängenden Haufen Unsinn predigt, in zehn Minuten mehr, als die scharfsinnigsten und beredtesten Aufklärer, Weltverbesserer und Utopiendrechsler in der ganzen Welt in hundert Jahren. Denn er setzt fünfhundert Brauseköpfe seiner Art in Bewegung, die in eben so kurzer Zeit fünftausend andere mit sich reißen. Der ungeheure Schneeball wird im Fortwälzen immer fürchterlicher; eine Myriade von Wahnsinnigen steckt die andre an; diejenigen, die es nicht sind, sind gezwungen, um des Lebens sicher zu seyn, es zu scheinen: und so steht, ehe man Zeit hat sich umzusehen, ein ganzes Reich in vollen Flammen, ruft eine ganze Nation wie aus Einem Halse Freiheit und Gleichheit aus, ohne daß die öffentliche Meinung das Geringste zu allem dem Unwesen beigetragen hat; da vielmehr im Gegentheil, sobald sich der erste Sturm legt, sogleich tausend verschiedene Meinungen zum Vorschein kommen, über welche man einander in die Haare geräth, und in deren Namen man nicht aufhört einander die Hälse zu brechen, bis sich endlich wieder eine Gewalt hervorthut, die den Leuten durch Bajonnette, Flintenkolben und Guillotinen zu erkennen

gibt, was sie meinen sollen. Dieß, lieber Sinibald, ist die wahre Geschichte der Volksmeinungen mit wenigen Pinselstrichen nach dem Leben dargestellt! Wenigstens muß ich gestehen, daß mir in der Welt, so weit ich sie kenne, nichts aufgestoßen ist, das dem, was Sie sich unter der öffentlichen Meinung denken, ähnlich wäre.

Sinibald (lächelnd). Die Sache wäre also hiermit auf einmal abgethan, und mir bliebe nichts übrig, als Ihnen meinen Beifall zuzuklatschen und mich zu empfehlen.

Egbert. Verzeihen Sie! Ich habe Ihnen bloß meine Meinung von der Sache gesagt, und ich bin sehr bereit zu hören, was Sie mir dagegen einwenden wollen.

Sinibald. Nein, lieber Freund! auf diesem Wege würden wir nicht weiter kommen, als daß am Ende jeder mit seiner Meinung davon ginge; und das können wir besser jetzt gleich thun, und uns den vergeblichen Wortwechsel und die verlorne Zeit ersparen. Wenn Sie, wie Tristram Shandy sagt, die Wahrheit als etwas, das wir noch nicht haben und einander suchen helfen wollen, betrachten können, so bin ich Ihr Mann; wo nicht —

Egbert. Gut, gut! Ich gestehe gern, daß ich zu einseitig war; und um zu beweisen, wie willig ich bin, Ihnen, was Sie finden wollen, suchen zu helfen, lassen Sie uns damit anfangen, genauer zu bestimmen, was für einen Begriff wir, wenn die Rede von öffentlicher Meinung unter einem Volke ist, mit dem Worte Volk verbinden.

Sinibald. Ich für meinen Theil keinen andern, als den gewöhnlichen, den der Sprachgebrauch festgesetzt hat, wie ich mich vorhin schon erklärt zu haben glaube.

Egbert. Ich erinnere mich sehr wohl, daß Sie besonders derjenigen Classen erwähnten, „die, wenn sie in Masse auf-

stehen, das Uebergewicht machen." Sollten Sie wohl hierunter auch die nervigen Erdensöhne, die sich noch vor wenig Jahren unter dem unvergeßlichen Namen der Sansculotten in Frankreich so merkwürdig machten, begriffen haben wollen?

Sinibald. Wenn Sie unter dieser Benennung die gesetzlosen Horden und Schwärme von Bettlern, Gaunern, Beutelschneidern, Glücksrittern, Spitzbuben, Banditen, Straßenräubern und Mördern, die unter den Auspicien des berüchtigten Philipp Egalité und seines Anhangs in den drei letzten Jahren der Französischen Monarchie, und unter Marat, Robespierre und ihren Mitverschwornen in den beiden ersten Jahren der Republik, eine so thätige Rolle spielten, mit allen denen, deren ganzes Eigenthum bloß in ihren Armen und Fäusten besteht, in Einen Klumpen zusammenwerfen — so versteht sich die Antwort auf Ihre Frage von selbst. Wehe dem Lande, worin diese Sansculotten so zahlreich sind, daß ihr Aufstehen in Masse, unter der Anführung irgend eines entschlossenen und verschmitzten Bösewichts, schon allein hinlänglich ist, das Schicksal desselben zu entscheiden! Ich gestehe, daß ich weder an die einen noch andern dachte, als ich von den Volksclassen sprach, die das Uebergewicht geben, wenn sie in Masse wirken. Weit entfernt, daß die erstern eine eigene Classe im Staat ausmachen sollten, bestehen sie vielmehr aus dem Abschaum, Bodensatz und Auskehricht aller übrigen; und nichts zeuget lauter gegen eine Regierung, als wenn es ihr an Kraft oder Willen fehlt, dem Ueberhandnehmen dieser gefährlichen Art von geheimen innerlichen Feinden zuvorzukommen, oder sich ihrer wenigstens noch in Zeiten zu entledigen. Was die andere Art von Sansculotten betrifft — diejenigen nämlich, die kein anderes Eigenthum haben als ein

Paar nervige Arme und eiserne Fäuste, so möchte es wohl schwer seyn, den Staat, worin ihnen jene verächtliche Benennung zukommt, von gerechten Vorwürfen frei zu sprechen. Denn wenn diese unterste, aber einem großen Staat unentbehrliche Classe, nicht eine der nützlichsten ist; wenn sie ihm sogar dadurch gefährlich wird, daß sie sich durch übermäßigen Druck und hoffnungsloses Elend wo nicht gezwungen, doch sehr stark versucht fühlt, mit den erklärten Feinden aller Gesetze und bürgerlichen Ordnung gemeine Sache zu machen: an wem liegt wohl die meiste Schuld, als an denen, in deren Macht es stand, und deren Pflicht es war, das Uebel durch zweckmäßige Mittel zu verhüten? — Doch es würde uns zu weit aus unserm Wege führen, wenn ich diese Betrachtung verfolgen wollte. Denn, mit Einem Worte, diese unterste Volksclasse, wie sehr sie auch, in mancherlei Rücksicht, der Aufmerksamkeit der Gesetzgebung und Regierung würdig und bedürftig ist, kann doch, vermöge der Natur der Sache, ja schon allein darum, weil ihre Anzahl in jedem auch nur leidlich wohl eingerichteten Staate in Verhältniß gegen die Masse des übrigen Volkes unbeträchtlich ist, nicht unter der großen Mehrheit begriffen werden, die ich als den Depositär der öffentlichen Meinung betrachte. Uebrigens muß ich Sie noch bemerken machen, lieber Egbert, daß die Redensarten: in Masse wirken, und in Masse aufstehen, nichts weniger als gleichbedeutend sind. Ich weiß wohl, daß sie nur zu oft (zumal von Staatsmännern und Regenten von der stricten Observanz) mit einander verwechselt werden; aber gemeinschaftliche, mit Wärme und Nachdruck vorgetragene Beschwerden und Vorstellungen sind noch lange kein Aufstand, und die ehemaligen Regenten einiger Schweizerischen Republiken haben die Verwechselung dieser im Grunde so ver-

chiedenen Begriffe hart genug gebüßt, um andere vor ähnlichen Irrungen zu warnen.

Egbert. Sie haben die unterste Classe von der Mehrheit, deren übereinstimmende Meinung die öffentliche ausmachen soll, vermuthlich deßwegen ausgeschlossen, weil Sie zu viel Unwissenheit und Rohheit bei derselben voraussetzen, als daß man ihr über Dinge, zu deren Beurtheilung etwas mehr als fünf Sinne und ein kleiner Antheil von Menschenverstand gehört, eine gesunde Meinung zutrauen könnte. Aber indem Sie, wie es scheint, annehmen, daß die Aufklärung, die in unserm Jahrhundert so große Vorschritte gemacht hat, nicht bis in die Köpfe der Tagelöhner eingedrungen sey, sollte hier nicht der Fall des ehemals berühmten Verierschlusses des Eubulides von Megara eintreten, vermittelst dessen er bewies, daß ein einziges Korn einen ganzen Haufen mache? Sollte nicht derselbe Grund, warum Sie die unterste Classe ausschließen, auch von der unmittelbar an dieselbe gränzenden gültig seyn; und so von einer Classe zur andern, durch die ganze lange Reihe von Unterabtheilungen, bis zu den obersten, welche, was die Aufklärung betrifft, wieder mit den untersten zusammenzutreffen, und (unter uns gesagt) wenig vor ihnen voraus zu haben scheinen?

Sinibald. Wenn ich der untersten Classe unter jedem policirten Volke keinen activen Antheil an der öffentlichen Meinung einräume, so geschieht es nicht sowohl aus Mißtrauen gegen ihren Menschenverstand, als aus Rücksicht auf ihren Stand in der bürgerlichen Gesellschaft, der diesen von Mangel und Arbeit gedrückten Menschen weder Muße noch Gelegenheit läßt, sich um Dinge, die ihre körperlichen Bedürfnisse nicht zunächst angehen, zu bekümmern. Was die Aufklärung betrifft, so möchten sich wohl in allen Classen nicht

wenige finden, deren Meinungen mit der öffentlichen (zumal wenn sich's träfe, daß sie gerade die vernünftigste wäre) nichts zu schaffen haben, oder gar mit ihr in offenbarem Widerspruch stehen. Ich bekenne also, daß ich aus dieser Rücksicht nicht nöthig gehabt hätte, die unterste auszuschließen, indem es eben so möglich ist, daß sich in dieser einige helle Köpfe über den engen und nebligen Dunstkreis ihres Standes erheben, als es gewiß ist, daß in den höchsten Classen selbst nur wenige zu einer klaren und unbefangenen Ansicht der menschlichen Dinge gelangen. Aber ich betrachtete bisher die öffentliche Meinung bloß im allgemeinen, ohne Rücksicht ob sie sich auf Irrthum oder Wahrheit gründet. In beiderlei Fällen verdient sie immer die größte Aufmerksamkeit: im ersten, um ihr auf jede zweckmäßige Art entgegen zu arbeiten; im andern, um sie als den untrüglichsten Rathgeber dessen, was man zu thun hat, anzusehen.

Egbert. Ueber den ersten Punkt werden wir in keinen Streit gerathen, Sinibald; denn, wofern es eine öffentliche Meinung gibt, so ist immer zehn gegen eins zu setzen, daß sie auf Vorstellungen gebaut seyn wird, denen man entgegen zu arbeiten hat; oder, um mich richtiger auszudrücken, die Erfahrung lehrt, daß es zu allen Zeiten herrschende Irrthümer gab, welche sich beinahe aller Köpfe in allen Classen eines Volkes, ja der unendlichen Majorität des ganzen Menschengeschlechts bemächtiget haben; wie z. B. der Glaube an Gespenster, Elementargeister, Vorbedeutungen, Einfluß der Gestirne, Magie, Wunderkräfte u. dgl., auf welchen man von jeher eine öffentliche Meinung gegründet hat, die sogar in unsern Tagen, und selbst unter den weniger ungebildeten höhern Volksclassen, durch alle Fortschritte der Naturwissenschaft nicht völlig verdrängt werden konnte.

Sinibald. Und dieß aus sehr natürlichen Ursachen. Der Volksglaube, den Sie z. B. anführen, stützt sich nicht nur auf den unsrer Natur eigenen Hang zum Uebersinnlichen und Uebernatürlichen, und ist nicht nur zu allen Zeiten von Priestern und Dichtern aufs fleißigste genährt und gepflegt worden, sondern wird sogar noch in diesem Augenblicke von guten und schlechten Buchmachern, als ein unfehlbares Mittel viele Leser zu bekommen und starke Wirkungen zu thun, auf alle nur erdenkliche Art benutzt und aufgestutzt. Ein so wohl unterhaltener Aberglaube wird nie durch Cultur und Aufklärung so ganz verdrängt werden, daß er nicht sogar in der Phantasie und dem instinctmäßigen Hange derjenigen selbst, die ihn für das was er ist erkennen, einen geheimen Fürsprecher finden sollte. Aber eine ganz andere Bewandtniß hat es mit Wahnbegriffen und Vorurtheilen über Dinge, die unser unmittelbares Wohl oder Weh betreffen, und allen so nahe liegen, daß auch der gemeinste Menschenverstand sie ohne Mühe erreichen kann. Denn wie tiefe Wurzeln auch ein Irrthum in solchen Dingen geschlagen haben mag, so zeigen uns doch die Epochen der großen Revolutionen Beispiele genug, daß er endlich der Uebermacht der Wahrheit weichen muß, und daß der öffentlichen Meinung, die sich dadurch festsetzt, sogar die Donnerkeule eines ehemals vermeinten Halbgottes, und die ganze aufgebotene Macht der unumschränktesten Herrschergewalt, mit allen Werkzeugen der Zerstörung und des Todes bewaffnet, nichts anzuhaben vermögen.

Egbert. Sowohl in dem besondern Falle, auf welchen Sie hier anspielen, als in allen andern, die unter dem allgemeinen Begriff von Dingen, woran Allen liegt, und die der gemeinste Verstand erreichen kann, enthalten sind, dürfte wohl

viel zu unterscheiden und zu sondern seyn. Was den ersten betrifft, so däucht mich, es könne von ihm auf andere, wiewohl ähnlich scheinende Fälle nicht geschlossen werden. Auch der stärkste und eingewurzeltste Wahnglaube gibt endlich der Macht der Zeit und der Gewohnheit nach, deren beider gemeinschaftliche Eigenschaft ist, die Formen der Dinge und den Eindruck, den sie auf das Gemüth machen, abzustumpfen, und schon dadurch allein eine von andern Umständen herbeigeführte Veränderung in der Vorstellungsart der Menschen vorzubereiten und zu fördern. Ist nun vollends ein solcher Wahnglaube die Quelle unzähliger lästiger Mißbräuche und die Gelegenheit zu den härtesten Bedrückungen geworden, so kann man mit gutem Grund annehmen, daß es vielmehr das allgemeine Gefühl dieser Mißbräuche und Bedrückungen, als eine durch Untersuchung gewirkte Ueberzeugung von der Wahrheit war, was z. B. die große Empörung eines ansehnlichen Theils der Christenheit gegen den päpstlichen Stuhl im sechzehnten Jahrhundert bewirkte. Die Uebereinstimmung in diesem Gefühle, nicht die Uebereinstimmung in Meinungen, that dieses Wunder; und bedürfen wir dessen wohl einen stärkern Beweis, als daß eben diese Menschen, die gegen den Römischen Stuhl gemeinschaftliche Sache machten, in eine Menge Secten unter sich selbst zerfielen und einander mit Wuth verfolgten, sobald man ihnen Zeit ließ gewahr zu werden, daß sie über das, was man meinen oder glauben sollte, verschiedener Meinung wären. Eben dasselbe läßt sich auch (wie ich schon im Vorbeigehen bemerkte) von allen großen politischen Revolutionen behaupten. Nichts kann unbestimmter, schwankender und veränderlicher seyn, als die Meinungen des Volkes in solchen kritischen Zeitläufen; nichts wäre schwerer als eine darunter anzugeben, die man die allgemeine oder

öffentliche nennen könnte: aber was sich laut und öffentlich genug hören läßt, ist das Gefühl der gemeinsamen Bedrückungen, der Wunsch davon befreit zu werden, ein ungeduldiges Verlangen diesen Wunsch erfüllt zu sehen, und, wenn die Hoffnung zu verschwinden beginnt, eine Verzweiflung, die zu allem fähig macht.

Sinibald. Ich danke Ihnen, Egbert, daß Sie mir den Weg zur Beantwortung der Frage, die uns beschäftigt, selbst gebahnt und abgekürzt haben. Sehr gern gebe ich Ihnen zu, daß, sobald beim Ausbruch oder im Fortgang einer Staatsrevolution von speculativen Punkten, von den besten Mitteln zum Ziele zu gelangen, insofern sie durch Untersuchung und Vernunftschlüsse herausgebracht werden müssen, oder von der zweckmäßigsten Art der Anordnung und Ausführung dieser Mittel die Rede ist, eine feststehende öffentliche Meinung etwas Unerhörtes und nicht zu Erwartendes sey. Der Ursachen hiervon sind so viele, daß es eben so mühsam als langweilig wäre, sie alle aufzuzählen; indessen lassen sie sich füglich unter zwei zusammenfassen, in welchen alle übrigen begriffen sind. Die eine ist: daß bei solchen Staatserschütterungen die Volksclassen, welche die große Mehrheit ausmachen, in zu heftiger Gährung und größtentheils in einem allzuleidenschaftlichen Gemüthszustande sind, als daß der gemeine gesunde Menschenverstand mit gehöriger Freiheit wirken und das Uebergewicht entscheiden könnte; die andere: daß sowohl diejenigen, denen an Erhaltung der bisherigen Ordnung der Dinge, und mit ihr an den gewohnten, ihnen allein vortheilhaften Mißbräuchen, alles gelegen ist, als diejenigen, die eine neue, auf ihren eigenen Vortheil berechnete Ordnung der Dinge wollen, aber auch schon bei der Unordnung, die ihr vorhergeht, unendlich viel zu gewinnen haben oder zu gewinnen hoffen, sich alle

möglichen Bewegungen geben, und kein Mittel unversucht lassen, das Volk zu bearbeiten, zu verwirren, zu ängstigen, zu schrecken, und gewaltsam mit sich fortzureißen; oder zu verführen, zu blenden, zu täuschen, durch Schmeichelei und große Verheißungen zu bestechen, und durch alle diese Mittel in jener unseligen Gährung zu erhalten, die sich gewöhnlich mit dem Untergang beider Parteien und der gänzlichen Auflösung des Staats endiget. Ganz gewiß findet während solcher politischen Momente nichts, was man mit Recht öffentliche Meinung nennen könnte, statt: aber es ist, meiner Ueberzeugung nach, eben so gewiß, daß eine solche Meinung jeder Staatsumwälzung vorgeht und gleichsam das Zeichen zum Anfang derselben gibt; und daß, nachdem die Explosion endlich erfolgt ist, die Wiederherstellung einer auch nur leidlichen Ordnung nicht eher erwartet werden darf, bis das Volk, auf welche Art es geschehen mag, wieder ruhig genug geworden ist, um einer öffentlichen Meinung fähig zu seyn, und sie mit dem gehörigen Nachdruck zu erkennen zu geben.

Egbert. Ich bin begierig zu hören, wie Sie auch mich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen wollen.

Sinibald. Ich hoffe, daß Sie meine Darstellung mit dem natürlichen Gange der menschlichen Dinge, und dem, was uns die Geschichte alter und neuer Zeiten, und die Erfahrung unsrer eigenen gelehrt hat, genau zusammenstimmend finden werden. Nur bitte ich Sie um Geduld, wenn ich Ihnen ein wenig weit auszuholen scheinen sollte.

Wie dumpf oder leichtsinnig ein Volk seyn mag, so wird es doch nicht an Augenblicken fehlen, wo jedermann über seinen Zustand nach seinem gegenwärtigen Gefühl urtheilt, und denselben mit dem, was er durch mündliche Ueberlieferung oder zufälligerweise von dem Zustande seiner Voreltern

oder andrer Völker gehört hat, oder auch bloß mit seinen Bedürfnissen und Wünschen, in Vergleichung bringt. Die gewöhnliche Folge dieser Vergleichung ist ein unbestimmtes Verlangen, es besser zu haben, und eine eben so unbestimmte Geneigtheit, alle Wege einzuschlagen, auf welchen man, ohne große Wahrscheinlichkeit sich zu verschlimmern, seine Lage zu verbessern hoffen darf. Wir können sicher annehmen, daß dieß, so zu sagen, der Grundton in der Stimmung eines jeden Volkes ist, und daß man unter tausend Einwohnern eines Landes kaum Einen rechnen kann, der mit dem Gegenwärtigen so zufrieden wäre, daß er nicht eine geheime Neigung zu Veränderungen in sich trüge, welche die Sicherheit und Ruhe des Staats in beständige Gefahr setzen müßte, wenn nicht zu gutem Glück die Natur selbst für ein mächtiges Gegengewicht gesorgt hätte, wodurch wenigstens die schlimmsten Folgen dieser Unruhe und Unzufriedenheit des menschlichen Herzens oft Jahrhunderte lang aufgehalten werden. Dieses Gegengewicht liegt in einer gewissen allen Menschen angebornen Trägheit, die uns, so lange die eiserne Nothwendigkeit nicht etwas anders befiehlt, unwillig macht unsre gegenwärtige Lage gegen eine besser scheinende zu vertauschen, wofern wir uns nicht anders als mit großer Anstrengung unsrer Kräfte, und auch da noch mit Gefahr, Aufopferungen und Ungewißheit des Erfolges, in dieselbe versetzen könnten. Diese natürliche Trägheit, zu einer andern nahe mit ihr verwandten Eigenschaft, nämlich der Leichtigkeit uns an eine gewisse Lebensweise zu gewöhnen, gesellt, ist unläugbar die stärkste, wo nicht die einzige Grundlage, worauf dermalen die innere Sicherheit der meisten Staaten beruht; und wiewohl keiner Regierung zu rathen ist, sich auf die Haltbarkeit derselben zu viel zu verlassen, so lehrt doch die Erfahrung, daß kein Zu-

stand so armselig ist, daß die Menschen (zumal von früher Jugend an) sich nicht an ihn gewöhnen, und durch die bloße Macht der Gewohnheit um so stärker an ihn gefesselt werden könnten, da ein solcher Zustand nothwendig mit einer Abstumpfung der edlern Kräfte der Menschheit, wodurch sie bis zur bloßen Thierheit herabsinkt, verbunden ist. Ein Monarch, dem das Schicksal die Bequemlichkeit zugetheilt hat, über lauter Sklaven zu gebieten, kann sich auf die ewige Dauer seines Throns verlassen, wofern er nur so lange, bis er sein geliebtes Volk in den glücklichen Stand der Pescherähs (im Feuerlande) versetzt hat, Sorge trägt, daß der Eingang in sein Reich jeder Möglichkeit von Cultur und Aufklärung verschlossen bleibe. Denn freilich, zu verlangen daß Sklaverei und Cultur immer Hand in Hand neben einander gehe, hieße das Unmögliche wollen. Indessen ist doch auch die Cultur keine so gefährliche Sache, daß nicht die große Mehrheit einer policirten Nation von fünfundzwanzig oder dreißig Millionen Menschen, durch die besagte Macht der Gewohnheit, oft unglaublich lange in einem Zustand erhalten werden könnte, den die Pescherähs selbst, bei allem was er etwa noch vor dem ihrigen voraus hat, nicht beneidenswürdig finden würden.

Egbert. Da geben Sie den hochbesagten Sultanen einen feinen Trost, Sinibald.

Sinibald. Bis jetzt wenigstens ist ihnen die öffentliche Meinung noch ziemlich günstig. Denn aus unsrer bisherigen Betrachtung scheint mir als eine natürliche Folge hervorzugehen, daß man in jedem dermalen bestehenden Staate, ohne Rücksicht auf desselben mehr oder weniger preiswürdige Verfassung und Verwaltung, bei dem größten Theile des Volkes zwei Gesinnungen annehmen könne, aus welchen sich eben so viele Meinungen bilden, die man mit Grund für öffentliche

oder allgemeine gelten lassen kann, und von welchen die zweite der ersten so richtig die Wage hält, daß selbst der furchtsamste Sultan vor Revolutionsgefahr sicher auf beiden Ohren dabei schlafen dürfte. Die erste ließe sich, däucht mich, kurz und gut in diese Formel fassen: „Alles sollte besser gehen als es geht;" — eine Meinung, welche, mit oder ohne klares Bewußtseyn dessen der sie hegt, das Gefühl zur Unterlage hat: „Mir selbst sollte besser seyn als mir ist." — Die zweite dürfte, in Worte verfaßt, ungefähr so lauten: „Wir thun zwar, was wir können, und leiden was wir müssen, alles in Hoffnung, daß es noch einmal besser kommen werde, und aus Furcht übel ärger zu machen; aber jede Verbesserung unsers Zustandes, wobei wir diese Gefahr nicht laufen, soll uns willkommen seyn." Können Sie zweifeln, Egbert, daß ich in diesen beiden Formeln die Gesinnung und Meinung der unendlichen Majorität aller Bewohner Europens ausgedruckt habe?

Egbert. Ich gestehe Ihnen, daß ich es nicht kann. Aber ich muß auch sagen, Sie haben da einen fürchterlichen Lichtstrahl in das Innere unsers Zustandes fallen lassen.

Sinibald. Nicht so fürchterlich als es scheint. Wenn es ein Lichtstrahl ist (und das ist er gewiß), so zeigt er uns Wahrheit, und hindert uns, das Ding das nicht ist (mit Swifts Hoyhnhnms zu reden) für Wahrheit zu halten, falsche Schlüsse darauf zu bauen, und dadurch zu Schaden zu kommen. Es ist gut, und mehr als gut, denn es ist unumgänglich nöthig, daß wir genau wissen, woran wir sind und worauf wir uns zu verlassen haben, damit uns weder falsche Sicherheit verblende, noch unzeitige Furcht und panischer Schrecken so verwirrt mache, daß wir, um ein kleines Feuer zu löschen, nach dem Oelkrug statt der Wasserkanne greifen. Lassen Sie

uns also einen Schritt weiter gehen. Der so eben als öffentliche Meinung des Volks in jedem Staat ausgesprochene Satz enthält viele andere, die auf eben demselben Grunde beruhen, und entweder bloße Entwicklungen oder natürliche Folgen desselben sind. Z. B. „Wie schlimm es auch im Besondern und Einzelnen gehen mag, so lange nur die Gesetze noch einige Kraft haben, so lange sie noch (in den meisten Fällen wenigstens) jeden bei dem Seinigen schützen, so lange wir ordentlicherweise vor willkürlichen Mißhandlungen, Beraubung unsrer bürgerlichen Rechte, unsrer persönlichen Freiheit, unsrer Ehre, unsers Lebens, sicher sind, so lange könnte es noch schlimmer gehen; wir müssen und wollen uns also gedulden!" — Glauben Sie nicht, Egbert, daß man auch dieß als öffentliche Meinung annehmen könne?

Egbert (lächelnd). Es ist eine so zahme und geduldige Meinung, daß ich sie Ihnen ohne Bedenken gelten lassen kann.

Sinibald. Oder die folgende: „Wenn es zu Verbesserung unsers Zustandes nichts weiter bedarf als Ja zu sagen; d. i. wenn die Mittel dazu uns von den obersten Machthabern selbst von freien Stücken in die Hände gelegt werden; oder, wenn der Fall eintritt, daß wir uns selbst helfen sollen, und wir uns durch Mittel helfen könnten, die von Vernunft und Billigkeit gut geheißen werden, und wobei also die allgemeine Wohlfahrt nicht gefährdet ist: so wollen wir aus allen Kräften zur Verbesserung thätig seyn." — Sollte nicht auch dieß, sobald der Fall dazu eintritt, eben so gewiß als die Meinung und Gesinnung der meisten Staatsbürger angenommen werden können, als man annehmen kann, daß jedermann, sobald der Anlaß dazu da ist, zweimal zwei für vier erkennt?

Egbert. Ich sehe nicht, warum wir es nicht annehmen

sollten, vorausgesetzt daß die große Mehrheit im Staat nicht etwa aus lauter Bettlern und Banditen bestehe, denen freilich mit einem so ruhigen Gange der Sachen nicht gedient seyn möchte.

Sinibald. Und so hätten wir denn doch etwas, das wir für öffentliche Meinung in jedem dermalen bestehenden Staat annehmen können?

Egbert. Nur sehe ich nicht, wozu es dienen soll. Denn so lange sich das Volk mit so gutmüthigen und gefälligen Meinungen behilft, könnt' es im Ganzen so übel gehen als es wollte, und selbst ein Heinrich VIII, Ludwig XI, Philipp II, Ferdinand II und ihresgleichen, könnten nebst ihren lieben Getreuen so getrost und sicher tyrannisiren, als ob sie eben so viele Trajane und Marc-Aurele, Henri-Quatre, und Sullys und Duplessis-Mornay wären.

Sinibald. Dieß dürfte allerdings der Fall in einem Staate seyn, wo dem Fortgange der Cultur zur Humanität ein ewiger Riegel vorgeschoben wäre, indessen eine unweise Staatsverwaltung sich mit allen Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten einer unterdrückenden Verfassung, und mit allen Ausschweifungen, Lastern und Freveln einer der Gesetze spottenden privilegirten Kaste vereinigte, das Volk von Stufe zu Stufe bis zur thierischen Gefühllosigkeit der Pescherähs herabzudrücken. Aber wo die Cultur mit den Mißbräuchen beinahe gleichen Schritt hält, und das öffentliche Elend den aufgeklärtesten Theil der Nation, der das Studium der Natur und des Menschen schon lange, wiewohl nur zur Speculation, trieb, endlich nöthigt, Moral und Politik zum Gegenstande der schärfsten Untersuchungen zu machen, und ihre ersten Gründe aus der menschlichen Natur selbst hervor zu graben, da nehmen die Sachen einen andern Gang. So lange die

Moral eine ausschließliche Behörde der Priesterschaft, und die Politik das anmaßliche Geheimniß der Höfe und Cabinette ist, müssen sich diese und jene zu Werkzeugen der Täuschung und Unterdrückung mißbrauchen lassen; das Volk wird das Opfer schändlicher Wortspiele, und die Gewalt erlaubt sich alles und darf sich alles ungestraft erlauben, da es von ihrer Willkür abhängt, Unrecht zu Recht, Recht zu Unrecht zu stempeln, und das, wovor sie sich am meisten fürchtet, die Bekanntmachung der Wahrheit, zum Verbrechen zu machen, und als solches zu bestrafen. Nicht so, wenn die Vernunft sich ihrer ewigen unverjährbaren Rechte wieder bemächtigt hat, um alle Wahrheiten, an deren Erkenntniß Allen Alles gelegen ist, wieder ans Licht hervor zu ziehen, und ihnen mit Hülfe aller Musenkünste, unter allen nur ersinnlichen Gestalten und Einkleidungen, die möglichste Popularität zu verschaffen. Eine Menge berichtigter Begriffe und Thatsachen kommen dann in Umlauf; eine Menge Vorurtheile fallen wie Schuppen von den Augen einer neuen Generation; es wird immer heller in den Köpfen; man lernt Irrthümer für — Irrthümer erkennen, an welchen Jahrhunderte lang nur zu zweifeln Verbrechen war, und erstaunt, wie man Augen und Ohren vor den unwidersprechlichsten Aussagen der Vernunft und des allgemeinen Gefühls so lange habe verschließen können. Wie gering auch verhältnißmäßig die Anzahl derjenigen seyn mag, die in diesem Licht als in ihrem Elemente leben, zu einem heitern Ueberblick der wahren Beschaffenheit der menschlichen Dinge gelangt sind, und den Leitfaden in der Hand haben, der uns allein aus dem Labyrinthe des Lebens heraushelfen kann, so wird doch die Wirkung des von ihnen ausgehenden Lichtes von einem Jahrzehnt zum andern immer merklicher: sie verbreitet sich stufenweise durch die mittlern

Classen der Gesellschaft; und wenn auch nur einzelne gebrochne Strahlen bis zu den untersten dringen, so sind sie doch hinreichend, Aufmerksamkeit und Verlangen nach Belehrung über Dinge, deren allgemeine Wichtigkeit für die Menschen man zu erkennen anfängt, wenigstens bei einigen zu erregen. Was ist nun, wenn Cultur und Aufklärung einmal diese Stufe erstiegen haben, natürlicher, als daß zu einer Zeit, wo eine gänzlich zerrüttete Staatswirthschaft für die Verschwendungen des Hofes keine Quellen mehr aufzutreiben, die schlaueste Finanzkunst dem gesunknen öffentlichen Credit nicht wieder aufzuhelfen, und die Tyrannei selbst von einem bis aufs Mark ausgesogenen Volke nichts mehr heraus zu drücken vermag; zu einer Zeit, wo die ausgelassenste Ueppigkeit und übermüthigste Verschwendung auf der einen Seite, gegen die äußerste Armuth und eine an Verzweiflung gränzende Muthlosigkeit auf der andern, so widerlich absticht, daß die aus allem leidlichen Verhältniß getretene Ungleichheit unter den Ständen und einzelnen Gliedern eben desselben Staats auch die stumpfsinnigsten Halbmenschen empören muß — was Wunder, sage ich, wenn in einem solchen Zeitraume sich endlich, von allen Seiten her, tausend und zehntausend Stimmen, laut genug um überall gehört zu werden, gegen Aberglauben, Despotismus und privilegirte Gesetzlosigkeit, als die ersten Quellen des öffentlichen Elends, erheben? Oder was ist natürlicher, als daß beinahe alle guten Köpfe einer solchen Nation sich theils mit Aufdeckung der nähern und entferntern Ursachen dieses Elends, theils mit den Mitteln demselben abzuhelfen, beschäftigen? Und wie sollt' es zugehen, daß alles dieß nicht endlich mächtig auf den Geist der Nation wirken, und bei der größern Mehrheit, als dem leidenden Theil, eine der gegenwärtigen Ordnung der Dinge

ungünstige Disposition hervorbringen sollte, von welcher der Uebergang zu einem lebhaften ungeduldigen Verlangen nach irgend einer großen wesentlichen Veränderung nur ein kleiner Schritt ist?

Egbert. Was Sie da sagen, bringt mir einen Umstand aus dem achten Zehnt dieses Jahrhunderts ins Gedächtniß, der mir so stark auffiel, daß ich ihn schon damals als ein furchtbares Vorzeichen eines nahe bevorstehenden Ausbruchs der Gährung, die sich bereits hier und da in dem Innern von Frankreich verspüren ließ, betrachtete, und mich oft wunderte, daß eine so sonderbare Erscheinung sonst von niemand bemerkt zu werden schien. Dieß war, daß in den letzten sechs oder sieben Jahrgängen der Bibliothèque universelle des Romans ein ungewöhnlicher Geist der Freiheit, eine gewisse nur leicht verdeckte, mitunter ziemlich stark in die Augen fallende politische Tendenz, und ein gewisser ernster, kräftiger, öfters sogar überspannter und kaustischer Ton unvermerkt herrschend wurde, der mit der anscheinenden Frivolität der Sachen gar sonderbar contrastirte, und, da er in einem so allgemeinen Lesebuch selbst der königlichen Censur nie aufgefallen zu seyn scheint, mir desto deutlicher bewies, daß der alte Geist der Nation aus seinem tiefen Schlaf zu erwachen anfange, und wahrscheinlich nicht lange mehr unthätig bleiben werde.

Sinibald. Sollten nun in einem solchen Zeitpunkte, wo der Geist eines durch hierarchischen, aristokratischen und monarchischen Despotism lange niedergedrückten Volkes alle seine Ketten zu schütteln anfängt, und im Begriff ist eine nach der andern zu zerreißen, nicht auch, natürlicherweise, die öffentliche Meinung eine bestimmtere Gestalt gewinnen, und sich endlich so deutlich zu erkennen geben, daß nur eine

beinahe unbegreifliche Verblendung die Machthaber verhindern könnte, zu sehen, daß es die höchste Zeit sey andre Wege einzuschlagen, wenn sie der Katastrophe, die sie doch selbst befürchteten, zuvorkommen wollten. Sollte sich nicht mit der höchsten Wahrscheinlichkeit annehmen lassen, daß es in Frankreich wenigstens schon im Jahre 1788 allgemeine Meinung der größern Mehrheit gewesen sey: „Das Volk habe Rechte zurückzufordern, gegen welche keine Verjährung gelte.“ — „Es sey eine nicht länger zu duldende Ungerechtigkeit, daß das Volk die Lasten des Staats allein, oder nach einer ganz unbilligen Austheilung trage“ — „Willkürliches Verfahren in Sachen, welche das Eigenthum, die Ehre und persönliche Freiheit der Bürger betreffen, sey kein wesentliches Vorrecht der höchsten Gewalt, und die Nation sey nicht schuldig, deßwegen weil die Staatsverfassung monarchisch sey, sich despotisch beherrschen zu lassen.“ — Ich müßte mich sehr irren, oder diese und ähnliche Sätze lagen als öffentliche Meinung den sogenannten Cahiers des dritten Standes zum Grunde, worin das Volk seinen Stellvertretern im Jahre 1789 seine damals noch sehr gemäßigten Forderungen und Wünsche ausführlich zu vernehmen gab.

Egbert. Ich kann und will nicht gegen meine Ueberzeugung mit Ihnen haberechten, Sinibald. Ich könnte zwar einwenden, daß die Sätze, die Sie so eben für die öffentliche Meinung des Französischen Volkes zu Anfang des Jahres 1789 erklärten, eigentlich nur die Meinung des unterrichteten und denkenden Theils gewesen seyen: aber ich sehe leicht voraus, was Sie mir darauf antworten würden. In der That kommt es hier nicht sowohl darauf an, wer eine Meinung zuerst aufgebracht, oder sie am besten zu behaupten weiß, als darauf, daß sie, um den Namen der öffentlichen zu verdienen, dem

Geiste und der gegenwärtigen Stimmung der Nation so angemessen und überhaupt so beschaffen sey, daß sie, sobald sie sich laut vernehmen läßt, dem größten Theile derselben einleuchte und mit Beifall von ihm aufgenommen werde. Ich kann daher nicht in Abrede stellen, daß die besagten Sätze wirklich für öffentliche Meinung nicht nur in Frankreich, sondern beinahe in ganz Europa gelten konnten.

Sinibald. Ich hätte also den ersten Punkt meiner Behauptung hinlänglich dargethan. Denn auch dieß werden Sie mir gern zugeben, daß weder die Orleans'sche Faction, noch die heimlichen Republicaner der damaligen Zeit, und am allerwenigsten das kleine Häufchen der redlichen Patrioten, die es mit dem König und der Nation gleich ehrlich meinten, nur daran gedacht haben würden, den ersten entscheidenden Schritt zur Revolution zu wagen, wenn sie nicht gewiß gewesen wären, in jener öffentlichen Meinung eine Stütze zu finden, die ihnen im Nothfalle den Schutz des ganzen Volkes sicherte. Was den andern Punkt betrifft, so scheint es mir Natur der Sache zu seyn, daß, so lange die Gährung der ganzen Staatsmasse dauert, keine Meinung sich im Volk erhebt, die man mit Fug und Recht eine öffentliche nennen könnte; wenn auch gleich, wie unter Robespierre, ein allgemeiner Schrecken die Wirkung thun kann, alle vor der Guillotine zitternden Köpfe ein erzwungenes pagodenmäßiges Ja oder Nein nicken zu machen. Aber sobald das Volk wieder frei Athem holen darf, von seinen Ausschweifungen und Paroxysmen zurückgekommen ist, und, der ewigen Verschwörungen, Proscriptionen, Delationen und Executionen, kurz des ganzen revolutionären Unwesens herzlich müde, sich allenthalben nach Sicherheit und Ruhe sehnt: dann ist das erste, was man mit Recht für entschiedene öffentliche Meinung aus-

geben kann, die allgemeine Ueberzeugung, „daß nichts als Unterwerfung unter eine gesetzmäßige Regierung und entschlossene Anhänglichkeit an dieselbe den aufgelösten Staat, unter welcher neuen Gestalt es auch sey, ins Leben zurückrufen könne;" — und von dem Tage an, da sich diese öffentliche Meinung stark und deutlich ausdrückt, kann man auch die wahre Zeit des Anfangs einer neuen Ordnung der Dinge rechnen, und für gewiß annehmen, daß sie sich so lang' erhalten werde, als das Volk bei dieser Gesinnung verharren wird.

Egbert. Die Existenz und die Wichtigkeit dessen, was Sie öffentliche Meinung nennen, wäre also, für mich wenigstens, außer Zweifel gesetzt. Nur scheint es, unglücklicher Weise, nicht möglich zu seyn, die Machthaber in einem noch bestehenden Staate, wie nahe dieser auch bereits seiner Auflösung seyn mag, von der Aufmerksamkeit und Achtung zu überzeugen, die man ihr — auch in Ermanglung edlerer Beweggründe, schon aus bloßer Klugheit und Rücksicht auf eigene Sicherheit und Selbsterhaltung — erzeigen sollte. Es wären aus der neuesten Zeit auffallende Beispiele hiervon anzuführen: aber der Augenschein spricht überall so laut, daß es überflüssig wäre, sich auf einzelne Fälle zu berufen. Wenn man die Herren auf das, was sie zu thun hätten, und auf die Gefahr im Verzug aufmerksam machen will, so hört man immer die Antwort: „gerade deßwegen sey es jetzt nicht Zeit, dem Volk einen solchen Beweis, was es vermöge, in die Hand zu geben; in solchen Augenblicken müsse die Regierung die Zügel schärfer anziehen als jemals; das geringste Zeichen von Nachgiebigkeit würde von dem Volke für Schwäche und Furcht ausgelegt, und zu einem Antriebe, seinen Forderungen kein Ziel zu setzen, gemißbraucht werden; und bloß dadurch,

daß man ihm keine Furcht zeige, verhindre man es, wirklich furchtbar zu werden.“ — „Allerdings (hört man sie auch wohl sagen) sind Mißbräuche abzustellen, Beschwerden zu erleichtern, Verbesserungen zu machen: aber daran läßt sich erst alsdann denken, wenn alles wieder ruhig, und das obrigkeitliche Ansehen so befestiget ist, daß über den Beweggrund zu solchen Schritten kein Zweifel mehr stattfinden kann.“ — Nun erfolgt aber in solchen Fällen immer eines von zweien: entweder das Volk dringt mit Gewalt durch, und die bisherige Ordnung der Dinge stürzt zusammen; oder die alten Machthaber behalten die Oberhand; und dann kann man sich darauf verlassen, daß an wirkliche, ernstlich gemeinte Abstellung der gerechtesten Volksbeschwerden so wenig mehr gedacht wird als an den Mann im Monde.

Sinibald. Sie setzen, wie ich sehe, ein ziemlich geringes Vertrauen in die Weisheit und Güte der Väter des Vaterlandes.

Egbert. Ich rede mit dem Herzen in der einen Hand, und mit der Fackel der Erfahrung in der andern. Oder sollten Sie mir auch nur ein einziges Beispiel des Gegentheils anführen können? — Nur ein einziges, lieber Sinibald!

Sinibald. Sie sind sehr bescheiden; und doch sollte mir's schwer fallen —

Egbert. Das will ich glauben!

Sinibald (lächelnd). Ich habe ein ziemlich ungetreues Gedächtniß; es wäre nicht billig, aus meiner Verlegenheit einen Schluß zum Nachtheil eines dritten zu ziehen.

Egbert. Wie schwach auch Ihr Gedächtniß seyn möchte, hätten Sie je ein solches Beispiel erlebt, so würden Sie es, gerade um der Seltenheit willen, nie wieder vergessen haben. — Aber, Scherz bei Seite, Sie wissen ja so gut als ich, wie

es in solchen Fällen zu gehen pflegt. Da sind immer so viele dringendere Geschäfte abzuthun — mit diesem hat es noch Zeit; es wird also indessen an den berüchtigten Nagel, der so vieles tragen muß, gehängt, und geräth mit zehntausend andern, woran weder dem Referenten noch dem Richter etwas gelegen ist, unvermerkt in Vergessenheit. Oder kommt es ja durch irgend einen Zufall wieder zur Sprache, so finden sich, bei näherer Untersuchung der Sachen, so viele Häkchen, so viele Schwierigkeiten, die immer verwickelter und knotiger werden, je mehr man sich mit ihrer Auflösung zu schaffen macht. Und da es inzwischen an neuen und dringendern Geschäften nie fehlen kann, so kommt, natürlicher Weise, jenes verhaßte, womit sich niemand gern beladen läßt, abermal an den wohl besagten Nagel, und bleibt nun so lange hangen, bis das Volk endlich die Geduld verliert, und die erste beste Gelegenheit ergreift, sich selbst Hülfe zu schaffen.

Sinibald. Das mag wohl der gewöhnliche Gang der Sachen gewesen seyn, als die Welt noch (wie der berühmte Schwedische Kanzler Oxenstierna sagte) durch ein minimum sapientiae regiert wurde. Aber andere Zeiten, andere Maßregeln. Seit dem Jahre 1798 reicht das Minimum nicht mehr zu, und das daher entstehende Deficit würde durch die Mittel, wodurch der Despotism allmächtig zu seyn wähnt, nur schlecht und unsicher gedeckt werden.

Egbert. Diese Mittel reichen doch wenigstens eine Zeit lang aus; und das ist's, was die Gewalthaber, in den sogenannten Republiken so gut und noch mehr als in monarchischen Staaten, zu täuschen pflegt. Es hat so lange gehalten, denkt man, warum sollt' es nicht wenigstens noch halten so lange wir leben? Unsre Nachfolger mögen dereinst

sehen, wie sie zu rechte kommen; das ist dann ihre Sache, und mag auch ihre Sorge seyn!

Sinibald. Der Fehler ist nur, daß diese Art zu rechnen so unsicher ist. Wenn nun unser baufälliges Haus unsern Nachfolger nicht abwartet, sondern über uns zusammenfällt, während wir es selbst noch bewohnen, wie dann? Auch mit dem mäßigsten Antheil von Klugheit wird kein Regent sich mehr auf solche Maximen verlassen. Kurz, nur durch so viel Gerechtigkeit und Weisheit, als Menschen von Menschen zu fordern berechtigt sind, kann ein Staat, was auch seine Verfassung sey, künftig zu bestehen hoffen. Wer diese Ueberzeugung nicht als den einzigen reinen Gewinn aus den Ereignissen der letzten zehn Jahre gezogen hat, der mag auf seine Gefahr den Versuch noch einmal machen, und sehen, wie weit er kommt und wie lang' es geht! Die Menschheit ist in der Laufbahn, die ihr die Natur angewiesen hat, binnen etlichen Jahrtausenden merklich vorwärts geschritten. Zehn, zwanzig, dreißig Millionen Menschen in Einem Staate lassen sich nicht länger als eben so viele moralische Nullen behandeln. Immerhin mag der größere Theil dieser Millionen, in gewissem Sinne, als unmündig anzusehen seyn; aber sie haben den allgemeinen Menschenverstand zum Vormund, und man darf darauf rechnen, daß in Sachen, die das Wohl oder Weh der unendlich größern Mehrheit unmittelbar betreffen, der Ausspruch dieses Vormunds auch die öffentliche Meinung ist. Ich sollte Ihnen vorhin ein Beispiel aus einem andern Fache nennen, und wußte mich in der Eile auf keines zu besinnen: wissen Sie eines, auch nur ein einziges, wo die öffentliche Meinung ungestraft wäre verachtet worden?

Egbert. Meine Geschichtskunde ist sehr eingeschränkt — ich weiß keines anzuführen.

Sinibald. Wie ehrwürdig wird sie also dem Verständigen in jedem Falle seyn, wo es streng erwiesen werden kann, daß die Vernunft selbst für sie entscheidet, oder, was einerlei ist, wo die schärfste Untersuchung der Sache, nach genauester Abwägung aller Gründe für und wider, kein anderes Resultat gibt!

Egbert. Jeder Ausspruch der Vernunft hat die Kraft eines Gesetzes, und bedarf dazu nicht erst öffentliche Meinung zu werden.

Sinibald. Sagen Sie lieber, sollte die Kraft eines Gesetzes haben, und wird sie auch sicher erhalten, sobald er sich als die Meinung der Majorität ankündigt.

Egbert. Das wird sich im neunzehnten Jahrhundert ausweisen.

## X.

# Träume mit offnen Augen.

---

Sinibald. Wie so tiefsinnig, Egbert?

Egbert. Kaum darf ich's Ihnen gestehen. Sollten Sie wohl glauben, daß ich mir schon eine ganze Stunde lang Mühe gebe, mich eines Traumes zu erinnern, den ich diesen Morgen geträumt habe? — Lachen Sie immerhin, Sinibald! Es war wirklich ein schöner Traum; und wenn ich ein Sultan wäre, ich geriethe in große Versuchung, wie König Nebukadnezar oder Nabukodonosor, alle meine Akademiker und weisen Meister zusammen zu berufen und zu nöthigen, mir vermittelst ihrer Kunst zu sagen was mir geträumt hat.

Sinibald. Sie wissen es also selbst nicht mehr?

Egbert Im Augenblick des Erwachens dachte ich den fliehenden Schmetterling noch bei einem Fittig zu erhaschen; aber er entschlüpfte mir zwischen den Fingern, und wie ich zur Besinnung kam, war alles rein verschwunden. Kaum schwebt mir noch der Haupteindruck, den das Ganze auf meine innern Sinne machte, wie in einem Nebel vor der Stirne.

Sinibald. Das ist Schade! Wenn Sie nur wenigstens ein paar Hauptzüge wieder auffrischen könnten, so ließen sich vielleicht allmählich noch so viel andere nachholen, daß wir am Ende doch etwas Ganzes herausbrächten. Bei einem Traume kommt es auf ein bißchen mehr oder weniger Wahrheit ohnehin nicht an.

Egbert. Bei dem meinigen kam sehr viel auf mehr oder weniger an. In meinem ganzen Leben hab' ich wachend nichts so Vernünftiges, so Zusammengepaßtes, so Systematisches gedacht, als dieser Traum war.

Sinibald. Desto unbegreiflicher, daß Sie ihn vergessen konnten.

Egbert. Vielleicht bloß weil er für ein Gehirn wie meines gar zu vernünftig war. Aber es ist Zeit, daß ich Ihnen ein wenig aus dem Wunder helfe. Sie erinnern sich noch unsers gestrigen Gesprächs. Die Gedankenfolge, die es in mir veranlaßte, bemächtigte sich meiner so stark, daß ich des Phantasirens und Grübelns, was wohl unser armes Vaterland in zwei oder drei Generationen für eine Gestalt gewonnen haben könnte, auch auf meinem Kopfkissen nicht los zu werden vermochte. Unter der wachenden Träumerei über diesen Gegenstand schlummerte ich endlich ein; und es sey nun, daß irgend ein mit der Zukunft vertrauter Genius die Hand dabei hatte, oder daß alles nur ein Spiel der launischen Fee Mab war, genug ich hatte einen der merkwürdigsten Träume, der jemals „durch die ambrosische Nacht" auf die Augenlieder eines Sterblichen herabgestiegen seyn mag. Denn das Sonderbarste war, daß er mit der phantastischen Art, wie Morpheus seine Geschöpfe gewöhnlich gruppirt und in einander mischt, gar nichts gemein hatte. Alles was sich mir darstellte, trug das Gepräge der Wahrheit und Uebereinstimmung mit

den reinsten Vernunftbegriffen; und das einzige Wunderbare bei der Sache (wiewohl es mir im Traum ganz natürlich vorkam) war der Sprung über das ganze neunzehnte Jahrhundert, den ich, ohne es gewahr zu werden, gethan hatte, und die Leichtigkeit, womit ich, wie eine Platonische Psyche, von einem Orte zum andern flog, um die unendliche Menge von Gemälden zu durchmustern, die sich mir in der größten Klarheit und im schönsten Zusammenhang, theils zugleich, theils nach und nach, darstellten, ohne daß ich durch irgend etwas Ungereimtes oder Mißtönendes in dem täuschenden Gefühl gestört wurde, daß alles, was ich sah und hörte, lauter Natur und Wahrheit sey.

Sinibald. Und Sie sollten sich eines Traumes, der so wenig Traum war, gar nicht mehr erinnern können?

Egbert. Wie gesagt, ein gewisser dunkler Totaleindruck ist alles, was mir davon geblieben ist. Nur dessen erinnere ich mich noch ganz lebhaft, daß ich mich mitten in Deutschland befand, und — wiewohl alles darin so gänzlich anders war als es jetzt ist, daß ich mich in einen andern Planeten versetzt hätte glauben sollen — dennoch nicht die geringste Befremdung oder Verwunderung darüber in mir verspürte, sondern mich auf der Stelle so gut in alles zu finden wußte, als ob ich in diesem neuen Germanien geboren und erzogen wäre. Aber, mein guter Sinibald, es war auch ein Land und ein Volk darnach! Das angebauteste, blühendste, volkreichste, policirteste aller Länder, und das vernünftigste, sittlichste, humanste, mächtigste und glücklichste aller Völker. Nur fragen Sie mich nicht wie und wann und durch welche Mittel und Anstalten diese erstaunliche Verwandlung mit uns vorgegangen war; denn davon weiß ich kein Wort mehr.

Sinibald. Seltsam genug! Aber sagten Sie nicht,

alles wäre in Ihrem Traume so systematisch und natürlich zugegangen, daß die Vernunft selbst nicht vernünftiger träumen könnte?

Egbert. So kam es mir wenigstens vor, und dieß ist der stärkste Eindruck, der mir davon geblieben ist.

Sinibald (lachend). Ei so könnten wir ja wohl gar, ohne darum größere Hexenmeister zu seyn als die Zauberer des Königs Nabukodonosor, mit einiger Anstrengung unsers gemeinen Menschenverstandes a priori herausbringen, was Sie geträumt haben?

Egbert. Das läßt sich hören. Es käme auf einen Versuch an.

Sinibald. Allem Ansehen nach haben Sie sich in Ihrem Traume (was freilich außerordentlich selten ist) in einem Zustande befunden, worin das, was wir unsern Geist nennen, von den Banden der gröbern Sinnlichkeit entfesselt, in Wahrheit, Ordnung und Harmonie wie in seinem eigenthümlichen Elemente lebt und webt; und daher kam es ohne Zweifel, daß Ihnen die Verwandlung unsers armen Germaniens in ein Reich der Vernunft und Humanität so natürlich und unbefremdlich vorkam.

Egbert. Es muß wohl so etwas gewesen seyn. Denn dessen bin ich gewiß, trüge sich diese Verwandlung durch einen Schlag mit Urgandens Zauberstab vor unsern Augen zu, wir würden uns vor Erstaunen kaum zu fassen wissen.

Sinibald. Merken Sie nicht, Freund Egbert, daß wir unversehens auf den Weg gerathen, eine hübsche Satyre auf unser liebes Vaterland zu machen? Gute Bürger zu seyn, ist, nächst der Pflicht gute Menschen zu seyn, die erste unsrer Pflichten, und ein guter Bürger soll ja (sagt man uns) immer

mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens zufrieden seyn.

Egbert. Gestehen Sie, Sinibald, daß es Fälle gibt, wo diese Pflicht einem ehrlichen guten Bürger ziemlich sauer gemacht wird. Mein Traum und wenn er auch noch in aller seiner Glorie vor mir stände, soll mich zwar nie dahin bringen, etwas gegen die Ruhe meines Vaterlandes zu unternehmen: aber daß wir mit sehenden Augen blind seyn sollen, kann doch auch nicht von uns gefordert werden; und wenn wir nun einmal nicht verhindern können, zu sehen daß es nicht gut mit uns steht, warum sollten wir über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, wie es besser stehen könnte, nicht wenigstens denken dürfen? Die Inhaber des berühmten Minimums, wodurch die Welt regiert wird (wie man sagt), werden uns zwar schwerlich zu Rathe ziehen, wenn über lang oder kurz die Rede davon seyn sollte, der ehemals so braven, so mächtigen, für die erste in Europa anerkannten, Deutschen Nation wieder auf die Beine zu helfen, und durch welche Mittel und Wege sie etwa dazu gelangen könnte, wo nicht ihren vormaligen, doch einen hohen und unanfechtbaren Rang unter den Nationen zu behaupten. Aber warum sollten ein paar Deutsche Biedermänner, die ihr Vaterland lieben und es mit der ganzen Welt ehrlich meinen, sich nicht unter vier Augen mit einem Traum, oder (was auf das nämliche hinausläuft) mit einer Platonischen Idee unterhalten dürfen, wie eine so wünschenswürdige Veränderung am leichtesten und zweckmäßigsten zu bewerkstelligen seyn möchte?

Sinibald (lächelnd). Man sollte wirklich meinen, es könnte nichts unschuldiger seyn — und nichts einfältiger dazu. Denn da wir, um etwas Zweckmäßiges und Folgerechtes herauszubringen, uns schlechterdings die ewige Bedingung aller

Utopienschöpfer vorbehalten müssen — „daß uns zugestanden werde, in unsern Einrichtungen an keine andere Regel als an Vernunft und Gerechtigkeit gebunden zu seyn:“ so ist klar, daß unser wachender Traum wenig mehr zu bedeuten haben würde, als der nächtliche, den Sie vergessen haben; und kein Mensch, der bei seinen Sinnen ist, würde sich einfallen lassen, die Ausführung desselben für eine Sache zu halten, womit die Verwalter des vorerwähnten Minimums sich nur einen Augenblick befassen möchten. Wenn wir ihn also auch in der beliebten Form eines Taschenbuchs mit Küpferchen von Chodowiezky oder Kohl herausgäben, oder von Bänkelsängern auf allen Messen und Jahrmärkten im ganzen Deutschen Reich absingen ließen, so könnte doch jedermann vollkommen ruhig darüber seyn, daß, in den drei nächsten Generationen wenigstens, keine merkliche Aenderung im Laufe der Welt dadurch verursacht würde. Und das ist doch alles, was die Herren wollen, denen so bang ist, die Menschen möchten endlich gar zu vernünftig werden.

Egbert. Damit hat es, Gott Lob! noch keine Noth. Je mehr jemand selbst vernünftig ist, desto vollständiger sieht er ein, daß der Gedanke, eine ganze Nation im buchstäblichen Wortverstande vernünftig zu machen und auf den vernünftigsten Fuß zu setzen, der abenteuerlichste Einfall wäre, der sich jemals in den Gehirnkasten eines politischen Schwärmers verirren könnte. Aber —

Sinibald. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen ins Wort falle. Es ist Zeit, daß wir von einer der ernsthaftesten Sachen — ernsthaft reden. Was Sie da gesagt haben, gehört, dünkt mich, unter die praktischen Gemeinsprüche, deren man täglich so viele hört, die, ihrer vermeinten Klarheit wegen, ohne Untersuchung und Beweis für ausgemacht angenommen

werden, und die man einander schon wer weiß wie lange so herzhaft nachgesprochen hat, daß wer so etwas (wie es von Ihnen, mein Freund, ohne Zweifel jetzt gemeint war) in ironischem Sinn in irgend einer vermischten Gesellschaft vorbrächte, sicher darauf rechnen könnte, daß die meisten, wo nicht alle, dabei aussehen würden, als ob eine große und unläugbare Wahrheit damit gesagt worden sey. Es ist eines von den breiten bequemen Feigenblättern, womit wir unsre Blöße so gern zu decken pflegen; und vor allen befinden sich unsre politischen Vormünder wohl dabei, weil es ihnen ihr mühsames Amt in der That so sehr erleichtert, daß die Maschine, vermittelst dieses einzigen Postulats, beinahe von selber geht, und der beliebten Willkür in allem, was nicht schlechterdings mechanisch zu behandeln ist, ein desto freierer Spielraum gelassen wird. Indessen wäre nichts leichter, als sich zu überzeugen, daß das vermeintliche Axiom ein bloßer Taschenspielerkniff der Einbildungskraft ist, die einen weit entfernten Moment — mit Ueberspringung aller dazwischen liegenden, welche zusammengenommen die nothwendige Bedingung seines Werdens sind — unmittelbar an den gegenwärtigen rückt, und uns dann die augenscheinliche Unmöglichkeit sehen läßt, daß — aus Nichts Etwas werden könnte, oder daß eine Sache nicht unmöglich seyn sollte, so lange man darauf beharret, nichts von allem dem zu thun, wodurch sie möglich werden könnte. Die ganze Täuschung läuft am Ende auf den bekannten Vexierschluß des Sophisten Eubulides hinaus, vermöge dessen entweder ein einziges Sandkorn einen Haufen macht, oder zehntausend Millionen Sandkörner keinen. Die Zeit zwischen dem gegenwärtigen Moment und demjenigen, da alle Europäischen Völker zum vollständigen Gebrauch ihrer Vernunft gelangt und auf einen durchaus vernünftigen Fuß

gesetzt seyn werden, besteht wahrscheinlich aus einer ziemlich langen Folge von Momenten. Man argumentirt also so: „wenn eine Nation in diesem Augenblick noch nicht vernünftig ist, so wird sie es in dem nächstfolgenden eben so wenig seyn; nun hat aber jeder Augenblick einen nächstfolgenden; folglich wird sie nie vernünftig seyn, oder sie müßte es in einem Augenblick werden können.“ — Ist es nicht kläglich, daß Spinneweben, die nicht um einen einzigen Faden haltbarer sind als dieser Schluß, die Wirkung eiserner Riegel und Hemmketten thun, und jeder ernstlichen Verbesserung den Zugang sperren sollen? Wir gleichen jenem Horazischen Bäuerlein, das geduldig am Flusse stehen blieb, und warten wollte bis er abgeflossen wäre. Warum greifen wir das Werk nicht lieber frisch an, da wir doch gezwungen sind zu sehen, daß es über lang oder kurz geschehen muß? Warum, da es doch ausgemacht ist, daß es nicht eher besser in der Welt werden kann, bis die Menschen vernünftiger sind, warum werfen wir den Fortschritten der Vernunft vorsetzlich alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg? Warum lassen wir's uns so angelegen seyn, ihre wohlthätigen Strahlen aufzufangen und auf alle mögliche Weise unkräftig zu machen? — Wenn einem Volk in jedem Jahrzehnt nur Ein schädlicher Irrthum benommen, nur Eine heilsame Wahrheit beigebracht würde; wenn während jeder Generation nur zwei grobe Mißbräuche abgestellt und zwei gemeinnützige Anstalten getroffen würden: wie weit würde ein solcher Staat binnen hundert Jahren schon vorgerückt seyn! Freilich kommt man mit Einem Schritte nicht weit, und unsre selbstsüchtige Ungeduld möchte gern auf einmal am Ziele seyn; die natürlichen Mittel, wiewohl die einzigen, wodurch der große Zweck der Natur erreicht werden kann, gehen uns zu langsam, und

weil wir nicht zugleich pflanzen und Früchte lesen können, pflanzen wir lieber gar nicht. Aber der Drang der Nothwendigkeit wird dem stillen Einfluß der unvermerkt zunehmenden Aufklärung über unser wahres Interesse immer mehr zu Hülfe kommen; was die Vernunft nicht erhalten konnte, wird das gebieterische Gefühl erzwingen. Wir werden den gemeinen Menschenverstand, bei welchem der einzelne Mensch in allem seinem Thun und Lassen sich so wohl befindet, endlich auch auf die großen Angelegenheiten, die über Glück oder Elend ganzer Völker entscheiden, anwenden lernen. Das Alte, das einst gut war, aber unter gänzlich veränderten Umständen seinem Zweck nicht mehr entspricht, oder ihm wohl gar hinderlich ist, wird neuen Einrichtungen Platz machen, welche die Zeit fordert und die Klugheit gut heißt; kurz — auf welchem Wege und durch welche Mittel es auch geschehen mag — ich sehe eine Zeit vorher, wo unsre Nachkommen ein Mährchen zu hören glauben werden, wenn man ihnen erzählen wird, wie es im Jahre 1798 um ihre Vorfahren gestanden habe.

Egbert. Da sind wir ja auf einmal wieder bei unserm Traume — und nun lasse ich Sie nicht eher los, Sinibald, bis Sie sich Ihres Versprechens erlediget haben.

Sinibald. Hoffentlich ist es nicht Ihr Ernst, lieber Egbert, auf der Bewerkstelligung eines Einfalls zu bestehen, der nicht im Ernst gemeint seyn konnte. Wir haben der Utopien, Severambien, Mezzoranien, unbekannten Inseln und Planetenwelten schon so viele, und sie sehen einander, vermöge der Natur der Sache, so ähnlich, daß ich mir keine langweiligere und unnützere Beschäftigung denken kann, als sich hinzusetzen und auch so ein Weltchen aufzustellen, wo alle Leute vernünftig sind, der ganze Staat vernunftmäßig einge-

richtet ist, und Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, alles so vernünftig zugeht, daß wir andern vom Weibe gebornen, unter Wahnbegriffen, Vorurtheilen und bösen Beispielen erwachsenen, leidenschaftlichen, sophistisirten und egoistischen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts schlechterdings nichts damit anzufangen wissen. Ich laß es gelten, daß es etwas sehr Angenehmes seyn mag, wenn einem so ein Ideenland im Traume vorgestellt wird; aber wie eitel ein solches Vergnügen ist, sehen Sie aus Ihrer eigenen Erfahrung. Denn warum war Ihr schöner Traum, sobald Sie erwachten, auf einmal so gänzlich aus Ihrer Seele verschwunden, als weil er mit der Welt, worin wir wachen, so wenig gemein hatte?

Egbert Und dennoch behaupteten Sie selbst nur erst vor wenigen Augenblicken, unsre Nachkommen würden eine Zeit erleben, wo sie so viel vernünftiger seyn, und alles um sie her so viel besser stehen würde, daß die Geschichte unsers dermaligen Zustandes ihnen ein Mährchen — und vermuthlich meinten Sie ein sehr albernes Mährchen — scheinen würde.

Sinibald. Eben darum, weil ich dieses Glaubens bin, lieber Egbert, gebe ich mich nicht gern weder mit Platonischen Republiken überhaupt, noch mit Vorschlägen, wie dieser oder jener dermalen noch bestehende, oder wenigstens noch nicht ganz zusammengestürzte Staat umzuschaffen seyn möchte, ab. Jene sind zu idealisch, um irgend einen praktischen Gebrauch zuzulassen; und mit diesen läuft man immer Gefahr mehr Unheil als Gutes zu stiften.

Egbert. Wie sollte das zu besorgen seyn, wenn der Urheber eines solchen Entwurfs wirklich reine Absichten hat, und mit Vernunft, Klugheit und gehöriger Sachkenntniß dabei zu Werke gegangen ist?

Sinibald. Nichts ist leichter und unverfänglicher, als lauter unfehlbare Orakel der Vernunft von sich zu geben, so lang' es um nichts weiter zu thun ist, als ihre allgemeinsten Gesetze auf bloß idealische Wesen unter selbstbeliebigen Umständen anzuwenden. Aber sobald es darauf ankommt, den Gebrechen eines wirklichen Staats abzuhelfen, oder wohl gar (wenn nicht anders zu helfen ist) seine ganze Verfassung umzuschaffen: da dringen von allen Seiten Heere von Schwierigkeiten hervor, wovon ein ehrlicher Utopienmacher, dem seine Arbeit so hurtig und gemächlich von der Hand geht, sich wenig träumen läßt. Hier haben wir es nicht mit personificirten Begriffen, sondern mit wirklichen Menschen zu thun; hier arbeiten wir nicht in einem weichen, allen möglichen Formen sich anschmiegenden Gedankenstoffe, sondern in der härtesten, sprödesten, unbildsamsten aller Materien, in einer Masse von Vorurtheilen, Trieben und Leidenschaften, die aller Einwirkung der reinen Vernunft hartnäckig widersteht; hier sind alle Umstände gegeben; hier setzt sich alles, was schon da ist, allem, was erst gemacht werden soll, entgegen. Was mit unsäglicher Mühe und Gefahr für das gemeine Beste errungen werden kann, besteht immer nur in einzelnen Siegen, nach blutigen und bei jedem Schritt erneuerten Kämpfen. Jeder leidet zwar, nach seiner Art, unter den gemeinschaftlichen Uebeln; jeder möchte sich selbst von ihnen befreit und im vollen Genusse der entgegengesetzten Vortheile sehen: aber niemand will die Mittel dazu hergeben, niemand dem allgemeinen Besten auch nur das geringste Opfer bringen. Der Solon, der unter so ungünstigen Bedingungen, bei einem so ungeheuren Widerstand mit einer so abschreckenden Aussicht in den Erfolg seiner Bemühungen, dennoch den Gedanken fassen könnte, einem solchen Staat eine bessere Einrichtung vorzuschlagen,

müßte schon im voraus wohl zufrieden seyn, wenn das Ganze, anstatt das Gepräge der Vollkommenheit erhalten zu haben, am Ende nur wenigstens um etwas besser ausfiele, als es war, da jedermann seine Unhaltbarkeit eingestand, und die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umbildung zu erkennen gedrungen war. — Aber dieß sind noch nicht alle Schwierigkeiten eines solchen Geschäftes. Eben darum, weil es, seiner Natur nach, immer nur wahrscheinliche Schlüsse und nahezu eintreffende Berechnungen gestattet, kommt es dabei nicht sowohl auf die Aussprüche der allgemeinen Vernunft, als auf den Grad des Verstandes, die Tiefe der Einsichten, die Klarheit und Schärfe des Ueberblicks bei denjenigen an, die an einem solchen Werke arbeiten sollen. Der kleinste Mißgriff, ein nicht tief genug geschöpfter Begriff der Sache, ein zu einseitiges Urtheil, ein zu rascher Schluß, kann von den nachtheiligsten Folgen seyn. Wie hell und wohl geordnet auch der Kopf eines Mannes seyn mag, immer bleibt er, auch bei der größten Wachsamkeit über sich selbst, den Täuschungen der Einbildung, des Gefühls und der geheimen Triebfedern des Herzens so gut unterworfen als ein anderer; und tägliche Erfahrungen lehren uns, daß der redlichste Wille einen in die tausendfach verschlungenen Verhältnisse und Schwierigkeiten des höhern Lebens verwickelten Menschen nicht immer sicher stellen kann, daß er nicht gegen seine Absicht Unheil anrichtet, indem er vielleicht das Beste zu thun glaubt.

Egbert. So daß also aus diesem allem folgte, die sicherste Partei, die ein weiser Mann nehmen könne, sey, alles gehen zu lassen wie es kann, und zu Beförderung dessen, was doch (Ihrer eigenen Theorie zufolge) der letzte Zweck der Natur mit dem Menschengeschlecht ist, gar nichts zu thun?

Sinibald. Die sicherste Partei ist es allerdings, und

zugleich die bescheidenste — es wäre denn, daß Stand und Beruf uns das Gegentheil zur unerläßlichen Pflicht machten.

Egbert. In einem Schiffe, das unterzugehen droht, hilft retten, wer Kopf und Hände hat. Wenn das Vaterland in augenscheinlicher naher Gefahr schwebt, ist es, dnükt mich, Standespflicht eines jeden guten Bürgers, alles ihm Mögliche zu Abwendung derselben beizutragen; ich kenne keinen allgemeinern und dringendern Beruf. Warum sollte die warnende oder aufweckende Stimme eines unbedeutenden Privatmannes in solchen Fällen nicht wenigstens eben so gute Dienste thun können, als einst das Geschnatter der Gänse der Juno im Capitol beim nächtlichen Ueberfall der Gallier?

Sinibald. Ueber diesen Punkt bin ich völlig Ihrer Meinung. Wiewohl ich mir nie Weisheit genug zutrauen werde, den Plan zu einer bessern Verfassung Germaniens zu entwerfen, so bin ich doch von der dringenden Nothwendigkeit einer solchen Verbesserung zu innig überzeugt, als daß ich nicht wünschen sollte, diese Ueberzeugung allen denen mittheilen zu können, deren vereinigter Wille, von ungeheucheltem Eifer für die Ehre des Deutschen Namens und das allgemeine Beste belebt und von den Grundsätzen der allgemeinen Gerechtigkeit geleitet, das große Werk, wovon unsre Rettung abhängt, zu Stande bringen könnte.

Egbert. Es scheint mir kaum denkbar, daß auch nur ein einziger unsrer Fürsten, Großen und Edeln dieser Ueberzeugung erst noch bedürftig wäre. Die Gefahr ist zu nahe, die Noth zu dringend, das Schwert, das an zwei oder drei Faden über uns schwebt, zu sichtbar, als daß sich noch jemand mit dem schlauen Einfall des Straußes sollte helfen wollen, der, wenn er dem Jäger nicht entgehen kann, seinen kleinen Kopf ins Gras steckt, in der Meinung, daß der Jäger,

den er selbst nicht mehr sieht, nun auch ihn nicht mehr sehen werde.

Sinibald. Es gibt freilich allerlei Arten überzeugt zu seyn. Ich denke aber, auch hier gelte der Spruch: zeige mir deinen Glauben in deinen Werken! Wie fern oder wie nahe die Zeit ist, da wir die Werke sehen werden, die eine natürliche Folge jener Ueberzeugung (wenn sie vorhanden wäre) seyn müßten, weiß ich nicht: aber ich zweifle nicht daran, daß sie endlich kommen wird.

Egbert. Sie sind starkgläubiger als ich Ihnen zugetraut hätte.

Sinibald. Der Grund meines Glaubens ist, weil diese Zeit kommen muß; weil es unmöglich ist, daß, während die ganze Welt um uns her eine neue Gestalt gewinnt, und beinahe alle vormaligen Verhältnisse sich zu unserm Nachtheil geändert haben, wir allein, der Natur der Dinge zum Trotz, uns einbilden sollten, ewig bleiben zu können wie wir sind.

Egbert. Wollte Gott, wir hätten keine dringenderen Ursachen zum Bauen, als weil alle unsre Nachbarn sich neue Häuser gebaut haben! Aber mich dünkt, wir befinden uns in dem Falle, den alten, schon so lange baufälligen und beinahe aus allen seinen Fugen gekommenen Gothischen Palast unsrer Väter auf den ersten kräftigen Stoß über unsern Köpfen zusammenstürzen zu sehen; und das ist doch keine Sache, die man ruhig abwartet, wenn es nur von uns abhängt, dem Unglück zuvorzukommen.

Sinibald. Das ist es eben, was ich meinte, und worauf sich mein Glaube gründet.

Egbert. Möchten nur die vielen Baumeister, die zur Sache zu reden haben, sich recht bald über einen Plan, womit Allen geholfen wäre, vereinigen können!

Sinibald. Mit Bedacht zu eilen kann immer nichts schaden; wiewohl mir die Gefahr nicht so gar nahe scheint, daß man sich zu übereilen genöthigt wäre.

Egbert. Unter uns, Sinibald — da Sie doch überzeugt sind, daß über lang oder kurz eine wesentliche Veränderung mit uns vorgehen müsse, wie stellen Sie sich vor, daß sie sich machen werde?

Sinibald. Ich sehe nur drei mögliche Fälle. Der erste und unglücklichste wäre eine gewaltsame Umwälzung, nach Art der Französischen, oder der Venezianischen, Helvetischen und Römischen; der andre, wenn uns Polens Schicksal träfe; der dritte, allein wünschenswürdige, wenn unsre Amphiktyonen friedlich und schiedlich übereinkommen könnten, die Verfassung Germaniens den vorliegenden Umständen, dem Geist der Zeit, und dem Drang der neuen auswärtigen Verhältnisse gemäß, umzubilden. Den ersten Fall — wie unwahrscheinlich es auch in jeder Betrachtung ist, daß er sich jemals ereignen könne — wird doch niemand für unmöglich erklären, der nicht schon wieder vergessen hat, was für unglaubliche Dinge uns ihre Möglichkeit seit zehn Jahren dadurch bewiesen haben, daß sie wirklich geworden sind. Im zweiten würde, wenn übrigens alles auch noch leidlich genug abliefe, der einzige Umstand schon unerträglich seyn, daß Deutschland aus der Reihe der Staaten verschwinden, und der Deutsche Name in weniger als funfzig Jahren nicht mehr genannt werden würde. Im ersten Falle würde das ganze Elend eines gesetzlosen anarchischen Zustandes wahrscheinlich in einem noch viel fürchterlichern Grade über uns kommen als Frankreich es erfahren hat, und nachdem wir alle Drangsale und Gräuel eines zweiten dreißigjährigen Krieges durchgelitten hätten, käme doch wahrscheinlich am Ende nichts heraus, was die Zerstörung und Verwü-

stung so vieler blühenden Städte und Länder, den gewaltsamen Tod etlicher hunderttausend Menschen, und das jammervolle schmachtende Leben der übrigen nur einigermaßen vergüten könnte. Alle einzelnen Kräfte, die eine solche Zeit hervorrufen und zum Heil des Ganzen in Bewegung setzen könnte, würden, wie groß sie auch an sich seyn möchten, an den unübersteiglichen Hindernissen, die sich ihrer Thätigkeit entgegenthürmten, unmächtig abprallen und zerschellen; das Deutsche Reich würde zuletzt doch, in Stücken zerrissen, als Beute oder Entschädigung unter die zwei oder drei Mächte vertheilt werden, welche Stärke genug hätten, eine so fürchterliche Krise zu überleben. Allen Umständen und Verhältnissen nach, ist der dritte Fall, den ich als möglich angenommen habe, das einzige Mittel, diese Katastrophe zu verhüten, die, wofern sie auch durch andere Maßregeln noch eine Zeit lang aufgehalten werden kann, über lang oder kurz unser endliches Schicksal seyn muß.

Egbert. Auf der Weisheit und Eintracht unsrer Amphiktyonen also ruhet Ihre ganze Hoffnung, guter Sinibald? — Wohl! — Und wie denken Sie sich ungefähr die neue Form, die wir auf diesem Wege bekommen könnten?

Sinibald. Sie bestehen also schlechterdings darauf, daß ich Ihnen mit offnen Augen einen patriotischen Traum verträumen soll? Nun wohlan denn, Sie sollen Ihren Willen haben! — Nur muß ich Sie bitten, mich der Mühe zu überheben, daß ich immer die Beweggründe und Vortheile meiner Einrichtungen beifüge; denn beide sind so beschaffen, daß sie Ihnen, bei der kleinsten Aufmerksamkeit, von selbst in die Augen springen müssen. — Ohne weitere Vorrede also legen wir zum Grunde, daß von einer Deutschen Republik nach

Neufränkischer Art und Kunst nie die Rede seyn kann noch soll. Deutschland war von jeher eine Republik, aber auf seine eigene Weise. Seit uralten Zeiten bestanden wir aus einer Menge größerer und kleinerer von einander unabhängiger Völkerstämme; von jeher hatten wir Herzoge und Aedelinge (d. i. Aristen, oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, Aristokraten); von jeher war jeder Deutsche Mann ein frei geborner Mann. Dabei soll, muß und wird es bleiben! Zwar hatten unsre rohen Vorfahren zu Hermanns Zeiten auch Leibeigene: aber, daß weder ihr Beispiel, noch barbarische Gewohnheiten, die endlich zu Gesetzen wurden, gegen die Grundverfassung der menschlichen Natur gültig seyn können, versteht sich von selbst. Nicht alle können einander gleich seyn; aber keiner darf als Eigenthum des andern behandelt werden; nicht alle können regieren, aber kein Mensch darf jemals eines andern Menschen Knecht, Diener oder Unterthan seyn, als vermög' eines freiwilligen Vertrags, der dem einen, nach seiner Weise, so nützlich ist als dem andern. Dazu muß es kommen, wo es noch nicht ist!

Dieser ersten Grundbedingung füge ich, mit Ihrer Erlaubniß, eine zweite bei, die sich, wofern unsre Umgestaltung kein Werk der Gewalt, sondern der Vernunft und freien Wahl des Bessern seyn soll, ebenfalls von selbst versteht. Niemanden soll eine Aufopferung zugemuthet werden, die keinen andern Grund und Zweck hätte, als die Mächtigen noch mächtiger zu machen: aber, wo das Heil und die Wohlfahrt des Ganzen ein Opfer fordert, da sollte man billig von dem guten Genius unsrer Zeit das moralische Wunder erwarten dürfen, daß Institute, die ihre gegenwärtige Gestalt erwiesenen Mißbräuchen zu danken haben, entweder auf den Geist ihrer ersten Einsetzung zurückgeführt, oder von denen

selbst, deren Privatvortheil ihre Beibehaltung fordert, großmüthig aufgegeben werden sollten.

Egbert. Seitdem wir sogar den Papst, ohne daß sich auch nur Eine Hand in der katholischen Christenheit zu seinem Schutz geregt hat, in einem Augenblick aller seiner weltlichen Macht und Herrlichkeit beraubt, dahin gebracht sehen, mit demjenigen, den er vorstellte, in buchstäblichem Sinne sagen zu müssen, „mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ und, „des Menschen Sohn hat nicht wo er sein Haupt hinlege,“ seitdem (sollte man allerdings denken) hätte sich kein katholischer Seelenhirt, geschweige irgend ein klösterlicher Archimandrit über Unrecht zu beklagen, wenn er, aller weltlichen Sorgen entbunden, in die verdienstvolle Lage gesetzt würde, der Erfüllung der unendlich wichtigern Obliegenheiten seines geistlichen Standes und Amtes seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Aber, Sie wissen wie wir Menschen sind — zumal wenn wir solche Rechtsgründe für unsre Besitzthümer und Vorrechte anzuführen haben, wie unsre geistlichen Fürsten und Herren.

Sinibald. Nach dem was mit Polen und Venedig vorgegangen ist, Egbert, werden Sie hoffentlich auf diesem Grunde nicht bestehen wollen?

Egbert. Vergessen Sie nicht, Sinibald, daß bloße Macht hier nichts entscheiden darf.

Sinibald. Das soll sie auch nicht. Aber wenn nicht nur die öffentliche Meinung für eine gewisse Maßnehmung spricht, sondern die Erhaltung eines ganzen Reichs von ihr abhängt? — Können Sie in Abrede seyn, daß die Zerstückelung unsrer Nationalmacht in eine so ungeheure Menge kleiner Staaten die wahre Ursache unsrer Schwäche ist? einer Schwäche, für die doch wohl, nach Abtretung des linken

Rheinufers an die sechsjährige Französische Republik, kein weiterer Beweis gefordert werden wird? Nicht, als ob wir diesen bittern Kelch bei uns hätten vorbeigehen lassen können; aber daß wir es nicht konnten! — Uebrigens belieben auch Sie nicht zu vergessen, daß ich jetzt bloß, so zu sagen, in die Seele unsrer Amphiktyonen dichte. Wenn also (wie ich, als einen an sich nicht unmöglichen Fall, voraussetze) die Majorität derselben jemals auf den Gedanken käme, „um das Deutsche Reich in eine solche Verfassung zu setzen, daß es seine Unabhängigkeit und Würde behaupten, und seine noch immer sehr großen Kräfte zu seiner Selbsterhaltung und möglichsten Vervollkommnung zweckmäßig anwenden könne, müßte einerseits die Zahl der unmittelbaren Landesregenten beträchtlich vermindert, andrerseits den Regierten (als dem unendlich größern Theil der ganzen Nation) eine gesetzmäßige immerwährende Repräsentation zugestanden werden" — was meinen Sie, daß Vernunft und gesunde Politik dagegen einzuwenden hätte?

Egbert. Ich muß gestehen — wenig oder nichts.

Sinibald. Das sollt' ich denken! oder Sie müßten, was freilich in solchen Fällen gewöhnlich ist, mit Sophismen fechten und Vorurtheile zu Grundsätzen machen wollen. — Aber, da Sie mich doch einmal zum Träumen genöthigt haben, so lassen Sie mich nun ungestört fortfahren. — Wenn also ferner unsre besagten Amphiktyonen sich über lang oder kurz vereinigten, die Landeshoheit zu einem ausschließlichen Vorrechte der noch bestehenden altfürstlichen Häuser zu machen, alle übrigen Fürsten, Grafen und Herren aber, zwar bei ihren Titeln, Ehren und Würden sowohl als im Besitz ihrer Domänen und Familiengüter, allenfalls auch der niedern Gerichte, zu lassen, sie aber der Landesregierung und der damit ver-

bundenen Ausgaben auf immer zu überheben; folglich auch die Bischöfe und Reichsprälaten, jene auf die geistliche Regierung ihres Sprengels, diese auf die Aufsicht über ihre Conventualen zu beschränken: glauben Sie, daß gesunde Vernunft und Politik viel Erhebliches gegen einen solchen Amphyktionenschluß aufbringen könnten?

Egbert. Wenigstens bin ich versichert, daß er die öffentliche Meinung gänzlich auf seiner Seite hätte.

Sinibald. Damit aber auch der Nation damit gedient sey, werden meine Amphiktyonen, wie ich nicht zweifle, in ihrer besagten Weisheit und Eintracht für gut finden, zu Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des gesammten Reichs eine dem großen Zweck der allgemeinen Sicherheit und des möglichsten Nationalwohlstandes angemessene neue Einrichtung zu treffen. Ich getraue mir nicht zu bestimmen, wie vielerlei Entwürfe einer solchen Staatsverfassung möglich sind, und welcher wohl unter den möglichen der beste seyn dürfte: indessen, da wir uns doch einmal so etwas träumen lassen wollen, wie gefiele Ihnen allenfalls der folgende? — Die gesetzgebende Gewalt bliebe, wie bisher, nur mit einer billigen Modification zu Gunsten des dritten Standes, bei den gesammten Reichsständen, die in den neu zu bestimmenden Kreisen des Deutschen Reichs angesessen sind. Diese würden in zwei Collegia oder Kammern, wie wir sie einstweilen nennen wollen, abgetheilt. Die erste Kammer bestände aus den Bevollmächtigten der neuen Kreisfürsten, d. i. der sämmtlichen regierenden Herren der altfürstlichen Häuser, und aus einer gleichmäßigen Anzahl von Deputirten, welche von den sämmtlichen neufürstlichen, altgräflichen und altfreiherrlichen (dynastischen) Familien gemeinschaftlich zu ernennen wären; die zweite aus einer bestimmten

Anzahl von Repräsentanten des mittelbaren Landadels, der beibehaltenen Reichsstädte, und der übrigen sämmtlichen Gemeinen des in allen Reichskreisen ansässigen Deutschen Volkes.

Egbert. Ei, ei, Sinibald! wo denken Sie hin? Den Adel mit den Gemeinen auf gleichen Fuß setzen und in Eine Kategorie werfen zu wollen! Auf einen solchen Gallicism haben Sie mich nicht vorbereitet. Das wird nimmermehr angehen, so lang' angeborne Vorurtheile unüberwindlich bleiben!

Sinibald. Sie sehen, ich habe eine sehr gute Meinung von „aller Welt Blut“ — und Menschenverstand. Bis dahin, da von Realisirung meines Traums die Rede seyn kann, muß die Herrschaft des letztern schon sehr befestigt seyn. Ueberdieß gestehe ich dem Adel, wie billig, zwei Vorrechte zu, welche die schwärmerischen Verfechter der Gleichheit, gern oder ungern, sich gefallen zu lassen belieben mögen: nämlich, daß seinen Stellvertretern — die rechte Seite des Versammlungssaals eingeräumt werden, und die Anzahl derselben so groß seyn soll, als die Zahl der Abgeordneten der Reichsstädte und Gemeinen zusammengenommen. Wenn sie damit nicht zufrieden sind, so kann ich ihnen nicht helfen. Sie sehen selbst, Egbert, daß ich, ohne neunundneunzig vom Hundert der ganzen Nation vor den Kopf zu stoßen, den „gebornen“ Herren nicht einen Zoll breit mehr nachgeben kann.

In beiden Kammern wird nach den Köpfen gestimmt, und eine Stimme gilt so viel als die andere.

Die Art und Weise, wie der mittelbare Adel seine Repräsentanten erwählen will, überlasse ich seinem eignen Gutbefinden; den Gemeinen aber müßte eine besondere Wahlordnung vorgeschrieben werden, etwa wie die folgende:

Jeder Reichskreis wird in eine verhältnißmäßige Anzahl

kleiner Districte oder Gauen eingetheilt. In jedem Gau versammeln sich, auf die verfassungsmäßige Einladung des regierenden Kreisfürsten, alle darin angesessenen Hausväter in den Municipalstädten, Marktflecken und wahlberechtigten Dorfschaften an einem bestimmten Sonntage in der Kirche ihres Orts, um nach gehaltnem Gottesdienst einen Wahlmann aus ihrem Mittel zu ernennen.

Egbert. Ohne Unterbrechung, was verstehen Sie unter wahlberechtigten Dorfschaften?

Sinibald. Damit das Landvolk kein ungebührliches Uebergewicht über die Bürger der Städte und Marktflecken erhalte, werden aus den volkreichsten Dörfern eines jeden Gaues nur so viele mit dem Wahlrechte versehen, als nöthig sind, um sie mit jenen auf die gleiche Anzahl zu setzen. An einem andern bestimmten Tage kommen dann die ernannten Wahlmänner in einem ungefähr in der Mitte des Gaues gelegenen Wahlorte zusammen, und erkiesen durch ein sogenanntes heimliches Mehr die Anzahl von Volksrepräsentanten, welche die Constitution für jeden Kreis festsetzen wird. Diese erwählten Vertreter des dritten Standes bleiben ordentlicherweise neun Jahre in Activität, und werden also immer mit Anfang des zehnten Jahres entweder erneuert oder bestätiget, je nachdem ihre Bevollmächtiger mit ihnen zufrieden sind.

Egbert. Diese Einrichtung wird etwas kostspielig seyn; denn die Wähler der Wahlmänner sowohl als die letztern selbst, werden eine Entschädigung für Mühe, Zeitverlust und Aufwand verlangen, und wer sollte diese tragen?

Sinibald. Wie, Egbert? Trauen Sie den patriotischen Deutschen der goldnen Zeit, in welcher alles dieß erfüllt werden wird, so wenig Liebe zum Vaterland, und eine so geringe Schätzung des Werthes der Rechte, die ihnen die

Verfassung einräumt, zu, daß sie nicht diese unentgeltlich auszuüben, und jenem ein so geringes Opfer darzubringen, geneigt seyn sollten?

Egbert. Verzeihen Sie mir meinen Unglauben. Ich weiß nicht, warum mir gerade die alten demokratischen Athener einfallen mußten, die doch auch ein sehr Freiheit liebendes und eitelstolzes Völkchen waren, und sich gleichwohl die Ausübung ihres Souveränetätsrechts jedesmal mit einem baaren halben Kopfstück auf den Mann aus der Staatscasse bezahlen ließen. Aber fahren Sie fort, wenn ich bitten darf.

Sinibald. Die Reichsstände versammeln sich, zufolge eines von dem jeweiligen König in Germanien an sie ergehenden Circulars, ordentlicherweise alle drei Jahre in einer dazu festgesetzten, mitten in Deutschland gelegenen Reichsstadt, und arbeiten fleißig genug, um längstens in vier Monaten wieder auseinander gehen zu können. Von ihren Verhandlungen wird der Nation durch ein officielles Wochenblatt so viel bekannt gemacht, als ihr zu wissen gut und nöthig ist. Demosthenische oder Mirabeauische Reden in dieser hohen Versammlung zu halten, ist nicht erlaubt. Der Deutsche hört sich selbst nicht so gern reden, wie die alten Athener und die neuen Franzosen; und wo weder Leidenschaften zu erregen, noch den Verstand der Zuhörer zu bestechen nöthig ist, da bedarf es keiner prunkenden Beredsamkeit.

Jede Kammer hat ihren eigenen, beide zusammen einen gemeinschaftlichen Geschäftskreis. Die Fürstenkammer z. B. besorgt ausschließlich die aus den Verhältnissen des Reichs mit den übrigen Staaten entspringenden Geschäfte, von deren Beschaffenheit und Erfolg sie den Gemeinen bloß die nöthigste Nachricht gibt. Jedoch darf weder ein Bündniß, noch viel weniger ein Reichskrieg, ohne Beistimmung der letztern be-

schlossen werden. Jene hat überhaupt (jedoch nicht ausschließlich) die sogenannte Initiative zu allgemeinen Reichsgesetzen, und legt bei jeder Reichsversammlung der Kammer der Gemeinen den Etat der Ausgaben vor, welche, gesammten Reichs wegen, von drei Jahren zu drei Jahren zu bestreiten sind; vorausgesetzt, daß keine unerwarteten und dringenden Ereignisse eine außerordentliche Zusammenkunft der Stände nothwendig machen. Die Kammer der Gemeinen hingegen beschäftigt sich ausschließlich mit Untersuchung, Bestimmung und Vertheilung der erforderlichen Auflagen, bei welchen aber immer Rücksicht genommen wird, daß ein Ueberschuß zu Sammlung eines für außerordentliche Ausgaben bestimmten gemeinschaftlichen Schatzes übrig bleibe. Das Reichsschatzamt steht unmittelbar unter ihrer Aufsicht; die Revision der Rechnungen hingegen kommt der Fürstenkammer zu. Die allgemeine Reichspolizei, das Justizwesen, die öffentliche Erziehung, die Beförderung der Künste und Wissenschaften, des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, die Belohnung wichtiger und ausgezeichneter Verdienste um das Vaterland, die zum Behuf des innern und äußern Verkehrs dienlichen neuen Landstraßen und Canäle, die Verschönerung der neuen Hauptstadt, worin außer den andern öffentlichen Staatsgebäuden, welche sie, als der Sitz der höchsten Reichsversammlung, enthalten müßte, dem Könige in Germanien und jedem Kreisfürsten ein eigener Palast von Reichs wegen erbaut und unterhalten würde, alle diese Rubriken, und, mit einem Worte, alles was zum möglichsten Flor des Ganzen nöthig und dienlich seyn wird, macht die Gegenstände der gemeinschaftlichen Berathschlagung und Beschlüsse beider Kammern aus. Jede deliberirt besonders. Die zweite macht ihren Beschluß der ersten förmlich bekannt, und er kann von dieser nicht ohne Anzeige ihrer

Beweggründe verworfen werden; in welchem Falle, wenn die Gemeinen es nöthig finden, so lange zwischen beiden Kammern correspondirt wird, bis sie einverstanden sind. Sollte dieß aber nicht zu bewirken seyn, so ist der König befugt, den Beschluß der Gemeinen durch seinen Beitritt vollgültig zu machen; ein Vorrecht, das, in mehr als einer Rücksicht, eines der kostbarsten Juwele seiner Krone seyn wird. Wenn Mißhelligkeiten zwischen Kreisfürsten entstehen sollten, so vereinigen sich die übrigen zu Bewirkung eines billigen gütlichen Vergleichs. Gelingt es ihnen nicht, so entscheidet ein besonders hierzu niedergesetzter Gerichtshof, dessen Personal der König selbst aus den rechtsgelehrtesten und unbescholtensten Deputirten der zweiten Kammer ernennt, nach den Gesetzen, ohne Appellation. Alle Rechtshändel unter den übrigen höhern und niedrigern Staatsbürgern gehen den gewöhnlichen Gang, der durch ein Grundgesetz über die Gerechtigkeitspflege vorgezeichnet worden ist.

Zur Harmonie des Ganzen wird natürlicherweise erfordert, daß diese gemeinschaftliche Reichsverfassung das Muster der innern Organisation eines jeden der neuen Kreise sey, in welche das ganze Reich, nach der Zahl der altfürstlichen Häuser, abgetheilt worden wäre. Jedem regierenden Kreisfürsten sind Landstände zugeordnet, denen die Bewahrung der gesetzmäßigen Rechte der Staatsbürger, die von ihnen repräsentirt werden, anvertraut ist, welche die etwanigen Beschwerden des Volks vorzutragen schuldig sind, und ohne deren freie Beistimmung der Fürst weder neue Gesetze geben, noch neue Abgaben auflegen kann. Die Landstände bestehen aus den Deputirten der in dem Kreise angesessenen Fürsten, Grafen und Herren, und aus den Repräsentanten des niedern Adels (mit Einschluß aller nicht adeligen größern Landeigen-

thümer), wie auch der Städte, Marktflecken und Dörfer. Jene machen die erste, diese die zweite Kammer aus. Sie sind so organisirt, daß kein Stand, d. i. keine der vier Classen von Staatsbürgern, ein politisches Uebergewicht über den andern hat. Ein engerer Ausschuß derselben versammelt sich jährlich auf eine bestimmte Zeit, alle zusammen gewöhnlich nur alle zehn Jahre. Der Kreisfürst, als der einzige Landesherr im ganzen Kreise, legt alsdann den gesammten Ständen eine Berechnung der ordentlichen Staatsausgaben des Kreises für die folgenden zehn Jahre, die außerordentlichen hingegen dem engern Ausschuß jährlich vor. Außer den Einkünften seiner eigenthümlichen Güter bezieht er eine festgesetzte Summe zu Unterhaltung eines seiner hohen Würde angemessenen Hofstaats, wobei (wie sich von selbst versteht) sowohl die Grundsätze einer guten Staatswirthschaft, als die Kräfte des Landes und die Eigenthumsrechte des Volks das gehörige Maß geben.

Unter den ordentlichen Ausgaben, die jeder Kreis für sich zu bestreiten hat, bezieht sich eine der wesentlichsten auf den Vertheidigungsstand, worin jeder, auf den Fall einer besondern oder allgemeinen Gefahr des Vaterlandes, sich befinden muß. Angenommen, daß die neuen Kreise (deren wenigstens eben so viele herauskommen werden, als vormals waren) einander an Bevölkerung beinahe gleich wären, könnte die Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes in jedem auf dreißigtausend Mann festgesetzt werden, von welchen der dritte Theil, als reguläre Truppen, immer Dienste thun, die andern zwei Drittel aber, als Landmiliz, jährlich zweimal in den Waffen geübt würden. Der Kreisfürst wäre auch zugleich Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht. Bei Besetzung der übrigen Befehlshaberstellen würde, ohne Unter-

schied des Standes, bloß auf persönliche Eigenschaften und wirkliche Verdienste Rücksicht genommen.

Egbert. Ihre neue Verfassung ist dem Adel nicht sehr günstig, wie ich sehe.

Sinibald. Im Gegentheil, ich glaube ihn nicht schöner und ihm selbst vortheilhafter begünstigen zu können, als indem ich ihm durch diese Einrichtung neue Antriebe verschaffe, dem immer unkräftiger werdenden Vorurtheil der Geburt nachzuhelfen, und sich, gleich seinen alten Vorfahren, durch persönliche Vorzüge auszuzeichnen.

Egbert. Sie erwähnten einigemal eines Königs in Germanien. Sie werden Ihre neue Reichsverfassung doch nicht des erhabenen Vorzugs berauben wollen, daß der König der Deutschen zugleich Römischer Kaiser ist?

Sinibald Wem wollen Sie durch diese seltsame Frage ein Compliment machen, lieber Egbert? Zwischen uns beiden geht es doch rein verloren. Was mag wohl Joseph II, da er als Graf von Falkenstein auf dem Capitol stand und die große Hauptstadt seines Kaiserthums übersah, von der Sache gedacht haben? Oder war der gute Römische Kaiser Karl VII, da ihm zu Frankfurt (wie ich vor mehr als 50 Jahren oft genug erzählen hörte) weder Bäcker noch Fleischer mehr auf Borg Lieferung thun wollten, etwa reicher als wenn er Kaiser im Mond geheißen hätte? Es ist, wie Sie wissen, schon lange her, seit die Deutsche Nation dem Himmel dankt, daß ihren Königen die Lust zu Heerzügen nach Italien und Rom vergangen ist. Wie dem aber auch sey, genug, wir haben seit Heinrich I einen König gehabt; der von den Kurfürsten erwählte Römische Kaiser ist in Germanien König; und dabei bleibt es auch in der neuen Verfassung. Auch soll er wahrlich nicht weniger in derselben zu bedeuten haben, als seine Vor=

fahrer seit 1648 in der bisherigen; wiewohl ich mich in die nähere Bestimmung seiner Rechte vor der Hand noch nicht einlassen kann.

Egbert. Ich muß gestehen, so viel sich beim ersten Anblick urtheilen läßt, scheint mir Ihre neue Verfassung zu den Endzwecken, die Sie sich dabei vorsetzen, nicht übel zu passen. Sie vereiniget die demokratische Form mit der aristokratischen und monarchischen auf eine Art, die der Nation die wesentlichsten Vortheile einer jeden dieser Formen ohne ihre Nachtheile und Gefahren verspricht. Das wechselseitige Vertrauen zwischen Regenten und Regierten, das in dem letzten, mit so vielen unerwarteten und furchtbaren Revolutionen angefüllten Jahrzehnt nur zu sehr erschüttert worden ist, würde dadurch wieder hergestellt und auf einen dauerhaften Grund gesetzt: immer wachsender Wohlstand und immer steigendes Ansehen im Auslande würde die natürliche unfehlbare Folge davon seyn; und, wenn wir selbst mit aller Welt Friede hielten, würden wir von innen und außen einer Ruhe genießen, die um so weniger von dem bösen Willen auswärtiger Mächte zu besorgen hätte, da Deutschland durch eine solche Verfassung, so zu sagen, der Schwerpunkt des ganzen Europa würde, und also allen andern Staaten daran gelegen wäre, es bei derselben erhalten zu helfen.

Sinibald. Der momentane Vortheil der Auswärtigen ist so veränderlich, als die Meinungen und Leidenschaften der Menschen. Wohl dem Staat, der seine Sicherheit auf seine Stärke gründen kann; und dieß würde Deutschland können, wenn seine Kräfte und Hülfsquellen concentrirt und benutzt würden, wie es durch eine solche Verfassung geschehen könnte. Ein Reich, das nie verlegen seyn würde, 300,000 Vertheidiger des Vaterlandes — und eines Vaterlandes, das man zu

lieben so viel Ursache hätte — aufzubieten und zu unterhalten, kann sich auf sich selbst verlassen.

Egbert. Die Kreisfürsten würden in der That sehr mächtige Herren vorstellen —

Sinibald. Sie würden es seyn, und Deutschland sich nur desto besser dabei befinden, da ihr und ihrer Häuser Interesse mit dem allgemeinen so eng als möglich verbunden wäre, und die Verfassung sie gegen die unglückliche Macht, Böses thun zu können, hinlänglich sicherte. Uebrigens werden Sie mir erlauben, mit Solon zu sagen, ich habe den Germanen nicht die beste aller Verfassungen (die ich selbst nicht kenne), sondern die beste, die ich unter den gegebenen Umständen für möglich halte, zugedacht. Und auch von dieser sehen Sie nur den ersten Entwurf; und das Ganze, wenn es gehörig ausgeführt, colorirt und vollendet wäre, sollte ein ganz anderes Ansehen haben, als in dieser rohen Skizze. Indessen dürfte es doch schwer halten, eine Verfassung für uns auszusinnen, die sich (vorausgesetzt, daß Weisheit und Eintracht die Häupter der Nation leite) leichter ausführen ließe, in jeder Betrachtung ihrem großen Zwecke besser entspräche, und in den wesentlichsten Stücken dem, was Deutschland von jeher und in seinen ehrenvollsten Epochen war, näher käme.

Egbert. Nur Schade, daß Sie einen einzigen Umstand aus der Acht gelassen haben, der, wie ich besorge, Ihren so wohl organisirten und mit so vieler Lebenskraft ausgerüsteten Embryo noch vor der Geburt ersticken wird. Wo bleibt bei Ihren neuen Einrichtungen das Gleichgewicht zwischen beiden Religionsparteien, welches bisher immer ein so wichtiger Gegenstand der ängstlichsten und eifersüchtigsten Aufmerksamkeit war?

Sinibald. O mein Freund, aus welch einem Traume haben Sie mich durch dieses einzige Wort erweckt! — Wie unfreundlich nöthigen Sie mich zu mir selbst zu kommen, und zu bedenken, in welcher Zeit ich lebe! — Allerdings dachte ich nicht an ein solches Gleichgewicht. Die Bewohner meines geträumten Germaniens haben keinen Begriff davon, daß dem Staat viel oder wenig daran gelegen sey, was für Vorstellungen seine Bürger sich von dem Unbegreiflichen machen, auf welche Weise sie dem höchsten Wesen ihre Ehrfurcht bezeigen, und an was für Dogmen und Meinungen sie ihren Glauben an die moralische Weltregierung des allgemeinen Gesetzgebers und an die ewige Dauer unsers Geistes anknüpfen. Ihnen leuchtet freilich eine hellere Sonne! — Guter Egbert! wie dick muß der Nebel seyn, der noch um unsre Augen schwimmt, daß Ihnen eine solche Schwierigkeit nur zu Sinne steigen konnte!

Egbert. Geben Sie sich zufrieden, Sinibald, es war so schlimm nicht gemeint; und, so der Himmel will, gehört auch dieser Punkt in der bessern Zukunft, die Sie vorhin im Geist erblickten, unter so manche andere, die unsern Nachkommen noch tausendmal traumartiger vorkommen werden, als Ihr wachender Traum unsern Zeitgenossen.

## XI.

# Blicke in die Zukunft.

*Μελουσι μοι ολλυμενοι περ.* Iliad. XX. 21.

---

Hulderich. Ich kann es nicht von mir erhalten, so übel von der Zukunft zu denken —

Geron. Daran hat Ihr Herz wohl mehr Antheil als Ihre Scharfsicht. Wenn ich Nesselsamen in meinen Garten säe, was kann ich anders von ihm erwarten als Nesseln?

Hulderich. Es wird aber auch so viel guter Samen ausgesäet; auch der wird aufgehen und Früchte bringen.

Geron. O ja! Wenn Triptolemos auf Demeters Drachenwagen über die Erde hinjagt, und seinen Weizen mit vollen Händen rechts und links herabwirft, wird ja wohl auch hier und da ein Körnchen in einen guten Boden fallen; wenn anders die lauernden Vögel des Himmels es nicht zu früh gewahr werden.

Hulderich. Nein, lieber Geron! in dem Grade, wie Sie sich's jetzt vorstellen, überwiegt das Böse das Gute nicht!

Geron. Gewiß nicht im Ganzen, oder wie wollte es sonst bestehen können? Ich sprach bloß von den Zeiten, in

die wir selbst gefallen sind, und die unsern Nachkommen bevorstehen.

Hulderich. In der That sind die Aussichten nicht sehr erfreulich. Der gegenwärtige politische und sittliche Zustand der Welt läßt mehr fürchten als hoffen. Aber wie bald kann ein einziger Vorfall die ganze Lage der Sache ändern!

Geron. Meine Ahnungen gründen sich weder auf zufällige Zeitumstände, noch auf die Gesinnungen, Verhältnisse und Entwürfe jetzt lebender Machthaber. Ihre Wurzel liegt tiefer, in der Natur des Menschen selbst, die von ihren Fasern so ganz durchwachsen ist, daß kein Gott sie aus ihr herausreißen könnte, ohne das ganze Gewebe zu zerstören. In unserm Radicalübel, in der ewigen Inconsequenz, dem ewigen Mangel an Uebersicht des nothwendigen Zusammenhangs und der unausbleiblichen Folgen der Dinge, da sitzt der unheilbare Schaden. Alles ist bei uns momentan; wir entscheiden nach der Ansicht des Moments, und handeln nach dem Interesse des Moments; Politik des Moments, Staatsökonomie des Moments, Regierung für den Moment, Verbindungen auf einen Moment, weiter erstreckt sich unsere Kunst selten. Das muß man uns lassen, wir befolgen die Instruction treulich und buchstäblich, die der Sultan seinem Wessier im Mährchen gibt: „Sorgt immer für den Augenblick, und Gott laßt für die Zukunft sorgen.“ Die Maxime klingt fromm genug; aber glauben Sie mir, Hulderich, der Weg, auf den sie führt, ist der Weg ins Verderben.

Hulderich. Nun, nun! So gar momentan sind wir doch auch nicht! Machen wir nicht große weit aussehende Entwürfe für die Zukunft? Verbinden wir uns nicht, diese Entwürfe, sobald als möglich, mit vereinten Kräften auszuführen?

Geron. Entwürfe für die Zukunft! — Was nennen Sie Entwürfe für die Zukunft? Ich wenigstens kann nichts dergleichen sehen. Träume so viel sie wollen! Träume ohne innern Zusammenhang, wie Ehrgeiz, Habsucht, Furcht, Neid und Rachgier sie von Moment zu Moment in einander schlingen oder an einander reihen. Entwürfe für die Zukunft müssen auf einem festern Grunde stehen, und auf dauerhaftere Materialien berechnet seyn.

Hulderich. Was ist natürlicher, als daß diejenigen, die in diesem Augenblick auf Fortunens Rade oben stehen, Entwürfe machen, das Rad selbst zum Stehen zu bringen? Würden wir es an ihrer Stelle anders machen?

Geron. Schwerlich! Auch ist meine Meinung nicht, sie zu tadeln oder mit unnützen Vorwüfen zu necken. Ich rede nur von dem — was ist. Es ist, weil es ist; und weil es so ist, so kann, natürlicher Weise, nichts daraus folgen, als daß es nächstens ein wenig — oder auch viel — schlimmer seyn wird, als es ist. Denn während wir uns (um bei Ihrem Gleichniß zu bleiben) vergebens anstrengen das unaufhaltbare Rad stehen zu machen, wälzt es sich fort, wir glitschen herab, und krümmen uns nun unter ihm, anstatt daß wir kurz zuvor oben schwebten. Darauf läuft alles hinaus. Wer hier was zu tadeln findet, der tadle die menschliche Natur! Die Menschen sind nun einmal nicht anders. Sie waren immer wie sie sind, und werden immer seyn wie sie waren.

Hulderich. Es kann nicht Ihr Ernst seyn, die Sachen so zu sehen.

Geron. Bitterster Ernst.

Hulderich. Was hälfe uns also unsere Aufklärung?

Geron. Unsere Aufklärung? — Lieber Hulderich! da

möcht' ich wohl auch sagen, „es kann nicht Ihr Ernst seyn so zu fragen." — Unsere Aufklärung? Und das sagen Sie am 1 November 1798? — O wie werden unsre Nachkommen in hundert Jahren lachen — falls sie anders vor Weinen noch lachen können — wenn sie lesen, wie viel wir uns mit unsrer Aufklärung wußten, und dann die Stufe ausrechnen, auf welcher sie stehen müßten, wenn wir wirklich so hoch gestanden hätten als wir uns einbilden!

Hulderich. Ich weiß, daß ich da eine häßlich schnarrende Saite berührt habe. Aber lassen Sie mich nur ein Wort sagen. Trotz allem, was gegen das, was man die Aufklärung unsrer Zeiten nennt, einzuwenden seyn mag, ist doch unstreitig mehr Licht in der Welt, als zu unsrer Großväter Zeiten. Oder läugnen Sie etwa, daß Europa gegenwärtig aufgeklärter ist als im sechzehnten Jahrhundert?

Geron. Allerdings läugne ich es, und sobald wir über den Sinn des Wortes einverstanden sind, werden Sie meiner Meinung seyn. Verstehen Sie unter Aufklärung das Helldunkel, das durch die immer fortschreitende Cultur der Wissenschaften in den Köpfen der Europäer nach und nach entstanden ist, so gebe ich gerne zu, daß es, im Durchschnitt genommen, dermalen etwas weniger finster darin aussieht, als im sechzehnten Jahrhundert, da die Köpfe noch so voll Dampf, Nebel, Staub und Spinneweben waren, daß das Licht selbst, das, von Norden her, in ziemlich starken Strömen eindrang, lange Zeit nicht viel mehr als (nach Miltons Ausdruck) a darkness visible heißen konnte. Verstehen wir aber unter jenem Worte diejenige Art von Erleuchtung des Verstandes, die den Menschen wirklich vernunftmäßig und consequent denken und handeln macht, so müßten wir unsrer Zeit schändlich schmeicheln, wenn wir ihr den geringsten wah-

ren Vorzug vor allen vorhergehenden einräumen wollten, den einzigen Punkt etwan ausgenommen, daß in den meisten Ländern von Europa weder Hexen noch Ketzer mehr zu größerer Ehre Gottes gebraten werden.

Hulderich. Dafür haben wir Mittel gefundeu, die wackern Leute, die man ehemals bei trocknem Holz verbrannte, an dem langsamen Feuer der Trübsal und der mancherlei Seelenqualen, die man ihnen anzuthun versteht, in einer andern Manier zu braten, die weniger unmenschlich scheint, aber im Grunde vielleicht eben so grausam ist.

Geron. Ich denke, wenn die Vorzüge unsers Jahrhunderts vor dem sechzehnten genauer untersucht werden sollten, so würde sich finden, daß zwar einige Wissenschaften auf einen ungleich höhern Grad gestiegen sind, daß wir eine zierlichere und schlauere Sprache reden, mehr Bücher schreiben, mehr lesen, und die Kunst uns selbst zu belügen ungleich mehr verfeinert haben: aber daß wir, im Ganzen genommen, weiser, besser und glücklicher wären, davon ist mir nichts bekannt. Oder nennen Sie mir ein einziges Laster, eine einzige Thorheit, die wir weniger hätten als unsre Vorfahren; eine einzige Tugend, worin wir sie überträfen; einen einzigen Lebensgenuß, den wir vor ihnen voraus hätten, und nicht ohne alle Proportion theurer erkauften als er werth ist.

Hulderich. Sie gehen mir scharf zu Leibe, Geron! Was kann ich Ihnen sagen, worauf ich nicht die Antwort schon auf Ihren Lippen schweben sehe?

Geron. Werden die Völker etwa besser geweidet, väterlicher besorgt, und weniger gedrückt als damals? Geht man sparsamer mit den Früchten ihrer sauern Arbeit, mit dem Gewinn ihrer Entbehrungen, mit ihrem Blut und Leben um? Haben wir weniger Kriege gehabt? Waren die, die über uns

verhängt wurden, gerechter, nothgedrungner? oder wurden sie, besonders in diesem letzten Jahrzehnt, menschlicher und mit größerer Schonung des friedsamen und nützlichen Städters und Landmanns geführt? Können Sie — damit ich alles in ein einziges Beispiel zusammenfasse, das ich noch dazu von der reichsten und mächtigsten Nation unsrer Zeit borgen will — können Sie behaupten, daß das Volk von England und Irland unter dem Scepter des gutmüthigen, frommen, und in allen Stücken, die zu einem braven Gentleman gehören, musterhaften Königs Georgs III weiser regiert wird und sich besser befindet, als unter der eiteln, kokettischen, neidischen, falschen, Gefühl und Popularität heuchelnden, stolzen und grausamen Königin Beß? — Mit nichten, werden uns alle wackern Bewohner von Old-England und alle ehrlichen Kartoffel-Esser von Erin entgegenrufen.

Hulderich. Es ist nicht zu läugnen, daß die höchsten und wichtigsten aller Wissenschaften und Künste, die Staatswissenschaft und Regierungskunst, gerade diejenigen sind, worin das menschliche Geschlecht überhaupt noch am weitesten zurück ist.

Geron. So sagen uns wenigstens die redseligen Französischen Sophisten, die seit zehn Jahren ihr eigenes Volk, und, so viel an ihnen ist, die ganze übrige Welt mit ihren emphatischen Orakelsprüchen, geschnörkelten Perioden, und großen barbarisch Griechischen Wörtern zum besten haben. Wenn es in der Welt nicht geht, wie es sollte, so liegt es wahrlich nicht daran, daß die Grundsätze und Maximen, wornach man handeln müßte um recht zu thun, nicht bekannt genug wären, oder daß es an Mustern und Beispielen fehlte, woraus man lernen könnte, was zu thun und zu lassen ist. Wenn es auch kein anderes Handbuch für die Regenten gäbe, als Xenophons

Cyropädie und Fenelons Telemach, — ein paar Bücher, die man noch dazu für Romane lesen kann — so wüßte ich nicht, wie sich einer von ihnen, wenn einst die Stunde der Verantwortlichkeit für ihn geschlagen haben wird, mit der Unwissenheit, als einer Entschuldigung, warum er seiner Pflicht nicht aufs vollständigste genug gethan, durchhelfen wollte. Aber wozu sage ich Ihnen das? Ueberlassen wir die Gewalthaber sich selbst, und dem, der Gewalt über sie hat, und bleiben wir bei uns selbst und beim Allgemeinen stehen! Welcher Mensch thut seiner Pflicht genug? Wer handelt immer gegen andere, wie er will daß sie gegen ihn handeln? Wer setzt seinem Ehrgeiz, seiner Habsucht, seinem Hang zur Sinnenlust Schranken, wenn es bloß von seiner Willkür abhängt, so weit zu gehen als ihn diese Leidenschaften führen? Wer fürchtet sich nicht ganz heimlich vor seiner Vernunft, als vor einem beschwerlichen Zuchtmeister, und machte sie nicht lieber zur Dienerin und Mitschuldigen seines Willens? Wer gründet nicht lieber, wenn er's vermag, die Erhaltung seiner Besitzthümer und Rechte auf sein Ansehen und seine Macht, als auf die Achtung und den guten Willen anderer Menschen? Wer, der sich beim Alten wohl befindet, will nicht lieber, daß alles ewig beim Alten bleibe, als daß er zu irgend einer Veränderung die Hand bieten sollte, wobei nur das Ganze gewänne, und er selbst einige Aufopferungen machen müßte? u. s. w. Lassen Sie uns in unsern Busen greifen, und unser innerstes Bewußtseyn wird uns sagen, ob wir an dem Platze der Gewalthaber auf Erden anders handeln würden als sie, da wir ihnen jetzt schon so ähnlich sind, als es nur immer angehen will? Selbst die sehr kleine Zahl der Edeln und Guten, besteht sie nicht entweder aus einer Art besonders glücklich organisirter und vom Schicksal mit ungewöhnlicher Sorgfalt

erzogener Menschen, denen es kaum möglich wäre anders zu seyn? oder aus solchen, die uns selbst gestehen werden, daß ihre Tugend im Grund ein gewaltsamer Zustand ist, worin sie sich nur durch eine nie einschlummernde Aufmerksamkeit auf sich selbst, und einen ewigen Kampf der einen Hälfte ihrer Natur mit der andern, erhalten können? — Noch einmal, mein Freund, vorausgesetzt, daß wir ehrlich gegen uns selbst seyn wollen, was ist auf alle jene Fragen zu antworten?

Hulderich. Leider nichts, als ein stillschweigendes Ja, wenn wir zu verschämt zu einem lauten sind.

Geron. Und nun lassen Sie uns sehen, wohin diese Betrachtung führt. Alles, in jedem einzelnen Menschen, in jeder Classe, in jedem politischen Körper, wie in der ganzen Natur, ist in einer immerwährenden vorwärts strebenden Bewegung, welche nicht Statt haben kann, ohne unvermerkt die Formen der Dinge zu verändern. Ein Volk muß also entweder ewig mit Gewalt in einem Zustande, der wenig vor dem viehischen voraus hat, niedergedrückt gehalten werden; oder, ist seine Cultur einmal angefangen, so wird sie nach und nach, trotz allen Hindernissen und Schwierigkeiten, alle Stufen durchlaufen. Von einer Stufe zur andern erhebt, erhellt und kräftigt sich auch der Geist der Zeit, der die öffentliche Meinung bestimmt. Ein gewisser Grad von Cultur spannt die erschlafften Springfedern der Menschheit wieder, und regt Wünsche auf, die sich mit unserm vorigen Zustande nicht mehr vertragen wollen. Sobald wir das Bessere kennen, wird uns das Schlechtere zuerst unangenehm, dann verhaßt, zuletzt unerträglich. So wie es bei einem Volk in den Köpfen der Menge etwas heller wird, wird es nachgerade unmöglich, ihm die Gebrechen, unter welchen es leidet, länger zu ver-

bergen. Bald wird es auch der Mittel gewahr, wodurch ihm geholfen werden könnte, und jede Classe, jeder Stand, jede Gemeinheit, jeder Einzelne will seinen Beschwerden geholfen wissen, ohne sich darum zu bekümmern, wie schwierig die Sache in der Ausführung seyn mag. In diesem Punkt, und in diesem allein, fließen endlich die Wünsche und Bestrebungen aller Einzelnen in einem einzigen allgemeinen Willen zusammen; und nun bedarf es nur äußerlicher Veranlassungen und Reize, so wird dieser Wille unversehens zur lauten Stimme, und die Revolution beginnt. Jetzt kommen die Mittel zur Sprache, wie den Beschwerden abgeholfen werden solle; und von diesem Augenblick an zeigen sich die zwei Hauptclassen, aus welchen jeder Staat nothwendig zusammengesetzt ist, als zwei entgegenstehende Parteien. Die eine besteht aus denen, die sich im Besitz von Macht, Ansehen und Reichthum, Vorzügen, Privilegien und Vortheilen aller Art befinden, und nichts davon verlieren wollen; die andere, ungleich zahlreichere, aus allen, die wenig oder nichts zu verlieren, folglich viel oder alles zu gewinnen, und (vermöge der Natur der Sache) die meisten und erheblichsten Beschwerden zu führen haben. Diese sind anfangs billig und gemäßigt in ihren Forderungen; aber befriedigt können sie doch nicht anders werden, als wofern jene mehr oder weniger aufopfern wollen. Und nun sind wir auf dem Punkte, wo alle Wirkungen des Radicalübels, wovon ich so eben sprach, auf einmal eintreten. Jene haben keine Lust, auch nur das Geringste aufzuopfern; diese bestehen auf ihren ersten Forderungen, und das mit einer so imposanten Einmüthigkeit und Energie, daß jene, denen es an beiden gebricht, sich endlich genöthigt sehen — nicht nachzugeben — das kann nie ihr Wille seyn — sondern sich zu stellen, als ob sie es wollten, um Zeit zum Intriguiren

(worin ihre vorzügliche Stärke liegt) und zu andern Mitteln zu gewinnen, wodurch sie sich der verhaßten Aufopferungen zu überheben hoffen. Jetzt fangen diese an zu merken, worauf es ankommt: nämlich, daß sie, sobald sie concentrirt und in Masse wirken, alles vermögen, aber ohne eine solche Kraftäußerung nie das Geringste erhalten werden. Von nun an setzen sie ihren Forderungen keine Gränzen mehr; sie sehen, daß sie mit gleicher Anstrengung und Gefahr alles haben können, und sie wollen alles haben. Die Revolution, die bisher noch immer einen gemäßigten Schritt ging, wird nun auf einmal stürmisch, durchbricht alle Dämme, reißt alles mit sich fort, nimmt, mit einem Worte, die ungeheure Gestalt an, in welcher wir sie in Frankreich und andern Ländern einige schreckliche Jahre durch wüthen gesehen haben; und eine sehr große Nation, bei welcher sie, nach einer Sündflut von Tollheiten, Bübereien und Gräuelthaten, in keiner längern Zeit, nicht weit schlimmer endigt als in Frankreich, hat noch von Glück zu sagen.

Hulderich. Gerade auf dieses große, furchtbare, an Unterricht für die höhern und niedrigern Classen, für Regenten und Volk so reiche Beispiel gründe ich meine besten Hoffnungen.

Geron. Das bedaure ich; denn da stehen sie auf einem lockern Grunde. — Wie, mein Freund, Sie wollen, daß man in eine einzelne Weltbegebenheit, dergleichen es schon so viele gegeben hat, wie in einen Spiegel schauen soll, um zu sehen, was zu thun sey; und ich sollte nicht die Geschichte von vierzig hinter uns liegenden Jahrhunderten als ein zuverlässiges Orakelbuch betrachten, das mich am besten belehren kann, was wir uns von einem solchen Beispiel zu versprechen haben? — Nichts, mein Freund, nichts! — oder vielmehr,

noch was Schlimmeres als nichts. Denn von allen den Lehren, die man, Ihrer gutherzigen Hoffnung nach, daraus ziehen sollte, wird man nicht eine einzige, aber wohl gerade das Gegentheil, ziehen. Man wird seine Vorrechte und Vortheile eifersüchtiger und hartnäckiger als jemals behaupten. Man wird der öffentlichen Meinunng mit der kältesten Verachtung spotten, und den gefürchteten Mißbrauch der Vernunft durch willkürliche Einschränkungen ihres freien Gebrauchs zu verhindern glauben, das ist, dem Arzt das einzige Heilmittel gegen die Krankheit aus den Händen schlagen, und sie durch eine heroische Cur vertreiben wollen, die das Uebel nothwendig unheilbar machen muß. Gewalt und Gewalt, und immer Gewalt, wird das Losungswort seyn, weil man sich einbilden wird, nicht der Mißbrauch der Gewalt, sondern daß man zu wenig Gewalt gebraucht habe, sey die Ursache alles des Unwesens, das man gesehen hat, und dessen Ausbreitung man zuvorkommen will.

Hulderich. Sollte wohl ein solcher Grad von Verblendung unter die möglichen Dinge gehören?

Geron. Daran werden Sie nicht länger zweifeln, sobald Sie sich in den Fall und unter die Bedingungen denken, die eine solche Vorstellungsart veranlassen. Nehmen Sie an, ein großes Reich befinde sich in einer Lage, wo man, im Angesicht eines solchen Beispiels wie Frankreich gegeben hat, eine ähnliche Tragödie wenigstens für etwas, das durch den Zusammenfluß mehrerer anreizender und unterstützender Umstände sich ereignen könnte, anzusehen Ursache hat, oder zu haben glaubt. Auch die entfernteste scheinbare Möglichkeit eines sehr großen Uebels erregt natürlicherweise unsre ganze Aufmerksamkeit. Diejenige Classe im Staat, die bei einer allgemeinen Umwälzung sehr viel zu verlieren hätte, und alles zu verlieren

fürchtet, wird sich mächtig aufgefordert fühlen, der durch die Furcht vergrößerten und angenäherten Gefahr entgegenzuarbeiten. Alle, deren Vorzüge und Besitzthumsrechte, sich, wenigstens zum Theil und ursprünglich, auf alte, aber vom Zahn der Zeit zernagte und unhaltbar gewordene Vorurtheile gründen, werden aus ihrem gewohnten Schlummer erwachen. Selbst unter denen, welche gegründete Ursachen haben auf alle Fälle sicher zu seyn, werden manche, von geheimer unbestimmter Unruhe geängstiget, sich nicht länger sicher glauben. Durch einerlei Interesse, auch ohne besondere Verbindungen, aufs engste vereiniget, werden alle diese Menschen in der Wahl ihrer Maßregeln sich mehr durch ihre Vorurtheile als durch unbefangene Vernunft leiten lassen. Vor allen Dingen werden sie sich sehr kategorisch gegen alle Veränderungen und Neuerungen erklären, wie dringend auch die Nothwendigkeit derselben und wie richtig ausgerechnet die Vortheile seyn möchten, die dem Ganzen daraus erwachsen würden. Jede Bewegung vorwärts wird ihnen unendlich gefährlicher vorkommen als Stillstand, oder vielmehr (da dieser eigentlich nicht möglich ist) als Rückfall in jene eiserne und bleierne Zeit, die für ihre Vorfahren einst die goldne war. „Alles soll und muß beim Alten bleiben," wird ihr erster Grundsatz seyn. Die Maximen, die aus ihm hervorgehen, werden sie bei jeder Gelegenheit den Regenten, denen sie näher als andre Unterthanen sind, beizubringen suchen. Andersdenkende wird man als unruhige, von Jakobinischem Gift angesteckte, und mit gefährlichen Entwürfen umgehende Leute verdächtig machen, oder, wo dieß nicht wohl anginge, wenigstens, als getäuschte Träumer und wohlmeinende Schwindelköpfe, von aller Möglichkeit gehört zu werden entfernen. Denken Sie sich nun einen edelgesinnten, das Beste seines Volkes, und

überhaupt alles was recht und gut ist, ernstlich wollenden Fürsten in solchen Umständen, von Personen umgeben, welche von jener Vorstellungsart gänzlich eingenommen, und innigst überzeugt sind, daß sie die einzig wahre ist. Denken Sie dann noch hinzu, daß es, neben diesen ehrlichen, und, wenn sie irren, wenigstens bona fide irrenden Biedermännern, auch unredliche Leute gibt, die ihre eigenen leisen Absichten dabei haben, wenn sie dem Fürsten auf eine künstlich verdeckte Art und mit den behutsamsten Gradationen, vielleicht unter der Larve des reinsten Patriotism, sein Volk und seine wahren Freunde verdächtig zu machen suchen. Verfolgen Sie dieß alles in Ihren eigenen Gedanken, und fragen sich dann selbst, was das natürliche Resultat einer solchen Umgebung seyn müsse? und ob es nicht beinahe ein moralisches Wunder wäre, wenn ein Regent, unter diesen Umständen, sich von allem fremden Einfluß auf seine Denkart frei erhalten, und den einzig festen Punkt, auf den er, um nicht zu verirren, immer zusteuern muß, nie aus dem Gesichte verlieren sollte — den großen Gedanken nämlich, daß er, über alle Parteien erhaben, sich, wie die Sonne, gegen alles, was von seinen Strahlen berührt wird, gleich verhält — daß unter allen den Millionen, die ihr Wohl oder Weh in seine Hände gestellt haben, er der Einzige ist, der kein anderes als das allgemeine Interesse haben kann noch soll, — daß es geradezu eine moralische, und ich möchte sagen sogar eine physische Unmöglichkeit ist, daß er jemals mißtrauische Vorsichtsmaßregeln gegen seine Unterthanen zu nehmen nöthig haben könnte, so lang' er ihr Zutrauen und ihre Achtung für seinen persönlichen Charakter besitzt, und daß er beides unmöglich verlieren kann, so lange sie überzeugt sind (und Ursache haben es zu seyn), diese Gesinnungen seyen wechselseitig; — kurz, daß mißtrauische Maß-

regeln, wofern er sie ohne Ursache nähme, schädlich, und, sobald er Grund dazu hätte, vergeblich wären.

Hulderich. Sie sprechen aus meiner Seele, lieber Geron; und ich freue mich, daß ich Sie mit einer Gewißheit, die für einen Einsiedler Ihrer Art tröstlich seyn muß, versichern kann, es gibt in diesem Augenblicke mehr als einen Monarchen, und, auf alle Fälle, Einen gewiß, der Ihr moralisches Wunder realisiren wird.

Geron. So möge Deutschlands guter Genius mit allen Schutzgeistern der Menschheit ihn und jeden, der ihm ähnlich ist, niemals aus den Augen verlieren! ihn keinen Augenblick, wo er wachen sollte, einschlummern lassen, und gegen alle unsichtbaren Gefahren, die den Thron so dicht umringen, schützen! Das Schicksal von Millionen Menschen in seiner Hand zu tragen, ist ein göttliches, aber für einen Menschen, wie edel und gut er sey, ein schweres Geschäft. Wohl ihm, wenn er dieß fühlt! Wohl ihm, wenn er den feinen vulcanischen Netzen, die immer um ihn her gewebt werden, zu entgehen weiß! Und dreimal wohl ihm, wenn er am Ende seiner Laufbahn sagen kann: ich habe alles Gute gethan, was ich konnte, weil ich es ernstlich wollte, und wenn ich Böses gethan habe, so geschah es nur, weil ich es für gut ansah! — Sie hätten mich mißverstanden, lieber Hulderich, wenn Sie bei den traurigen Weissagungen, die — ich weiß nicht was für ein Python vorhin aus meinem Munde gehen ließ, nicht voraussetzten, daß sie nur bedingter Weise gelten können. Aber freilich sind die Bedingungen unerläßlich, ohne welche die geweissagten Uebel unausbleiblich sind; und so lange man nicht Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lieset — doch, ich will nicht in meinen alten Unglauben zurückfallen. Bei Gott sind alle Dinge möglich. Ist es sein Wille,

das herannahende neunzehnte Jahrhundert mit zwei oder drei Monarchen zu beschenken, welche, weit entfernt dem Genius der Menschheit Trotz zu bieten, ihn vielmehr durch würdige Opfer zu versöhnen und sich günstig zu machen suchen; die der öffentlichen Meinung freiwillig und ruhig entgegenkommen, und, statt sie mit der Keule der Gewalt niederzuschlagen, ihr durch leitende Weisheit Maß und Richtung zu geben suchen; kurz, die das zermalmende Schwungrad der Zeit, statt es in seinem Lauf aufhalten zu wollen, zum Betrieb edler und großer Zwecke zu benutzen wissen, — o mein junger Freund! sind dem neunzehnten Jahrhundert nur zwei oder drei solche Euergeten vorbehalten: so wird ihre Regierung die Morgenröthe des herrlichsten Tages seyn, der dem menschlichen Geschlechte jemals aufgegangen ist.

## XII.

## Fragment eines Gesprächs zwischen einem ungenannten Fremden und Geron.

---

**Der Fremde.** Sie scheinen die Kunst zu regieren für sehr schwer zu halten?

**Geron.** Schwer oder leicht, je nachdem sie getrieben wird.

**Der Fremde.** Ich verstehe Sie; es gehört nicht viel dazu, ein Pfuscher zu seyn.

**Geron.** Freilich nur der große Künstler kennt die wahren Schwierigkeiten seiner Kunst, und fühlt sich immer unter dem Ideal, wozu er sich zu erheben strebt.

**Der Fremde.** Das Schlimmste wäre also, geboren zu seyn eine Kunst zu treiben, worin man nicht hoffen könnte ein Meister zu werden. Der Sohn eines großen Malers mag eine andere Lebensart ergreifen, wenn er keine Anlage in sich fühlt, sich in der Kunst seines Vaters hervorzuthun: aber der älteste Sohn, Enkel oder Neffe eines Erbfürsten muß regieren, wie wenig Fähigkeit er auch besitzen mag ein vortrefflicher Regent zu werden.

**Geron.** Das ist freilich in Erbreichen nicht anders.

**Der Fremde.** Sollte dieß nicht ein entscheidender Grund gegen die Erbreiche seyn?

**Geron.** Eine Frage, die auch dann nicht leicht zu beantworten wäre, wenn wir einander länger kennten als seit einer Viertelstunde.

**Der Fremde.** Wir sprechen unter vier Augen; und überdieß hoffe ich, Sie müssen, wie kurz auch unsre Bekanntschaft ist, bereits gemerkt haben, daß Sie nichts bei mir wagen. Mein höchstes Bestreben ist, als ein ächter Weltbürger zu leben, und, dem Willen nach, bin ich es bereits, wiewohl ich, den Jahren nach, vielleicht noch unter die Novizen des Ordens gehöre.

**Geron.** Wenn ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen soll, ich denke nicht, daß der Umstand, dessen Sie erwähnt haben, gegen die Erbreiche entscheide.

**Der Fremde** (mit einem scharfen Blick in Gerons Augen). Und aus welchem Grunde glauben Sie das?

**Geron.** Weil ich es für einen außerordentlich seltnen Fall halte, daß ein Menschenkind geboren werde, aus welchem sich nicht ein Virtuos in der Regierungskunst, oder, was mir gleichviel bedeutend scheint, ein guter und weiser Fürst bilden ließe.

**Der Fremde.** Es gibt ja wohl in jeder Kunst viele Stufen. Nicht jeder Maler kann ein Raphael Sanzio, nicht jeder König ein Friedrich der Einzige seyn. Aber es gehört auch schon viel dazu, die dritte oder vierte Stelle nach dem Ersten zu behaupten. Mit mittelmäßigen Fähigkeiten wird man, denke ich, in allem was man treibt, immer mittelmäßig bleiben.

**Geron.** Erlauben Sie mir auch eine Frage. Gesetzt

Sie wären zum Könige geboren, wollten Sie nicht zufrieden seyn, wenn Sie es so weit bringen könnten, den Namen eines zweiten Marc-Aurels von der Nachwelt zu verdienen?

Der Fremde (sich einen Augenblick besinnend). Allerdings.

Geron. Und doch war Marc-Aurel, wie Sie wissen werden, gewiß nicht, was man einen Mann von großem oder glänzendem Genie nennt, und niemand wird ihn, in Ansehung seiner Naturgaben und Talente, mit einem Alexander, oder Julius Cäsar, oder mit dem großen Könige, den Sie eben nannten, in dieselbe Reihe stellen. Er allein also wäre, däucht mir, schon genug, um zu beweisen, daß man mit mittelmäßigen Anlagen, wo nicht ein großer, doch ein sehr vortrefflicher Fürst seyn könne — ein Fürst, wie jedes Volk sich einen wünschen muß, wenn es sein eigenes Bestes kennt. Und warum sollte es nicht so seyn? Mittelmäßige Fähigkeiten können durch eine vortreffliche Erziehung auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht werden.

Der Fremde. Dieß war freilich der Fall bei Marc-Aurel. Aber was ist seltner, als daß Fürstensöhne vortrefflich erzogen werden?

Geron. Schlimm genug! Indessen beweiset dieß nichts gegen die Erbreiche. Alles was daraus folgt, ist: daß die Sorge für eine zweckmäßige Erziehung der Fürstensöhne als eine der allerwichtigsten Angelegenheiten in solchen Staaten betrachtet werden, und durch die Constitution selbst Anstalt getroffen seyn sollte, daß der Fall einer schlechten Erziehung des künftigen Thronfolgers eben so außerordentlich wäre, als es, wie Sie sagen, dermalen der Fall einer vortrefflichen ist.

Der Fremde. Das wäre wohl zu wünschen. Aber wie manches sollte seyn, das nicht ist und schwerlich zu erwarten

steht! Nehmen wir die Welt einstweilen wie sie immer war, und setzen den Fall, ein König sey zu der großen Kunst, die er treiben soll, nicht erzogen worden; er habe keine Ursache sich zuzutrauen, daß er diesen Mangel durch die Stärke seines Genie's und den Umfang seiner Naturgaben ersetzen könne, und fühle sich doch zu gut, um den Gedanken, nur ein Pfuscher zu seyn, ertragen zu können — (Er hält ein).

Geron (nach einer kleinen Pause). Sollten Sie wirklich anstehen, was da zu thun wäre?

Der Fremde. Es gibt freilich mehr als einen Ausweg — etwa, die Krone niederzulegen, und, wie ein altrömisches Knabenspiel forderte, den besten Mann im Reiche zum König zu machen?

Geron. Bevor der gefunden wäre, dürfte wohl das Reich lange zu Trümmern gegangen seyn.

Der Fremde (lächelnd). Oder sich vom Directorium zu Paris einen Obergeneral und einen Commissaire du Gouvernement auszubitten, mit deren Hülfe die Monarchie in ein Filial der Französischen Republik umgeschaffen werden könnte?

Geron. Das wäre ein wohl ausgedachtes Mittel — die Anzahl der Unheilbaren zu vermehren.

Der Fremde. In der That dürften die siebenhundert Gesetzgeber und die fünf Directoren, die man dann bekäme, schwerlich viel besser zu ihrem neuen Beruf erzogen seyn, als der Einzige, mit dem die Monarchie sich behelfen muß.

Geron. Zu allem Glück gibt es noch einen dritten Ausweg, der uns kürzer und sicherer zum Zweck führen könnte.

Der Fremde. Lassen Sie hören!

Geron. Erlauben Sie, daß ich mir den Fall, wie Sie ihn selbst gesetzt haben, nochmals bestimmt vorstelle. Sie nehmen einen König an, der zum Regieren nicht erzogen

wurde und Ursache hat oder zu haben glaubt, daß er diesen Mangel durch sein Genie nicht ersetzen könne, und der gleichwohl den Gedanken nicht ertragen kann, in der erhabenen Kunst, wozu er berufen ist, ein Pfuscher zu seyn. War es nicht so?

Der Fremde. Ganz richtig.

Geron. Ich sage Ihnen also, daß ich nur nach diesen wenigen Zügen beinahe mit meinem Kopfe dafür bürgen wollte, daß dieser König gut regieren wird.

Der Fremde. Im Ernst? — Erklären Sie sich näher.

Geron. Ich glaube zwei wesentliche Eigenschaften eines preiswürdigen Regenten bei ihm voraussetzen zu können: daß er den aufrichtigen Willen hat seiner großen Pflicht ein Genüge zu thun, und daß er, eben darum weil ihm die Idee einer Vollkommenheit vorschwebt, die er sich nicht zu erreichen getraut, bereits mehr ist, als er zu seyn glaubt. Auf der einen Seite wird jener ernstliche und feste Wille ihn antreiben, sich keine Mühe dauern zu lassen, um die ihm mangelnden Kenntnisse zu erlangen; und die mit diesem Bestreben verbundene anhaltende und immer zweckmäßige Uebung seiner Geisteskräfte wird diese unvermerkt so sehr entwickeln, stärken und schärfen, daß sie völlig zureichen werden, dem ganzen Umfang des königlichen Amtes Genüge zu thun. Denn in allen Geschäften und Künsten des praktischen Lebens macht Uebung mit Kenntniß den Meister; und beide stehen in der Gewalt eines jeden nicht ganz unfähigen Menschen.

Der Fremde. Sehr tröstlich!

Geron. Auf der andern Seite wird sein bescheidenes Mißtrauen in die Hinlänglichkeit seiner Einsichten ihn bewegen, sich um bewährt rechtschaffene und taugliche Gehülfen und Rathgeber umzusehen.

Der Fremde. Ein schweres, mißliches Geschäft! Welch ein Scharfblick, welche Ruhe des Geistes, und wie viel Menschenkenntniß wird dazu erfordert! Einem Fürsten muß es beinahe unmöglich seyn, sich in der Wahl nie zu irren.

Geron. Schwer, aber gewiß nicht unmöglich; zumal wenn man die Vorsicht gebraucht, keiner Vorneigung oder Abneigung Gehör zu geben, deren geheimen Grund man sich nicht recht deutlich machen kann, oder sich selbst nicht laut gestehen darf.

Der Fremde. Bedenken Sie, daß er beinahe unter lauter Unbekannten wählen muß, die sich ihm immer nur von ihrer schönsten Seite zeigen, und gegen jede Probe, worauf er sie etwa stellen möchte, im voraus von Fuß zu Kopf gerüstet sind.

Geron. Die Bekannten sind in dieser Ansicht vielleicht noch gefährlicher als die Unbekannten. Personen, die immer um uns sind, haben zu viele Gelegenheit unsre schwache Seite auszufinden und sich angenehm und unentbehrlich zu machen, als daß es nicht dem einen oder andern gelingen sollte, sich unvermerkt unsers Herzens zu bemächtigen. Wir sind gegen sie nicht auf unsrer Hut, trauen ihnen alles Gute zu, sehen ihre Fehler in einem mildernden Lichte oder werden sie aus Gewohnheit gar nicht mehr gewahr. Man kann ein sehr angenehmer Gesellschafter oder auch wohl ein sehr getreuer Diener, und doch weit entfernt seyn den Grad von Zutrauen zu verdienen, dessen man jener Eigenschaften wegen gewürdiget wird.

Der Fremde. Um so größer also die Schwierigkeit, von der ich sprach.

Geron. Bei allem dem wird ein selbst rechtschaffner Mann im Punkt der Rechtschaffenheit das Wahre gar leicht

vom bloßen Schein unterscheiden. Das Nämliche gilt von allen andern Eigenschaften, wovon er die Kennzeichen an sich selber findet. So wird z. B. ein gesetzter besonnener Mann, der sich selbst in seiner Gewalt hat, und immer mit Ueberlegung handelt, sich niemals einem leichtsinnigen, leidenschaftlichen und brausenden anvertrauen.

Der Fremde. Unglücklicher Weise gibt es keine Menschen ohne Fehler, und was auf einem geringen Posten eine wenig bedeutende Unart ist, kann auf einem wichtigen ein großes Laster seyn: und doch findet man sich nur gar zu oft genöthiget, bei der Wahl eines Subjects zu einem wichtigen Posten, große Untugenden wegen irgend einer unentbehrlichen Eigenschaft, die der Mann in einem hohen Grade besitzt, zu übersehen.

Geron. Ich zweifle, ob dieß, zumal in großen Staaten, so leicht der Fall seyn könnte. Eine unentbehrliche Eigenschaft macht darum nicht allezeit auch den Mann unentbehrlich, der sie besitzt, sie aber zur Schutzwehre für seine Fehler oder Laster mißbraucht. Die brauchbaren, sogar die sehr vorzüglichen Menschen sind in unsern Tagen nicht so selten, daß man genöthigt seyn sollte, einem Subject seiner besondern Brauchbarkeit wegen — die oft nicht einmal das ist, wofür sie gehalten wird — den Mangel einer auf seinem Posten unentbehrlichen Tugend, oder gar das entgegengesetzte Laster zu gut zu halten.

Der Fremde. Zum Beispiel?

Geron. Mangel an Humanität und dagegen gefühllose, bei jeder Gelegenheit in Härte und Grausamkeit ausbrechende Rohheit, an einem Kriegsbefehlshaber; Leichtsinn und leidenschaftliche Hitze an einem Richter; kleinliche Kargheit an einem Vorsteher der Staatswirthschaft; Hang zur

Wollust und Ueppigkeit an jedem, dessen Fach unermüdete Selbstthätigkeit fordert. Wie ausgezeichnet auch die Talente eines Mannes seyn möchten, so wird es immer an einem dieser Laster genug seyn, damit er unter gewissen Umständen an einem wichtigen Posten großes, nicht zu berechnendes Unheil anrichte. Mit einem Worte, daß ohne entschiedene Rechtschaffenheit und Güte des Herzens kein Diener des Staats für unentbehrlich angesehen werden müsse, ist eine Maxime, bei deren stricter Befolgung jeder große und kleine Staat sich wohl befinden würde, und von welcher kein Regent sich eine Ausnahme zu machen erlauben sollte.

Der Fremde (nachdem er eine kleine Weile etwas finster vor sich hingesehen, sich auf einmal mit einer lächelnden Miene gegen Geron wendend). Sie kennen die Welt zu gut, um nicht längst zu wissen, daß die Hofleute überhaupt, was die Lauterkeit des Herzens betrifft, von Alters her nicht im besten Rufe stehen: und doch sind das die Menschen, von denen sich ein König dermaßen umlagert sieht, daß ich besorge, er ist und bleibt in ihrer Gewalt, er mag es auch anfangen wie er will.

Geron. Das wäre allerdings ein großes Unglück — für die Welt, und noch mehr für ihn selbst.

Der Fremde. Wie wollen Sie z. B., daß er einen Schmeichler immer mit Sicherheit von einem Freund unterscheiden könne?

Geron. Gewiß eine schwere Aufgabe, sogar für einen bloßen Privatmann, geschweige für einen König — vorausgesetzt nämlich, daß wir ganz heimlich und ohne es uns selbst zu gestehen, geschmeichelt seyn wollen. Wo dieß aber der Fall nicht wäre — was freilich ziemlich selten seyn mag — scheint mir nichts leichter: so stark und unverkennbar sind die Züge, wodurch sich der Freund vom Schmeichler unter-

scheidet; wiewohl ich damit nicht in Abrede seyn will, daß wohl auch der Freund seine Pillen vergolden oder versüßen muß, wenn er seine gute Absicht nicht verfehlen will.

Der Fremde. Glauben Sie, daß ein König einen Freund haben könne?

Geron. — Unter einer einzigen Bedingung, ja.

Der Fremde. Und diese Bedingung?

Geron. Wenn er dem Freunde gegenüber immer vergessen kann, daß er König ist, und der Freund es nie vergißt.

Der Fremde (nach einer Pause). Wenn ich Ihre Gefälligkeit nicht zu ermüden besorgte, so möchte ich wohl noch eine Bitte an Sie thun.

Geron. Beinahe hätten Sie mich verleitet, einen solchen Zweifel mit einer Höflichkeitsformel zu beantworten.

Der Fremde. Sie haben sich in Ihrem Leben so oft in die Seele anderer Personen hineingedacht, daß es Ihnen was Leichtes seyn muß, mein Verlangen stattfinden zu lassen. Bilden Sie sich also auf einige Minuten ein, Sie seyen der Freund eines jungen Königs, der die Wichtigkeit seines Berufs lebhaft fühlte und den ernstlichen Willen hätte, ihm, so viel in seinen Kräften stände, die völligste Genüge zu thun; wie würden Sie ihm rathen es anzufangen?

Geron (ein wenig verlegen). Ich würde — ihm sagen, daß ich — verzeihen Sie! Ich gestehe, Sie haben mich mit einer Frage überrascht — auf die ich nicht gefaßt bin.

Der Fremde. Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit. Ich wünsche eine Gelegenheit zu benutzen, die vielleicht nie wieder kommt.

Geron. Sie sagten vorhin, daß Sie selbst als ein ächter Weltbürger zu leben wünschten, und sagten mir sehr viel

damit. Es würde Sie also nicht befremden können, wenn ich Ihrem jungen Könige den Rath eines Weltbürgers gäbe? — Denn ich gestehe, daß ich zu dem, was man gewöhnlich einen Politikus nennt, eben so verdorben bin wie zum Höfling.

Der Fremde. Mich wird nichts befremden, was von einem Manne kommt, dem das Beste der Menschheit am Herzen liegt.

Geron. Und doch bin ich gewiß, daß ich mich bei der Rolle, die Sie mir zu spielen geben wollen, gar zu linkisch benehmen würde. Ich kann mich selbst unmöglich, auch nur für etliche Minuten, als den Freund eines Königs denken. Wie wenn Sie mich lieber zu seinem guten Genius als zu seinem Freunde machen wollten? Wir würden beide dabei gewinnen: ich, die Unsichtbarkeit; und mein Telemach, daß er meine Eingebung für seinen eignen Gedanken halten, und ihn desto gewisser ausführe n würde.

Der Fremde (lächelnd). Halten Sie ihn für so eigenwillig?

Geron. Es ist etwas sehr Natürliches, daß einer lieber Flötenspieler als Flöte seyn mag.

Der Fremde. Gut! Denken Sie sich also, wenn Sie wollen, als seinen Genius; und was wäre denn das erste, das Sie ihm eingeben würden?

Geron. Etwas, wodurch ich mir, glaube ich, alle weiteren Bemühungen dieser Art ersparen könnte. Aber — Sie werden mich vielleicht für einen großen Pedanten oder für einen alten Träumer ansehen, wenn ich es sage?

Der Fremde. Lassen Sie das, und denken nicht schlimmer von mir als Sie Ursache haben.

Geron. Das erste also, wozu er sich, meiner unbemerkten Eingebung zufolge, an einem schönen Morgen entschließen

sollte, wäre: sich unverzüglich eine gute, lesbare, nicht gar zu Griechisch-Deutsche Uebersetzung der Selbstgespräche des vorerwähnten Kaisers Marc-Aurel, oder (wie der Verfasser selbst sie betitelt hat) seiner zwölf Bücher an und über sich selbst, machen zu lassen, und sie, in einem kleinen Taschenformat, als ein unzertrennliches Vademecum immer bei sich zu tragen.

Der Fremde. Ihre Meinung ist vermuthlich nicht, daß es als ein Talisman wirken, sondern daß es fleißig gelesen und meditirt werden soll. Dazu aber besorge ich, wird Ihr junger König nicht immer aufgelegt seyn. Die Könige, sagt man, lesen nicht gern.

Geron. Ein großer Fehler, den sich die Könige, mit Ihrer Erlaubniß, abgewöhnen sollten. Friedrich der Große las viel.

Der Fremde. Immer könnte es ihm, wo nicht an Lust, doch öfters an Muße fehlen.

Geron. Das darf es nicht, wenigstens nicht so lange ich sein Genius bin, und wenn er auch deßwegen einige Briefe oder Papiere weniger lesen, oder seine Minister eine Viertelstunde im Vorzimmer warten lassen müßte.

Der Fremde. Ich gestehe zu meiner Beschämung, daß ich das Buch, wovon Sie reden, nur dem Namen nach kenne.

Geron. Es ist nur ein kleines Buch, aber gewiß der reichhaltigsten eines. Ich betrachte es als ein kostbares Reliquienkästchen, worin ein Autokrator, wie keiner vor ihm war und keiner nach ihm gewesen ist, seinen Geist und sein Herz der ganzen Menschheit, aber vornehmlich allen, die zum Regieren berufen sind, vermacht hat. Denn gerade diese sind es, die einen desto nützlichern Gebrauch davon machen könn-

ten, weil er bloß für seinen eigenen geschrieben zu haben scheint. Es ist in jeder Rücksicht ein königliches Buch, ein Schatz von Gedanken, Erfahrungen, Gesinnungen und Maximen, die von einem jungen Fürsten, der etwas mehr als ein Homerischer Alcinous zu seyn begehrt, nie genug gelesen, erwogen und angeeignet werden können. Er würde kaum eines andern Freundes, Rathgebers und Schutzgeistes bedürfen, wenn er sich täglich eine halbe Stunde mit diesem einschlösse, ihn gleichsam zum Zeugen und Richter seiner innersten Gedanken machte, nichts beschlösse noch begönne ohne ihn vorher zu Rathe gezogen zu haben, und nicht eher mit sich selbst zufrieden wäre, bis er sich in dieser geheimen Conferenz mit dem Geiste Marc-Aurels seines vollgültigen Beifalls versichert hätte.

Der Fremde. Wenn ich Sie recht verstehe, so ist dieser Geist Marc-Aurels nur der Substitut eines andern, der sein Wesen in jedes Menschen eignem Busen treibt; und Ihre Meinung mit allem dem kann wohl keine andre seyn, als unserm Telemach eine Art von Hülfsmitttel an die Hand zu geben, wodurch er sich angewöhne, tiefer in sich selbst einzugehen, und, anstatt sich auf fremde Eingebungen zu verlassen, auf die leisen Winke, Urtheile und Warnungen seines eigenen Gewissens zu lauschen?

Geron. Sie haben mich so gut verstanden, daß ich jede andre Antwort auf Ihre vorige Frage für überflüssig halte.

ten, weil er über seine eigenen geschrieben zu haben scheint. Es ist in jeder Rücksicht ein unglückliches Opus, ein Gewebe von Sophismen, Declamationen, Schimpfwörtern und Plagiaten, die aus [illegible], der etwas mehr als ein gewöhnlicher Zuschauer an jener [illegible], [illegible] genug gelehrt, [illegible] und [illegible] werden könnte. Er [illegible] einer andern Gesellschaft, Naturbeobachter und Sonntagskinder [illegible], [illegible] sich täglich eine halbe Stunde mit ihm zu unterhalten, [illegible] gleichsam zum Zeugen und Richter seiner einzelnen Gedanken machte, [illegible] oder [illegible] zu haben, und wohl eher mit sich selbst gesprochen hätte, als er sich in dieser geheimen Gesellschaft mit dem [illegible] wohlgefälligen Beifalle [illegible] hätte.

Der Freund. Wenn ich Sie recht verstehe, so ist dieses [illegible] nur der Erguß einer andern, der [illegible] in jedem Menschen [illegible], und jede Meinung, mit allem, dem [illegible], [illegible] Talent [illegible] zu geben, wodurch er sich ausgezeichnet, [illegible] in sich selbst eingeschlossen und, [illegible] auf seiner [illegible] zu [illegible], [illegible] und Wissenschaften jenes [illegible] Geschäfte zu [illegible].

[illegible]. Sie haben mich so gut verstanden, daß sie jede andere Antwort und [illegible] Frage [illegible] nöthig hätte.

# Die
# Pythagorischen Frauen.

# Die

# Portugiesischen Frauen.

1.

Pythagoras ist einer von diesen ehrwürdigen Namen des Alterthums, die, wie die Namen Hermes, Orpheus, Zoroaster, Confucius u. a., kaum den allerunwissendsten gänzlich unbekannt sind; Namen, die aus den Fluten der Zeit, während sie von einer Generation zur andern das Gedächtniß so vieler Myriaden Menschen vom Erdboden hinwegschwemmt, immer in einerlei Höhe emporragen, und, gleich jenen unzerstörbaren Pyramiden des alten Aegyptens, mit Ehrfurcht angestaunt werden, wiewohl sie längst aufgehört haben zu einigem gemeinnützlichen Gebrauch zu dienen, und die hohe Weisheit, die ihnen einen so allgemeinen und dauernden Ruf verschafft hat, sogar für die gelehrtesten und scharfsinnigsten Neuern zur Hieroglyphe geworden ist.

Wie viel man auch immer hiervon auf die bekannte Eigenschaft der Zeit — gewisse Gegenstände desto mehr in unsrer Einbildung zu vergrößern, je weiter sie aus unsern Augen rücken — schreiben will: so bleibt doch gewiß, daß ein Ruhm, der sich durch mehr als zweitausend Jahre an den Namen eines Mannes, von welchem beinahe nichts in die Augen Fallendes übrig ist, so fest angehängt hat, einen großen Charakter, ungewöhnliche Verdienste und einen beträchtlichen

Einfluß in seine eigne und die nächstfolgenden Zeiten voraussetzt.

Daß dieß auf eine sehr vorzügliche Art von Pythagoras gelte, läßt sich meines Erachtens mit hinlänglichem Grunde behaupten, wiewohl wenige berühmte Personen des Alterthums genannt werden können, deren Geschichte ungewisser, durch Tradition und Volkssagen mehr entstellt, und in spätern Zeiten durch absichtliche Beimischung einer Menge unächter Zusätze und legendenmäßiger Mährchen ärger verfälscht worden wäre als die seinige.

In diesem Stücke hat Pythagoras mit mehr als Einem außerordentlichen Manne vor und nach ihm einerlei Schicksal gehabt: man hat, um ihn zum Werkzeug von Absichten, die er nie gehabt hatte, zu machen, ein so zweideutiges, wunderbares und geheimnißvolles Wesen aus ihm gemacht, daß es, bei dem Abgang hinlänglicher und zuverlässiger Urkunden, beinahe unmöglich ist zu sagen, was er war.

Das Gewisseste indessen ist, daß er, über vierzig Jahre lang, in dem untersten Theile von Italien, welchen die Griechen die große Hellas nannten, eine wichtige Rolle gespielt hat, und der Stifter einer Schule theoretischer und praktischer Weisheit, oder vielmehr einer merkwürdigen geheimen Gesellschaft gewesen ist, die sich durch alle Republiken dieses schönen Landes verbreitet, und, ihrer kurzen Dauer ungeachtet, noch Jahrhunderte nach ihrer Ausrottung wohlthätige Spuren ihres ehmaligen Daseyns in Italien und Griechenland zurückgelassen hat.

2.

Diese Gesellschaft, von welcher Pythagoras die Seele war, scheint sich keinen geringern Zweck, als die sittliche und politische Reformation oder Wiedergeburt jener größtentheils sehr verderbten Republiken vorgesteckt gehabt, und zu gewisserer Erzielung eines so großen Zwecks den Anfang damit gemacht zu haben, sich selbst zu der höchsten moralischen Vollkommenheit auszubilden, deren die menschliche Natur fähig scheint.

Man kann der Idee, die man sich von dieser ersten Pythagorischen Gesellschaft oder Ordensverbindung und ihrem Einfluß auf die freien Städte in Groß-Griechenland zu machen hat, vielleicht keine bessere Grundlage geben, als diese: daß, selbst lange nachdem sie in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden war, ein so ungemein vortrefflicher Mann wie Archytas von Tarent gleichsam aus ihrer Asche hervorging; und daß einer der größten Staatsmänner und Kriegshelden und unstreitig der tugendhafteste und vollkommenste Mensch, den Griechenland aufzuweisen hat, Epaminondas, die Ausbildung, die ihn dazu machte, von einem unmittelbaren Schüler des Pythagoras, dem Lysis von Tarent, empfangen hatte.

Sogar die fabelhafte Sage, die sich in spätern Zeiten entspann und zu einem gemeinen Volksglauben wurde, daß einige berühmte Gesetzgeber, Zaleukus von Lokri, Charondas von Catana, und sogar der Römische König Numa, die Weisheit, die ihnen einen so großen Namen gemacht, aus dem Unterricht des (erst lange nach ihrem Tode gebornen) Pythagoras geschöpft haben sollten, bestätigt die Wahrheit dessen was ich von der großen Einwirkung des Pythagorischen Ordens auf seine Zeitgenossen behauptet habe; denn sie be-

weiset, nach einer sehr richtigen Bemerkung des Cicero, wie groß der Name der Pythagoräer und der Ruf ihres Instituts in Italien gewesen seyn müsse, da die spätern Römer, die aus den Erzählungen ihrer Voreltern sich von der Weisheit und den Tugenden ihres Königs Numa den größten Begriff machten, bei ihrer Unwissenheit in der Zeitrechnung nicht anders denken konnten, als, ein Mann, der alle seine Zeitgenossen an Weisheit übertraf, müsse ein Schüler des Pythagoras gewesen seyn.

---

3.

Pythagoras war der erste öffentliche Volkslehrer und Sittenprediger unter den Griechen, und man schreibt seinen Predigten Wirkungen zu, deren sich schwerlich irgend ein neuerer Bußprediger rühmen kann. Als er nach Kroton kam, sagt Justinus, fand er die Einwohner in Ueppigkeit, Wollüst und Hoffart versunken. — Ein gewöhnlicher Mensch, wie schön er auch immer sprechen könnte, würde solchen Leuten die Frugalität lange vergebens anpreisen: aber Pythagoras, dem zu seiner hohen Weisheit und allen seinen übrigen Gaben noch eine seltne Schönheit und eine majestätische Gestalt zu Statten kam, wußte sich Eingang zu verschaffen: und kurz, er ließ nicht nach, bis er eine so große und allgemeine moralische Bekehrung in dieser reichen und üppigen Stadt zuwege brachte, daß „man sich gar nicht vorstellen konnte, die Krotoner, die man jetzt sah, hätten jemals die Wollüstlinge seyn können, die sie ehemals waren.“ — Der Apostel der Weisheit erleichterte sich dieses große Werk nicht wenig dadurch, daß er sowohl die männliche Jugend als die jungen Frauen be-

sonders in die Cur nahm, und jedem Theile seine eigenen Tugenden und Pflichten so nachdrücklich ans Herz legte, daß ein wahrer Wetteifer unter ihnen entstand, wer es dem andern darin zuvorthun möchte. Die Jünglinge wurden Muster der Sittsamkeit, und legten sich mit einem zu Kroton nie erhörten Fleiß auf Philosophie und schöne Wissenschaften: und die jungen Frauen (wird man es auch dem ehrlichen Trogus glauben?) „trugen alle ihre goldgestickten Kleider, Juwelen, Halsketten, Armbänder u. s. w. in den Tempel der Juno, legten sie der Göttin als ein Opfer der häuslichen Tugend zu Füßen, und gaben zu erkennen, daß Zucht und Keuschheit, nicht schimmernder Putz, die wahre Zierde ihres Geschlechts sey."

Wenn wir auch, wie billig, der Obermacht des Pythagorischen Genius über die Seelen der Krotoner nicht die ganze ausgedehnte Wirkung zutrauen, die ihr Justins Erzählung zu geben scheint; wenn wir annehmen, daß die jungen Frauen und edeln Matronen, die er gewonnen habe, ihren Mitbürgerinnen ein so schönes Beispiel zu geben, bei weitem den kleinern Theil des schönen Geschlechts zu Kroton ausgemacht haben dürften; so bleibt diese Anekdote noch immer eines der rühmlichsten Denkmäler dessen, was die Weisheit über die zarten Seelen der sanftern Hälfte des Menschengeschlechtes vermag, und die Geschichte hat einige ähnliche, aber wenig größere Triumphe der weiblichen Tugend aufzuweisen.

---

4.

Pythagoras hatte also auch Jüngerinnen, und unter diesen sogar mehrere, die zu seinem geheimen Unterricht zu-

gelassen wurden, und als Pythagoräerinnen, in der engern Bedeutung des Wortes, hier und da von den Alten erwähnt werden. Ich weiß nicht, wie viel wir an des Atheniſchen Geschicht:schreibers Philochorus Verzeichnisse der Heroiden oder Pythagorischen Frauen verloren haben: wenig, wenn er sich auf einen bloßen Katalogen eingeschränkt hätte; viel, wenn er (wie aus der Benennung Heldinnen zu vermuthen ist) Züge und Anekdoten aus ihrem Leben angeführt hat, welche diesen erhabenen Namen rechtfertigen. Jamblichus, ein anderer romantischer Biograph des Pythagoras, der uns funfzehn Philosophinnen aus der Schule dieses Weisen vorzählt, meldet nur von einer einzigen, die er Timycha nennt, einen solchen heroischen Zug; aber das Ganze sieht einem übel zusammenhangenden Mährchen zu ähnlich, um selbst in dem Munde eines weit zuverlässigern Erzählers als Jamblichus ist Glauben zu verdienen.

Um indessen nicht etwa bei meinen Leserinnen in den Verdacht zu kommen, als ob ich ihr Geschlecht ohne zureichende Ursache einer Heldin berauben wolle, will ich ihnen dieses Geschichtchen aus dem einunddreißigsten Kapitel seines Lebens des Pythagoras nacherzählen. — Der Tyrann Dionysius von Syrakus (sagt er) kam auf den Einfall, einigen in den Pythagorischen Mysterien eingeweihten Personen, die zu gewissen Zeiten von Tarent nach Megapontum zu reisen pflegten, durch eine überlegene Anzahl Syrakuser aufpassen, und die guten Leute mit Gewalt entführen zu lassen. Sein eigener Schwager Eurymenes schämte sich nicht, sich zu diesem häßlichen Auftrage gebrauchen zu lassen. Er legte sich mit dreißig wohlbewaffneten Kriegsknechten in einen Hohlweg, den die Pythagoräer nothwendig passiren mußten; und als diese, ungefähr zehn Personen stark, in ihrer Unschuld daher

zogen, fiel er unversehens mit großem Geschrei über sie her. Die guten Leute, wiewohl unbewaffnet, schlugen sich dennoch, wie es dem Pythagorischen Ordensmuth geziemte, eine gute Weile mit den dreißig Soldaten herum; endlich aber, wie sie zu merken anfingen daß die Partie gar zu ungleich sey, glaubten sie der Tugend nichts zu vergeben, wenn sie sich mit der Flucht zu retten suchten. Denn (sagt der weise Jamblichus) die gesunde Vernunft lehrt, daß die Tapferkeit darin besteht, daß man wisse, wann und wo man fliehen, und wann und wo man ausdauern soll. Sie würden auch, da sie leicht zu Fuß, die ihnen nachsetzenden Feinde hingegen schwer bewaffnet waren, glücklich entkommen seyn, wenn sie nicht auf der Flucht an ein großes Bohnenfeld, das bereits voller Schoten war, gerathen wären. Da ihnen nun das Pythagorische Dogma nicht erlaubte, eine Bohne auch nur anzurühren, so blieben sie auf einmal stehen, wehrten sich noch mit Steinen und Knütteln und allem was ihnen vor die Hand kam, so lange sie konnten, und ließen sich zuletzt alle zusammen lieber todt schlagen, als daß sie sich ergeben hätten. Eurymenes, sehr mißmüthig darüber, daß er auch nicht mit einem einzigen lebendigen Pythagoräer vor dem Tyrannen erscheinen sollte, ließ die Erschlagenen begraben, richtete ihnen ein Heldendenkmal auf, und zog mißmuthig nach Hause. Unterwegs stieß er auf einen andern Pythagoräer, Myllias von Kroton, der mit seiner im zehnten Monat schwanger gehenden Ehegattin Timycha von den übrigen zurückgelassen worden war, weil die gute Frau, ihrer Bürde wegen, nicht gleichen Schritt mit ihnen halten konnte. Sogleich läßt sie der edle Eurymenes lebendig gefangen nehmen, trägt unterwegs große Sorge daß ihnen nichts abgehe, und langt endlich wohlbehalten bei dem Tyrannen an. Dieser läßt sich den ganzen

Hergang erzählen, bezeigt sich sehr betrübt darüber, und verspricht dem Pythagorischen Ehepaar, daß er sie vor allen andern in hohen Ehren halten würde, wenn sie mit ihm regieren wollten. Da aber Myllias und Timycha sich zu nichts verstehen wollten, fuhr Dionysius fort: antwortet mir wenigstens nur auf eine einzige Frage, so will ich euch unversehrt und mit einer ehrenvollen Begleitung wieder nach Hause schicken. Was war die Ursache, Myllias, warum deine Freunde lieber sterben als durch ein Bohnenfeld entfliehen wollten? Sie, versetzte Myllias, wollten lieber sterben als auf Bohnen treten: und ich will lieber sterben, als dir die Ursache sagen, warum wir auf keine Bohnen treten. Dionysius, dessen Neugier durch diese Antwort aufs höchste stieg, ließ den Pythagoräer sogleich mit Gewalt wegführen, und befahl Tortur-Instrumente herbei zu bringen und die Timycha zu foltern, in Hoffnung, eine schwangere und der Unterstützung ihres Mannes beraubte Frau würde durch die Furcht der Marter leicht dahin zu bringen seyn, ihm das Geheimniß zu entdecken. Aber die heldenmüthige Frau, ohne sich lange zu bedenken, biß sich selbst die Zunge ab und spie sie dem Tyrannen ins Gesicht, um ihm zu zeigen, wenn auch die zärtere weibliche Natur durch die Folter gezwungen werden könnte, etwas, das sie zu verschweigen schuldig sey, zu verrathen, so habe sie doch Muth genug, sich selbst des dazu erforderlichen Organs zu berauben, und ihr Geheimniß dadurch in Sicherheit zu setzen.

Was man auch von dieser Erzählung halten mag, so däucht mich, Beispiele einer weniger ungewöhnlichen Stärke der Seele, Beispiele der Mäßigung, der Selbstverläugnung, der Geduld, und der Standhaftigkeit in Gelegenheiten, die im gemeinen und häuslichen Leben häufig genug vorkommen,

würden den Pythagorischen Frauen ebensoviel Ehre gemacht haben, und für den größern Theil ihres Geschlechts zur Aufmunterung und Nachfolge dienlicher gewesen seyn, als dieses Beispiel eines beinahe unnatürlichen Heroismus. Manche der Welt unbekannte Frau übt in dem engen Kreise ihres häuslichen Lebens unscheinbare Tugenden aus, zu welchen oft ein höherer Grad von Stärke des Gemüths erfordert wird, als derjenige ist, womit auf dem großen Schauplatze der Welt die Thaten gethan werden, welche die Bewunderung der Menge erregen und die Federn der Geschichtschreiber beschäftigen! Und beruht nicht größtentheils auf jenen unscheinbaren Tugenden das Wohl der Familien, so wie auf diesen der Wohlstand des Staats? Pythagoras scheint mir — so viel ich aus den wenigen ächten Ueberbleibseln seiner Philosophie und den beinahe ganz verloschnen Spuren seiner Lebensgeschichte schließen kann — über alles dieses gedacht zu haben, wie derjenige denken muß, der sich zum sittlichen Arzt verderbter Menschen und Staaten berufen fühlt; und wenn auch das Wenige, was uns Justinus von seiner zu Kroton bewirkten Sittenverbesserung erzählt, das Einzige wäre was wir von ihm wüßten, so wäre es genug uns zu überzeugen, daß seine Philosophie nicht auf Schwärmerei, oder täuschende Gaukelkünste (wie viele, die ihre Meinung von ihm auf die Autorität eines Porphyrius, Jamblichus und ihresgleichen stützen, von ihm urtheilen), sondern auf richtige und wahre Schätzung der menschlichen Dinge gegründet war.

5.

Unter den Pythagorischen Frauen scheint Theano, die Gemahlin des Pythagoras, noch mehr durch ihre persönlichen Vorzüge, als das Ansehen, welches ihr diese Verbindung mit dem Haupte des Ordens gab, die erste und merkwürdigste gewesen zu seyn. Aber eben das Schicksal, das die ganze Pythagorische Gesellschaft nebst ihrem Stifter betroffen hat, hat uns der Mittel beraubt, auch mit dieser merkwürdigen Frau genauer bekannt zu werden. Etliche Briefe an Freundinnen, die unter ihrem Namen gehen, und einige einzelne Züge, die uns von verschiedenen alten Schriftstellern aufbehalten worden, sind alles was den Menschenkenner in den Stand setzen kann, sich einige Vorstellung von ihrem Geist und Charakter zu machen.

Theano war, der wahrscheinlichsten Meinung zufolge, die Tochter eines Krotoners: und ich glaube mich nicht irren zu können, wenn ich ihre Verbindung mit dem liebenswürdigen Weisen für eine Folge der enthusiastischen Hochachtung halte, die er sich unter den Einwohnern von Kroton erworben hatte. Denn es ist auf keine Weise wahrscheinlich, daß er vor seiner Niederlassung in Groß-Griechenland, d. i. in der ersten Hälfte seines Lebens, die er größtentheils auf seine Reisen und seinen Aufenthalt in Aegypten verwendet hatte, schon vermählt gewesen seyn sollte. Die Person, in welcher ein Pythagoras seine Hälfte erkannte, und die er so sehr liebte, daß er von einem gewissen erotischen Dichter, Hermesianax (aus dessen verliebten Elegien an die berühmte Hetäre Leontium uns Athenäus ein ziemlich großes Stück aufbehalten hat) beschuldigt wird, rasend in sie verliebt gewesen zu seyn — diese Person muß um so gewisser alle Vor-

züge und Tugenden ihres Geschlechtes in sich vereiniget haben, als es selbst für den Erfolg seines ganzen Instituts wesentlich war, daß die Gemahlin desjenigen, der die Sitten einer ganzen Nation verbessern wollte, würdig wäre, im Charakter einer Ehegattin und Mutter allen Frauen zum Vorbild aufgestellt zu werden, ja selbst sowohl die Theilnehmerin seiner geheimsten Gedanken und Entwürfe als die Gehülfin ihrer Ausführung zu seyn.

Wir befinden uns, wie gesagt, mit dieser Frau, welche aller Wahrscheinlichkeit nach eine der vorzüglichsten Personen ihres Geschlechtes war, in dem Fall eines Künstlers, der aus dem Bruchstück eines Armes oder Fußes, einem Finger und einem zerstümmelten Kopfe, die Bildsäule der Juno oder Venus eines Polyklet wieder herstellen sollte. Dieß zu versuchen ist hier meine Absicht nicht; ich begnüge mich meinen Leserinnen (denn für Leserinnen ist der gegenwärtige Aufsatz eigentlich bestimmt) diese Bruchstücke vorzulegen, wie sie zu uns gekommen sind; nicht zweifelnd, ihre angeborne Divinationskraft werde sie daraus eben so gut, und vielleicht noch sicherer, auf die ursprüngliche Schönheit des durch die Zeit zerstörten Götterbildes schließen lassen, als das Auge der Liebe aus dem zufällig entdeckten Anfang eines zierlichen Fußes oder der leisen Verrätherei einer unvermerkt gesprungnen Stecknadel die schönen Formen ahnet, woraus Gewohnheit und conventioneller Wohlstand unter gesitteten Völkern weislich ein Geheimniß macht.

---

6.

Ich fange mit den größern Stücken und also mit den Briefen der Theano an, welche der berühmte Aldus Manutius, in seiner mit Hülfe des gelehrten Griechen Marcus Musurus zu Stande gebrachten Sammlung von Briefen verschiedener Griechischen Philosophen, Redner, Dichter und anderer berühmter Personen, zu Venedig im Jahre 1499 zuerst durch den Druck bekannt gemacht hat.

Die Frage, was von der Aechtheit dieser Briefe zu halten sey (worüber die Meinungen der Gelehrten vermuthlich immer getheilt bleiben werden), kann, bei Ermanglung zureichender Entscheidungsgründe, durch keine andern als innere Kennzeichen ausgemacht werden; und am Ende wird wohl immer bei jedem gelehrten Leser ein gewisses Gefühl, das sich schwerlich ganz in deutliche Begriffe auflösen läßt, den Ausschlag geben müssen. Wenn ich dem meinigen trauen darf, so finde ich in den drei Briefen, die ich meinen Leserinnen vorlege, nichts, was Verdacht bei mir erweckte, daß sie nicht von einer Frau, und von einer Frau, wie ich mir die Gemahlin des Pythagoras vorstelle, geschrieben seyn könnten: im Gegentheil ich finde ihnen einen so sichtbaren Charakter von kunstloser weiblicher Einfalt im Styl und von Pythagorischem Geiste in Gedanken und Vorstellungsart eingedrückt, daß ich — ungeachtet aller Vermuthungen, welche die Aldinische Briefsammlung gegen sich hat — an ihrer Aechtheit nicht zweifeln mag. — Ueber die Frage, ob diese Briefe nicht einer andern jüngern Theano zuzuschreiben seyen, werde ich meine Meinung in der Folge sagen. Zuerst also die Briefe selbst.

---

## Theano an Eubula.

Ich höre du ziehest deine Kinder gar zu zärtlich auf. Dein Wille ist, eine gute Mutter zu seyn: aber, meine Freundin, die erste Pflicht einer guten Mutter ist, nicht sowohl dafür zu sorgen, daß sie ihren Kindern angenehme Empfindungen verschaffe, als sie so früh als möglich an das was die Grundlage jeder Tugend ist, an Mäßigung und Bezähmung der sinnlichen Begierden, zu gewöhnen. Du hast dich also wohl vorzusehen, daß die liebende Mutter nicht die Rolle einer Schmeichlerin bei ihnen spiele. Kinder, die von ihrem zartesten Alter an wollüstig erzogen sind, müssen nothwendig unvermögend werden, dem Reiz der Sinnenlust, der so mächtig auf sie wirkt, jemals widerstehen zu können. Es ist demnach Pflicht, meine Liebe, sie so zu erziehen, daß ihre Natur keine verkehrte Richtung bekomme; welches geschieht, wenn die Liebe zum Vergnügen in ihrer Seele die Oberhand gewinnt und ihr Körper gewöhnt wird immer angenehme Gefühle zu verlangen, folglich dieser übermäßig weichlich und reizbar, jene eine Feindin aller Arbeit und Anstrengung werden muß. Daher ist nichts nöthiger, als daß wir unsre Zöglinge in demjenigen am meisten üben, wovor sie sich am meisten scheuen, wenn sie gleich traurige Gesichter dazu machen und ihnen wehe dabei geschieht: es gibt kein besseres Mittel, zu machen, daß sie, anstatt Sklaven ihrer Leidenschaften und eben so verdrossen zur Arbeit als nach Wollust gierig zu werden, eine frühzeitige Hochachtung für das was schön und edel ist bekommen, und jener sich enthalten, diesem hingegen sich ergeben lernen.

Also, liebe Freundin, wenn du deine Kinder gar zu überflüssig und köstlich nährst; vielen Aufwand machst, um ihnen

bald dieses bald jenes Vergnügen zu verschaffen; sie immer spielen und Muthwillen treiben lässest; ihnen gestattest alles zu sagen und zu beginnen, was ihnen einfällt; immer befürchtest das liebe Kind möchte weinen, und dir Mühe gibst es lachen zu machen; lachst und deine Freude daran hast, wenn es nach seiner Wärterin schlägt oder dir selbst garstige Namen gibt; ferner, wenn du so große Sorge trägst, die Kinder im Sommer immer kühl, im Winter immer recht warm und weich zugedeckt zu halten: so erlaube mir zu sagen, daß du sehr unrecht daran thust. Siehst du nicht, daß armer Leute Kinder, die von diesem allem nichts wissen, dem ungeachtet leichter aufkommen, wachsen und gedeihen, und sich überhaupt weit besser befinden? Du hingegen ziehst deine Söhne wie lauter kleine Sardanapalen auf, und gibst ihrer männlichen Natur durch diese Verzärtelung einen Knick, wovon sie sich nie wieder erholen kann. Ich bitte dich, was soll aus einem Knaben werden, der, wenn er nicht den Moment zu essen kriegt, weint? wenn er essen soll, immer nur das Leckerhafteste verlangt? wenn's heiß ist, gleich vergehen will, wenn's kalt ist, schlottert? wenn ihm etwas verwiesen wird, widerbellt und Recht haben will? wenn man ihm nicht alles gibt was er verlangt, das Maul hängen läßt? wenn er nicht immer geäzt wird, sich erbost? — Was kann aus solchen verzärtelten Kindern, wenn sie zu männlichen Jahren kommen, anders werden, als elende Sklaven ihrer eigenen und fremder Leidenschaften?

Mache dir also eine ernstliche Angelegenheit daraus, liebe Freundin, eine gänzliche Reform mit deiner Kinderzucht vorzunehmen, und anstatt dieser weichlichen eine strenge Erziehung in deinem Hause einzuführen. Laß sie Hunger und Durst, Hitze und Kälte ausstehen lernen, und gewöhne sie

mit Geduld zu ertragen, wenn sie von andern ihres Alters oder von ihren Vorgesetzten beschämt werden. — Denn Abhärtung, Arbeit und Erduldung körperlichen Ungemachs sind für junge Gemüther, was das Alaunwasser für die Zeuge, die man in Purpur färben will: je stärker sie damit getränkt worden sind, desto tiefer dringt die Farbe der Tugend ein, desto schöner, feuriger und dauerhafter wird sie. Siehe also zu, meine Liebe, daß es deinen Kindern nicht ergehe, wie den Reben, die, von schlechten Säften genährt, nothwendig schlechte Trauben tragen; oder, wie sollte eine üppige und weichliche Erziehung bessere Früchte bringen können, als Leichtfertigkeit, Uebermuth und das Gegentheil von jeder Eigenschaft, wodurch ein Mensch sich selbst und andern nützlich ist?

---

## Theano an Nikostrata.

Auch mir, liebe Freundin, ist zu Ohren gekommen, was von deinem Manne verlautet, der, wie es heißt, die Thorheit hat sich eine Hetäre zu halten: aber mir ist leid, daß ich zugleich hören muß, du seyest schwach genug, eifersüchtig darüber zu seyn. Was deinen Gemahl betrifft, so kenne ich der Männer nur zu viele, die mit seiner Krankheit behaftet sind. Die armen Leute lassen sich, wie dumme Vögel, durch die Lockungen dieser Geschöpfe fangen; sie scheinen von dem Augenblicke an, da sie ins Garn eingegangen sind, alle Besinnung verloren zu haben, und verdienen in dieser Rücksicht mehr Mitleiden als Unwillen. Du hingegen überlässest dich Tag und Nacht einer unmäßigen Traurigkeit und Verzweiflung, und beschäftigst dich mit nichts, als wie du ihn beun=

ruhigen und ihm den Genuß seiner neuen Liebschaft verkümmern wollest. Das solltest du nicht thun, meine Liebe! Die Tugend einer Ehefrau ist nicht, ihren Mann zu belauern und zu hüten, sondern sich in ihn zu schicken; und dieß thut sie, wenn sie seine Thorheiten mit Geduld erträgt. Zudem sieht er in seiner Hetäre bloß eine Person bei der er Vergnügen sucht, in seiner Frau hingegen eine Gattin die einerlei Interesse mit ihm hat. Euer gemeinschaftliches Interesse aber ist, Uebel nicht mit Uebeln zu häufen: und wenn er ein Thor ist, so ist dieß kein Grund, daß du darum eine Thörin seyn mußt. Es gibt Leidenschaften, meine Freundin, die durch Vorwürfe nur mehr gereizt, durch Schweigen und Geduld hingegen desto eher gehoben werden: wie man zu sagen pflegt, ein Feuer, das man ruhig brennen lasse, erlösche von sich selbst. Eine Frau, die ihrem Manne, wenn er seine Untreue vor ihr zu verbergen sucht, Vorwürfe macht, zieht die Decke weg, hinter welcher er heimlich zu sündigen hoffte; und was gewinnt sie damit? Er sündigt fort und läßt sie zusehen. Wenn du dir von mir rathen lassen willst, Liebe, so denke nicht, seine Zuneigung zu dir sey nothwendig an die Unsträflichkeit seiner Sitten gebunden. Betrachte die Sache in einem andern Lichte. Denke, daß deine Verbindung mit ihm eine Gemeinschaft für das ganze Leben ist — daß er zu seiner Hetäre nur geht, weil er gerade nichts Klügeres zu thun weiß, und sich die lange Weile bei ihr zu vertreiben hofft — und daß er immer wieder zu dir zurückkommt, weil er mit keiner andern als dir zu leben wünscht. Dich liebt er wenn die Vernunft Herr über ihn ist, jene aus Leidenschaft; aber die Leidenschaft dauert eine kurze Zeit, man wird ihrer bald satt, und sie vergeht eben so schnell wieder als sie entstanden ist. Ein Mann müßte ein ausgemachter Taugenichts seyn,

den eine Hetäre auf lange Zeit fesseln könnte. Denn was ist thörichter als ein Genuß, wodurch wir uns selbst Unrecht thun? Es wird nicht lange anstehen, so wird er merken, welchen Schaden er seinem Vermögen und guten Namen dadurch zufügt. Kein Mensch, der seinen Verstand nicht gänzlich verloren hat, läuft mit sehenden Augen in sein Verderben. Sey also versichert, das Recht, das du an ihn hast, wird ihn dir zurückbringen. Er wird einsehen, wie nachtheilig eine solche Lebensart seinem Hauswesen ist; er wird die Schmach der allgemeinen Mißbilligung nicht länger ertragen können; sein Gefühl für dich wird wieder erwachen, und er wird bald wieder anderes Sinnes werden.

Du hingegen, liebe Freundin, anstatt dich mit einer Hetäre messen zu wollen, zeige den großen Unterschied zwischen dir und einer solchen Dirne durch anständiges Betragen gegen deinen Mann, sorgfältige Führung deines Hauswesens, gutes Vernehmen mit deinen Bekannten, und wahre Mutterliebe zu deinen Kindern. Erweise diesem Geschöpfe die Ehre nicht mit ihr zu eifern. Denn nur mit tugendhaften Personen zu eifern ist schön. Deinem Manne hingegen zeige dich immer zur Aussöhnung bereit. Ein edles Betragen gewinnt uns endlich sogar das Herz unsrer Feinde, und die Tugend, aber auch sie allein, erwirbt uns die allgemeine Achtung. Durch sie kann eine Frau in gewissem Sinne über ihren Mann selbst Gewalt bekommen, und er wird immer lieber von einem solchen Weibe hochgeschätzt, als gleich einem Feinde belauert seyn wollen. Je mehr Achtung du ihm zeigst, desto beschämter wird er werden, desto eher sich mit dir auszusöhnen verlangen, und dich dann um so stärker und zärtlicher lieben, wenn er, durch Betrachtung deiner untadeligen Aufführung und deiner Liebe zu ihm, zu einem so viel lebhafteren Gefühl

seines Unrechts gegen dich gebracht worden ist. Euer Glück wird dann dieser kurzen Unterbrechung wegen nur desto größer seyn. Denn so wie nach einer überstandenen Krankheit nichts Süßeres ist als das erste Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit, so enden sich auch die Mißhelligkeiten unter Freunden in einer desto innigern Gemüthsvereinigung. —

Nun, meine Freundin, stelle diesem Rath die Eingebungen der Leidenschaft entgegen! Diese rathet dir, weil er krank ist, sollst du dich durch Gram und üble Laue ebenfalls krank machen; weil er gegen die Rechtschaffenheit sündigt, sollst du wenigstens gegen die Anständigkeit sündigen; weil er seinem Vermögen und Credit Schaden zufügt, sollst du das deinige auch dazu beitragen, indem du dich über ihn hinaufzusetzen scheinst und dein Interesse von dem seinigen absonderst. Du glaubst ihn zu züchtigen, und strafst dich selbst. Denn, sage mir, wie willst du dich an ihm rächen? Etwa dich von ihm scheiden? So wirst du, weil du doch noch viel zu jung bist verwittwet zu bleiben, es wieder mit einem andern Manne versuchen, und, wenn dieser in den nämlichen Fehler fällt, wieder mit einem andern — oder dich entschließen müssen, dein Leben ledig und einsam zuzubringen — oder willst du dich nicht mehr um deine Haushaltung bekümmern, und, indem du alles drüber und drunter gehen lässest, deinen Mann zu Grunde richten? Würdest du dich dadurch nicht selbst zugleich mit ihm unglücklich und elend gemacht haben? — Du drohest der Hetäre mit deiner Rache? Sie wird sich vor dir in Acht zu nehmen wissen: und wolltest du es bis zu einem persönlichen Angriff treiben, so rechne darauf, daß ein Weib, die der Scham entsagt hat, streitbar ist. — Hältst du es für etwas Schönes, alle Tage mit deinem Manne in Zank und Hader zu gerathen, so bedenke, daß alles Keifen und

Schelten seinen Ausschweifungen kein Ziel setzt, sondern bloß eure Zwietracht immer unheilbarer macht. Oder wie? solltest du etwa gar mit Anschlägen gegen seine Person umgehen? Nein, meine Freundin! da würde die Tragödie, die uns die Verbrechen einer Medea in ihrem ganzen Zusammenhang darstellt, ihren Zweck sehr an dir verfehlen; denn sie lehrt uns die Eifersucht zu bezähmen, nicht ihr den Zügel schießen zu lassen. Die Krankheit, an der du leidest, gleicht in diesem Stücke den Augenkrankheiten; man muß schlechterdings die Hände davon zurückhalten: Geduld und Standhaftigkeit sind das einzige Mittel, wodurch du sie zu heilen hoffen kannst.

---

## Theano an Kallisto.

Die Gesetze haben euch jungen Frauen zwar die Gewalt gegeben, euer Hausgesinde zu regieren sobald ihr heirathet: aber wie ihr regieren sollt, überlassen sie euch von den ältern zu lernen, die ohnehin so gern von Oekonomie sprechen und gute Lehren geben. Es ist eine schöne Sache, das, was man nicht weiß, zu lernen, und den Alten zuzutrauen, daß sie durch ihre Erfahrenheit am geschicktesten sind uns guten Rath zu geben. Eine Person, die noch erst so kürzlich aus dem jungfräulichen Stand in den häuslichen getreten ist, kann nicht früh genug anfangen, ihre junge Seele mit solchen Dingen zu nähren. —

Das erste, was eine Frau in ihrem Hause zu regieren hat, sind ihre Mägde; und hierbei, meine Liebe, kommt alles darauf an, es dahin zu bringen, daß sie dir mit gutem Willen dienen. Die Herzen unsrer Sklavinnen werden nicht zugleich

mit ihren Personen gekauft: jene muß eine verständige Herrschaft sich erst durch ihr Betragen zu eigen machen; und dieß geschieht, wenn man ihnen nicht mehr zumuthet als recht ist, und sie so behandelt, daß sie weder unter zu vieler Arbeit einsinken, noch aus Mangel an hinreichender Nahrung unvermögend werden müssen. Denn sie sind Menschen wie wir. Es gibt Frauen, die zu ihrem größten Schaden viel dabei zu gewinnen glauben, wenn sie ihre Mägde recht übel halten, sie mit Arbeit überladen, und ihnen so viel sie nur immer können an ihrem nothdürftigen Unterhalt abbrechen. Böser Wille, Untreue und heimliche Zusammenverschwörung des Gesindes gegen das Interesse der Herrschaft sind die natürlichen Folgen davon; um etliche Dreier im Einzelnen zu ersparen, zieht man sich einen Schaden zu, der zuletzt ins Große läuft. Um nicht in diesen Fehler zu verfallen, meine Liebe, wirst du am besten thun, deinen Sklavinnen etwas Gewisses und Festgesetztes, nach Proportion der Wolle, die sie gesponnen oder verarbeitet haben, zu ihrem täglichen Unterhalt zuzumessen, so daß sie desto besser leben können, je fleißiger sie gewesen sind. Was aber ihre Vergehungen betrifft, so siehe dabei hauptsächlich auf das, was dir selbst anständig ist. Strafe deine Mägde, je nachdem sie mehr oder weniger verschuldet haben, ohne Zorn und ohne Grausamkeit; denn was dir jener an deiner Würde benommen hat, kann durch diese nicht wieder ersetzt werden. Wenn du immer deiner selbst mächtig bleibst, so kannst du ihnen nur desto besser zeigen, daß du entschlossen seyest, keine Unarten noch Bosheiten an ihnen zu dulden. Sind ihre Laster unverbesserlich, so mache lieber daß du ihrer auf einmal los wirst und verkaufe sie; denn was soll dir die Herrschaft über ein Ding, das dir unnütz ist? In allem diesem aber nimm im-

mer die Vernunft zur Rathgeberin; sie wird dich nicht nur belehren, ob wirklich gefehlt worden ist, damit du nicht einem Unschuldigen Unrecht thust, sondern auch wie groß der Fehler sey, damit du die Strafe dem Vergehen proportioniren kannst. Oft ist Nachsicht und Verzeihung die vernünftigste Maßregel, die eine Frau nehmen kann, um größern Schaden zu verhüten, und ihr Ansehen, worauf in den häuslichen Verhältnissen so viel ankommt, beizubehalten. Manche Frauen können so grausam seyn, ihre Sklavinnen zu geißeln, und in einem Anfall von Zorn oder Eifersucht ihren Grimm auf eine unmenschliche Art an ihnen auszulassen, um, wie sie sagen, ein abscheuliches Exempel an den armen Geschöpfen zu statuiren. Aber was ist der Vortheil, den sie von einem so strengen Hausregiment haben? Die einen grämen sich über das Marterleben, das sie führen müssen, vor der Zeit zu Tode; andere suchen ihr Heil in der Flucht; noch andere haben sogar aus Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt. Wenn sich dann zuletzt die Frau in ihrem Hause allein sieht, und mit ihrem Schaden die Unklugheit ihrer häuslichen Regierung bejammert, dann kommt die Sinnesänderung zu spät. Erinnere dich, meine junge Freundin, der Saiten auf einem Instrumente, die, zu wenig gespannt, keinen Ton von sich geben, und, zu hoch gespannt, springen. Gerade so verhält es sich zwischen einer Frau und ihrem Gesinde. Durch zu viel Nachsicht verliert die Frau ihr Ansehen, und die Mägde vergessen ihre Schuldigkeit; zu viel Strenge hingegen kann die Natur nicht aushalten. Und so gilt auch hier der goldne Spruch:

Der Mittelweg ist überall der beste.

---

7.

Dieß sind die drei Briefe der Theano, die aus einer vermuthlich weit größern Anzahl durch die Gunst des Zufalls dem Schicksal der übrigen entronnen sind, und von deren Aechtheit ich meines Orts überzeugt bin. Verschiedene alte Autoren erwähnen noch einer jüngern Theano, die von den meisten (nach der gewöhnlichen Ungenauigkeit der Griechen in solchen Dingen) immer mit der ältern, so wie diese mit jener, vermengt wird. Mir scheint es Jamblichus am besten getroffen zu haben, nach welchem die eine mit dem Pythagoras selbst und die andere mit Brontinus, einem seiner vornehmsten Anhänger zu Kroton, vermählt war. Diese letztere macht eine ungenannte Biographie des Pythagoras (die von der andern nichts zu wissen scheint) zu einer Tochter dieses Weisen; und mir ist wahrscheinlich, daß die Vermahnungen an Frauenzimmer und die Denksprüche verschiedener Personen aus dem Pythagorischen Orden, die ihr von Suidas zugeschrieben werden, nichts anders als Sammlungen waren, die diese jüngere Theano theils von den Briefen ihrer Mutter und anderer Frauen des Ordens, theils von sogenannten Apophthegmen, oder denkwürdigen Sinn- und Sittensprüchen derselben, die ihr aufbehaltenswürdig schienen, gemacht hatte; Sammlungen, aus welchen vermuthlich sowohl die mitgetheilten Briefe, als folgende Apophthegmen sich als Fragmente zufälliger Weise erhalten haben.

* * *

Theano wurde einst gefragt, wodurch sie berühmt zu werden gedächte? — Die Frage sollte vielleicht eine Schlinge seyn. — Sie antwortete mit dem Homerischen Verse:

Fleißig die Spindel drehend und meines Ehebetts wartend.

Einer andern Person, welche von ihr wissen wollte, worin der Inbegriff dessen, was einer Frau ziemt, bestehe, antwortete sie: ganz für ihren eigenen Mann zu leben.

Meines unmaßgeblichen Erachtens wiegen diese beiden kurzen Antworten alle goldnen Sprüche des Pythagoras auf, und enthalten (wie sehr auch der Geist, worin Theano sie gab, aus der Mode gekommen seyn mag) den Text zu einer sehr vollständigen Sitten- und Pflichtenlehre der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts. Wir würden bald bessere Zeiten sehen, und es würde in weniger als einem halben Jahrhundert eine wunderbare Regeneration aller unsrer ihrem Untergang zueilenden Europäischen Staaten erfolgen, wenn ein Trichter erfunden werden könnte, allen jetzt lebenden Frauen und Jungfrauen die Sinnesart einzugießen, die in diesen einfältigen Antworten der schönen Theano athmet.

Die Griechischen Frauen, die in den Mysterien der Ceres eingeweiht waren, sahen sich durch die Gesetze derselben genöthiget, neun Tage, theils vor theils während der Begehung der Thesmophorien, von ihren Männern abgeschieden zu leben. Wenn die Meinung, die uns Herr von Pauw von dem feurigen Temperament der Griechischen Damen beibringen möchte, gegründet wäre, so müßten ihnen allerdings diese neun Tage und Nächte etwas lang vorgekommen seyn. Ein Spötter könnte vielleicht eine mitleidige Rücksicht auf diesen Umstand in der Antwort finden, welche Theano einer jungen Frau gab, von welcher sie gefragt wurde, nach wie langer Zeit eine Frau, die sich einem Manne genähert habe, rein genug sey, um den Thesmophorien beiwohnen zu können? „Sogleich, wofern es ihr eigener ist, antwortete Theano; und ist es ein anderer, niemals.“ — Ich sehe in dieser Antwort nichts als eine mit wenig Worten sehr viel sagende Belehrung einer

jungen Person, die (nach ihrer Frage zu urtheilen) von der ehelichen Verbindung und von den Thesmophorien gleich unrichtige Begriffe hatte. Die Mysterien der ersten (wollte die eben so aufgeklärte als tugendhafte Theano sagen) sind zu heilig, als daß eine Ehefrau, die ihren Pflichten getreu ist, jemals durch sie verunreiniget werden könnte; und die andern sind es so sehr, daß eine Frau, die jene zu profaniren fähig ist, durch keine Abstinenztage rein genug werden kann, sie jemals ohne Entheiligung begehen zu können.

Es geschah einst zufälligerweise, daß einer ihrer Bekannten, ohne daß sie es gewahr wurde, Gelegenheit bekam, ihren Arm bis über den Ellenbogen entblößt zu sehen. Welch ein schöner Arm! rief er aus. — Aber nicht für jedermann (all' u demosios), sagte Theano. — Man begreift nicht gleich, was an diesem Worte so Witziges oder Besonderes seyn soll, daß es von einem Moralisten, zwei Kirchenvätern und einer kaiserlichen Prinzessin als ein gar merkwürdiges Apophthegma citirt worden ist. Um den ganzen Nachdruck des Wortes demosios auszudrücken, hätte ich eigentlich übersetzen sollen: aber er gehört nicht dem Publicum an. Man sieht, daß ein zwar indirecter, aber ziemlich scharfer Verweis in der Wendung dieser Antwort liegt. Wenn ich (will sie sagen) eine Bildsäule wäre, die an einem öffentlichen Platze stände und ihren Arm zeigte, so wäre jedermann berechtigt, ihn anzusehen und in so laute Ausrufungen über seine Schönheit auszubrechen als ihm beliebte; denn da gehörte er dem Publicum an. Bei einer Hetäre oder öffentlichen Tänzerin wär' es eben dasselbe. Aber es war unschicklich und gegen die Ehrerbietung, sich eine solche Ausrufung zu erlauben, wenn man durch ein Ungefähr den Arm der Gemahlin des Pythagoras unverhüllt zu sehen bekommen hatte: wenn die Bescheidenheit in

einem solchen Falle auch den Augen erlaubt, sich die Gunst des Zufalls zu Nutze zu machen, so sollte sie wenigstens den Mund verschließen. — Freilich erfordern die heutigen Begriffe von Galanterie gerade das Gegentheil; und nach diesen kam Theano mit der bloßen Ausrufung des unbescheidenen Zuschauers noch leicht genug davon: aber sie nahm es, wie man sieht, etwas schärfer mit dem was sich für eine ehrliche Frau schickt; und vielleicht las sie auch in den Augen dieses Profanen etwas, das eine Antwort, die ihn sogleich in seine Schranken zurückwies und vermuthlich mit keinem sehr anziehenden Lächeln begleitet war, nothwendig machte. Eine Petite Maîtresse hätte sich freilich anders benommen!

Die Alten schreiben ihr auch ein Buch über die religiöse Frömmigkeit (Eusebia) zu, aus welchem vermuthlich der folgende, von Clemens Alexandrinus angezogene Gedanke genommen ist: „dieses Leben wäre eine wahre Lustpartie für die Lasterhaften, wenn die Seelen nicht unsterblich wären, und der Tod wäre in diesem Fall für sie Gewinn.“ — Ein Gedanke, der zwar keine scharfe Prüfung aushält, aber doch, in ein gewisses Licht gestellt, für die meisten etwas so Einleuchtendes hat, daß Plato selbst kein Bedenken trug Gebrauch von ihm zu machen.

Nach dem Zeugnisse des Didymus soll Theano auch Verse gemacht, und (wie Theodoretus, ich weiß nicht aus welcher Quelle, berichtet) nach dem Tode des Pythagoras gemeinschaftlich mit ihren Söhnen, Telauges und Mnesarches, der Schule, oder richtiger zu reden, der geheimen Gesellschaft desselben vorgestanden haben.

8.

Unter den Pythagorischen Frauen werden Arignote, Damo und Myia als Töchter des Pythagoras und der Theano genannt. Die beiden erstern sind wenig bekannt; aber von der letztern wird als etwas, das sie mit Einem Zuge charakterisirt, angemerkt: daß sie während ihres jungfräulichen Standes bei festlichen Gelegenheiten den Chor der Jungfrauen, und als Ehefrau den Chor der Frauen geführt habe. Sie war mit dem berühmten Athleten Milo von Krotona vermählt, den seine ungewöhnliche Leibesstärke und die gymnastischen Uebungen nicht verhinderten, ein Freund und Jünger des Pythagoras zu seyn. Man hat nichts von ihr übrig, als einen Brief an eine junge Mutter, über die Wahl einer Amme, der durchaus so verständige Regeln enthält, daß Sokrates und Hippokrates gemeinschaftlich nichts Weiseres über diesen Gegenstand hätten sagen können. Es ist meines Erachtens merkwürdig, daß sich in diesem Briefe (an dessen Aechtheit nicht zu zweifeln ist) auch nicht die geringste Spur zeigt, daß Myia — die doch als eine Tochter des Pythagoras und der Theano die Grundsätze der reinsten Moral unmittelbar aus der Quelle eingesogen hatte — das Selbststillen der Kinder für eine Naturpflicht der Mütter gehalten hätte. In der That überwiegen (seltene Ausnahmen abgerechnet) die Gründe, welche es den Müttern aus den höhern Classen auch sogar des bürgerlichen Standes mißrathen, bei weitem diejenigen, die unsre populären Moralisten, bis auf die trivialsten Romanschreiber herab, seit mehrern Jahren einigen ausländischen Declamatoren nachgehallt haben. Eine Amme, die mit allen den körperlichen und sittlichen Tugenden begabt wäre, welche die weise Myia mit größtem Rechte für unentbehrliche Erfordernisse zu diesem

Dienste hält, dürfte in unsern Tagen nicht viel leichter zu finden seyn, als eine Mutter, welche die Stelle einer so vollkommnen Amme selbst einnehmen könnte. Und so werden denn wohl Ziegen, Kühe oder Eselinnen (bei denen man aller Besorgnisse ihres moralischen Charakters halber überhoben ist) in den meisten Fällen die tauglichsten Ammen seyn — welches hier nur im Vorbeigehen gesagt, und den Müttern — die über die Frage, „wie eine Sache gethan wird,“ nicht so gleichgültig sind als die gute Madame Shandy, Tristrams Mutter — zu näherer Beherzigung empfohlen wird.

Neben dieser Pythagorischen Tochter finden sich unter einer ziemlichen Anzahl andrer Frauen dieses Ordens, deren Name das einzige ist was sich von ihnen erhalten hat, noch drei, welche jenen gewöhnlich beigefügt werden, wiewohl, außer einigen Ueberbleibseln ihrer Schriften, weder von der Zeit wann sie gelebt, noch von ihren Umständen das Geringste bekannt ist. Ihre Namen sind Phintys, Periktione und Melissa. Von den beiden ersten hat uns ein gewisser Johannes von Stobä, der Compilator einer schätzbaren Blumenlese aus ungefähr fünfhundert poetischen und prosaischen Schriftstellern des Alterthums, einige Fragmente aufbehalten.

Das erste ist aus einer Schrift der Phintys gezogen, worin sie von der Tugend, die ihrem Geschlechte besonders und eigens zukomme, von der weiblichen Sophrosyne, handelt — ein Wort, dessen ganze Bedeutung zu erschöpfen mir keines in unsrer Sprache geschickt scheint. Denn es umfaßt alle die besondern Tugenden, die ein wohl geordnetes Gemüth zur Quelle haben: eine Seele, die über ihre Sinne, Begierden und Leidenschaften Herr ist, und sich gern in den engen Kreis der häuslichen Pflichten und der aus ihrer Erfüllung entsprin-

genden Glückseligkeit einschränkt. Sie setzt diese weibliche Sophrosyne, in welcher eigentlich die moralische Schönheit des Weibes bestehe, hauptsächlich in die Keuschheit und eheliche Treue; in Reinlichkeit und äußerste Simplicität in Kleidung und Putz; in Entfernung von allem, was auch nur den leisesten Verdacht der Koketterie und Begierde, andern Männern als ihrem eigenen zu gefallen, auf sie werfen könnte; in die geflissenste Einschränkung in ihr Hauswesen; in Zärtlichkeit und Sorge für ihren Mann, ihre Kinder und ihr Hausgesinde; und in eine von aller abergläubischen oder schwärmerischen Neigung zum Außerordentlichen und Geheimnißvollen gereinigte religiöse Frömmigkeit.

Die Fragmente aus den Schriften der Periktione sind größtentheils nichts als Wiederholung und Bestätigung eben derselben sittlichen Begriffe, Grundsätze und Maximen, auf welche die Pythagorische Schule die Philosophie der Frauen hauptsächlich einschränkte. Periktione eifert sehr gegen Luxus, Hoffart und Wollust; sie geht hierin beinahe so weit als der strengste Cyniker oder Anachoret, ohne daß man sie mit Grund beschuldigen könnte zu weit zu gehen. Wie ungefällig auch ihre Moral gegen die gemeinsten Schwachheiten ihres Geschlechts ist, so kann man sich doch nicht erwehren, ihr völlig Recht zu geben, wenn sie behauptet: daß nur eine Frau, die über alle diese Schwachheiten, über alle Eitelkeit, Sinnlichkeit und Hang zu Müßiggang und Wollust erhaben ist, nur eine durchaus vernünftige, gesetzte, sich selbst genugsame, und allen ihren Pflichten unverrückt getreue Frau, in deren Kopf und Herzen, Innerlichem und Aeußerlichem, kurz, in deren ganzem Leben und Wesen alles zusammenstimmt, alles Harmonie ist — daß nur eine solche Frau fähig sey, ihren Mann, ihre Kinder, ihr ganzes Haus, und, wofern das Schicksal sie zu

der hohen Bestimmung einer Fürstin oder Königin berufen hätte, ganze Staaten und Völker glücklich zu machen. —

In einem andern Fragment schärft sie eine andere Rubrik von Pflichten ein, auf welchen das Wohl der Familien, und also mittelbarerweise das Wohl der Staaten, beruht, „die Pflichten der Kinder gegen die Eltern.“ Auch diese treibt sie — so wie die Pflichten der Ehefrau gegen den Mann — auf die äußerste Spitze, ohne daß man ihr zumuthen könnte, auch nur das Geringste von ihren Forderungen nachzulassen.

Von Melissa ist nichts auf uns gekommen, als ein kleiner Brief an eine junge Dame, die sich einige Belehrung von ihr ausgebeten hatte, was eine vernünftige Frau in Absicht auf ihren Putz zu beobachten habe? Ich hoffe meinen Leserinnen durch die Mittheilung desselben Vergnügen zu machen, wiewohl sie daraus sehen werden, daß die Frauen des Pythagorischen Ordens zu den Hauptartikeln eines Modejournals ihrer Zeit, wofern ein solches schon damals zu Kroton, Tarent oder Sybaris herausgekommen wäre, wenig Beiträge geliefert haben würden.

---

## Melissa an Klearete.

Du scheinst mir von selbst und vermöge einer glücklichen Naturanlage so voll schöner und guter Gesinnungen zu seyn, daß dein so ernstlich bezeigtes Verlangen, etwas über den Putz einer Frau von mir zu hören, mir desto gewissere Hoffnung gibt, du werdest durch alle Stufen des Alters eine getreue Anhängerin der Tugend seyn. Eine verständige und edeldenkende Frau muß sich dem Manne, mit dem sie gesetz=

mäßig verbunden ist, immer in einem stillen unscheinbaren Putze nähern, aber keineswegs prächtig, kostbar und mit entbehrlichen Auszierungen überladen: in einer ganz einfachen, reinlichen weißen Kleidung wird sie immer geputzt genug seyn.

Durchsichtige, ganz purpurne und mit Gold durchwirkte Kleider müssen aus ihrer Garderobe gänzlich ausgeschlossen seyn. Die Hetären, die darauf ausgehen so viele Männer als möglich in ihr Garn zu ziehen, mögen solcher Anlockungen nöthig haben: aber der Schmuck einer Frau, die nur einem einzigen gefallen will und soll, besteht in ihren Sitten, nicht in ihren Kleidern. An einer ehrlichen Frau ist nichts schöner, als wenn sie ihrem eigenen Manne angenehm zu seyn sucht, unbekümmert ob sie einem jeden, der ihr vor die Augen kommt, gefalle oder nicht.

Statt der Schminke diene dir die schöne natürliche Röthe, die ein Zeichen der Schamhaftigkeit ist, und Rechtschaffenheit, Anständigkeit und Sittsamkeit statt goldner Ketten und Edelsteine.

Eine Frau, der die Erfüllung ihrer Pflichten am Herzen liegt, zeigt ihre Liebe zum Schönen nicht in einem kostbaren Aufzuge, sondern in der guten Einrichtung ihres Hauswesens; und sie ist gewiß, daß sie ihrem Manne durch nichts besser gefallen kann, als wenn sie alles nach seinen Wünschen anordnet und ausführt. Denn die Wünsche des Mannes müssen das ungeschriebene Gesetz seyn, nach welchem eine wohlgeartete Frau ihr ganzes Leben führt. Sie muß glauben, daß ihre Tugend und ihr gutes Betragen die reichste Mitgift sey, die sie ihrem Manne zugebracht habe, und daß sie sich weit mehr auf die Schönheit und den Reichthum der Seele als auf äußerliche gute Gestalt und Vermögen zu verlassen habe. Denn diese kann uns eine Krankheit oder die Mißgunst der

Menschen und des Schicksals rauben: jene hingegen bleiben uns bis in den Tod, weil sie einen Theil, und unstreitig den besten Theil, von uns selbst ausmachen.

---

Was denken nun meine Leserinnen von den Frauen des Pythagorischen Ordens? Sie sind freilich zu alt, um Frauen nach der heutigen Welt und Mode zu seyn: auch muß man den Umstand nicht ganz aus den Augen lassen, daß sie sämmtlich in Republiken lebten, deren Verfassung den großen Unterschied der Stände und Conditionen nicht zuließ, der bei den meisten Völkern des heutigen Europa die Gränzen des Schicklichen und Anständigen für einige so sehr erweitert hat.

Bei dem allem dürfte doch schwerlich zu läugnen seyn, daß wir in der Entfernung von der Pythagorischen Sophrosyne unvermerkt bis an den äußersten Rand der andern Extremität gekommen sind, wo einer oder zwei Schritte mehr in unwiederbringliches Verderben stürzen würden.

Wir werden also doch wohl, je eher je besser, wieder umkehren müssen; und leider haben wir einen nur gar zu langen Weg zu machen, bis wir der gegenseitigen Extremität (wenn anders einige, die dieses zu lesen Geduld genug gehabt haben, die Sinnes- und Lebensart einer Theano, Melissa und Periktione mit diesem Namen belegen sollten) so nahe gekommen sind, daß wir, ohne uns selbst zu schaden, stille stehen dürften.

Indessen freue ich mich, hinzusetzen zu können, daß ich, sogar in den höchsten Ständen, mehr als Eine kenne, die, es sey als Jungfrau oder Vermählte, eben so würdig als die Tochter des Pythagoras gewesen wäre, den Chor der Jungfrauen und Frauen zu führen.

Und da mein glückliches Loos mich selbst seit einunddreißig Jahren mit einem Weibe vereinigt hat, die als Ehefrau und Mutter, und in jedem andern reinen menschlichen Verhältniß, von jenen Pythagorischen Frauen für ihre Schwester erkannt worden wäre: so sey mir erlaubt, ihr, zu einem öffentlichen Denkmal der Dankbarkeit für das Glück meines Lebens, das ich ihrer Liebe und ihren Tugenden schuldig bin, und unsern Töchtern, zur Aufmunterung einer solchen Mutter immer ähnlicher zu werden, diesen kleinen Aufsatz hiermit besonders zuzueignen.

# Ehrenrettung

## dreier berühmter Frauen

## des Alterthums

## der Aspasia, Julia und jüngern Faustina.

## I.

# Aspasia.

Die sogenannten Cours d'Amour oder Gerichtshöfe für Liebessachen, welche vermuthlich unsern meisten Leserinnen (wenigstens dem Namen nach) bekannt sind, gehören unter die sonderbarsten Ausgeburten jener seltsamen Mischung von Rohheit und Galanterie, Barbarei und Verfeinerung, die den Hauptzug im Charakter der Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge ausmachen.

Ihr eigentlicher Sitz war das mittägliche Frankreich, wiewohl sie nach und nach auch in die nördlichen Provinzen übergingen, wo sie den Namen Jeux sous l'Ormel, Spiele unter dem Ulmbaum, führten, weil sie gewöhnlich im Mai auf freiem Felde unter dem Schatten einer großen Ulme gehalten wurden.

Die unter dem Namen der Troubadours oder Trouveren bekannten Poeten, oder (wenn man lieber will) Reimer dieser Zeiten, scheinen durch eine Art von Dichterei, Tensons und Jeux-partis genannt — worin es immer um die Entscheidung eines zwischen zwei Damen oder Herren, oder unter zwei Verliebten entstandenen Streites über eine problematische Frage aus der Philosophie oder

Rechtsgelehrsamkeit der Liebe zu thun war — zur Errichtung dieser lächerlich ernsthaften höchsten Reichsgerichte des Liebesgottes Gelegenheit gegeben zu haben.

Da die Producte einer noch ziemlich barbarischen Muse, deren Fruchtbarkeit aber keine Gränzen hatte, damals einen sehr wesentlichen Theil der Unterhaltungen ausmachten, womit sich die Damen auf ihren schwermüthigen und thurmreichen Schlössern die lange Weile vertrieben: so kam der Fall sehr oft, daß die Frauen, oder ihre Ritter (denn in diesen Zeiten mußte jede Dame ihren Ritter und jeder Ritter seine Dame haben), mit der Art, wie der Dichter irgend eine mehr oder weniger erhebliche oder spitzfindige Frage entschieden hatte, nicht zufrieden waren, und eine Revision seines Urtheils vornahmen, die nicht selten zu neuen Streitigkeiten Gelegenheit gab.

Diese vermehrten sich nach und nach dergestalt, daß man endlich auf den Einfall kam, eine Art von Gerichtshöfen zu errichten, denen man das Recht zugestand, sowohl über alle diese erotischen Fragen und Zweifel, als über alle Arten von Zwistigkeiten, die unter Verliebten entstehen könnten, in letzter Instanz zu urtheilen. Die Richter, aus welchen eine solche Cour d'Amour bestand, wurden aus dem Mittel der Damen, Ritter und Dichter des Districts erwählt, und bestanden immer aus Personen, denen man ihrer Scharfsinnigkeit und Erfahrenheit wegen eine vorzügliche Einsicht in Liebes- und Ehrensachen zutrauen konnte.

Die Damen brachten dieses neue Institut — das sich mit den Gegenständen, die für den größten Theil ihres Geschlechts die interessantesten sind, beschäftigte, und das ihnen so viele und mannichfaltige Gelegenheit gab, die Feinheit ihrer Empfindungen, die Schärfe ihres Witzes, und ihre

wundervollen Gaben für die Verwicklung der einfachsten und die Entwicklung der verworrensten Sachen, schimmern zu lassen — die Damen, sage ich, brachten dieses neue Institut, wovon sie natürlicher Weise die Seele waren, gar bald in solche Aufnahme, daß sich diese Gerichtshöfe der Liebe, besonders in der Provence und in Languedoc — „in diesen lustigen Ebenen und unter dieser freudigen Sonne, wo bei jedem Schritte, den man thut, der Verstand von der Einbildungskraft überrascht wird, und Viva la joya aus allen Augen funkelt und auf allen Lippen schwebt" — unglaublich vervielfältigten.

In kurzem dehnten sie ihre Gerichtsbarkeit über das ganze Reich der Liebe und der Galanterie aus; unzählige Händel dieser Art wurden bei ihnen anhängig gemacht: die Parteien unterwarfen sich ohne Murren ihren richterlichen Sprüchen, oder Arrêts d'Amour (wie sie im Kanzleistyl dieser seltsamen Gerichtshöfe genannt wurden), und aus diesen Entscheidungen formirte sich nach und nach eine Art von Gesetzbuch, dessen Autorität in ganz Frankreich anerkannt wurde.

Personen vom ersten Rang präsidirten in diesen Gerichten, und die berüchtigte Königin Isabelle von Bayern, unter welcher die ehemalige Frivolität der Französischen Nation ihre höchste Stufe erreichte, trieb die Sache so weit, daß sie für die Cour d'Amour, die sie am königlichen Hofe selbst errichtete, Präsidenten, Räthe, Requetenmeister, Auditeurs, Geheimschreiber, Gens du Roi, kurz alle Arten von Officianten, die bei den höchsten Gerichtshöfen zu Paris vorkommen, anordnete; und so weit ging damals die Ehrfurcht vor den Damen und die Gefälligkeit gegen den Muthwillen einer Königin, welche Frankreich an den Rand des Untergangs brachte, daß Prinzen von Geblüte, und andere von den größten

Herren des Reichs, ja sogar gravitätische Magistratspersonen und angesehene Geistliche, sich nicht schämten, diese lächerlichen Würden zu bekleiden. Eine Thatsache, die, nach der Vorstellungsart und den Sitten unsrer Zeit zu urtheilen, so unglaublich ist, daß der ausgelassenste Poet es kaum wagen würde, in einem Possenspiel etwas Aehnliches zu erdichten.

Aber was man sich am wenigsten träumen lassen sollte, und was unstreitig das Abenteuerliche dieser ritterlichen und romantischen Zeiten am stärksten schildert, ist der Umstand, daß sogar Päpste die Liebesgerichtshöfe in ihren Schutz nahmen; daß die Zeit, da diese Häupter der Christenheit zu Avignon Hof hielten, gerade die Epoche war, wo die Cours d'Amour in der Provence und den angränzenden Ländern in ihrem höchsten Flore standen, und daß Innocenz VI die damals mächtigen Grafen von Ventimiglia und von Tende, als sie ihm einen Besuch machten, unter andern auch mit dem Schauspiel einer glänzenden Cour d'Amour regalirte.

Ich sehe, daß mich diese seltsame Erfindung eines dem Jahrhundert des Perikles sehr unähnlichen Zeitalters beinahe zu weit von Aspasien weggeführt hat. Aber die besagten weiblichen Gerichtshöfe des vierzehnten Jahrhunderts kamen mir ziemlich natürlich in den Sinn, da ich mich anschicken wollte, als Sachwalter der schönen Aspasia aufzutreten, und eine Revision des strengen oder vielmehr ungerechten Urtheils zu verlangen, welches die Nachwelt, auf einseitige Beschuldigungen verdächtiger Ankläger und auf bloße Anscheinungen hin, allzu leichtsinnig über diese Frau ausgesprochen hat, welche, meines Erachtens, eine Zierde ihres Geschlechts gewesen ist.

Gäb' es, dachte ich, noch irgendwo eine Cour d'Amour, die in besserm Ruf stände als der Hof der Königin Isabeau, so würde ich die Gerechtigkeit derselben anrufen, um den so

viele Jahrhunderte lang gekränkten Ruhm meiner Clientin, der nunmehr, da er sie selbst nichts mehr angeht, ein Eigenthum ihres ganzen Geschlechts geworden ist, wieder herzustellen. Da mir aber dieser Weg nun einmal abgeschnitten ist, warum sollte ich mir nicht alle meine Leserinnen in eine Cour d'Amour, oder vielmehr in eine Art von ehrwürdigem weiblichem Areopagus, versammelt denken können, und die gute Sache der Griechischen Dame, zu deren Fürsprecher ich mich aufwerfe, auf ihren gerechten Ausspruch ankommen lassen?

Ich habe nicht zu besorgen, daß irgend jemand so verwegen seyn werde, weder die Gehörigkeit noch die Unparteilichkeit dieses Richters anzufechten. Denn wenn es auch scheinen könnte, als ob das, was der Ruhm Ihres Geschlechts dabei zu gewinnen hat, Sie verleiten möchte die Gelindigkeit der Strenge vorwalten zu lassen: so ist auf der andern Seite zu bedenken, daß Ihnen eben so viel daran gelegen ist, die Ehre, die nur der Tugend gebührt, mit keiner Unwürdigen zu theilen, als nicht zuzugeben, daß sie derjenigen, die einen gerechten Anspruch an sie hat, entzogen werde.

Auch auf mich kann hoffentlich kein Verdacht einiger Parteilichkeit, Bestechung, oder Hoffnung einiges Gewinns bei dieser Sache fallen; und wie gütig und gefällig gegen mein Geschlecht gewisse Lästerzungen meine erhabene Clientin auch immer abgeschildert haben mögen, so ist doch nur zu gewiß, daß es nicht mehr in ihrer Gewalt steht, den Dienst, den ich ihr erweisen werde, auch nur mit der kleinen Belohnung zu vergelten, welche die Liebesgöttin bei einem alten Idyllendichter demjenigen verspricht, der ihr den entlaufnen Amor wiederbringen würde.

Da ich also hiermit vor meinen edlen und gutherzigen,

aber in Behauptung der Rechte der Tugend unbestechlichen Richterinnen erscheine, mich des durch unzählige ältere und neuere Schriftsteller und Buchmacher gröblich gemißhandelten guten Namens einer Dame, welcher ihre Verleumder selbst die größten Vorzüge einzugestehen genöthigt sind, anzunehmen, hätte ich die schönste Gelegenheit, zwei der häßlichsten Untugenden zu rügen, die fast allgemein und die Quelle unzähliger Ungerechtigkeiten sind, deren man sich im täglichen Leben schuldig macht: nämlich, die Geneigtheit allem, was zum Nachtheil und zur Verkleinerung vorzüglicher Personen in der Welt erzählt wird, Gehör zu geben; und die Gewohnheit, in allen Fällen, wo das Betragen einer solchen Person einen Anschein von Zweideutigkeit hat, lieber ohne genauere Untersuchung dem bösen Schein zu glauben, als auf eine günstige Auslegung der Sache zu denken, wie viele Ursache wir auch finden könnten, unser Urtheil mehr auf diese Seite zu neigen als auf jene. Aber die Sache, die ich zu führen übernommen habe, ist so gut, daß ich kein Bedenken trage, mich dem strengen Gesetze zu unterwerfen, an welches der weise Solon alle diejenigen band, die vor dem Areopagus als Kläger oder Fürsprecher zu reden hatten, und vermöge dessen ihnen alle rednerischen Kunstgriffe, die Richter zum voraus einzunehmen, ihre Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzuleiten, oder ihr Gemüth zu Gunsten der einen und zum Nachtheil der andern Partei in Bewegung zu setzen, schlechterdings verboten waren. Eben so wenig werde ich mich des berühmten Mittels bedienen, wodurch der Redner Hyperides die Lossprechung der schönen Phryne vor dem furchtbaren Gericht der Heliasten zu Athen bewirkte. Ich werde die Richterinnen weder durch die Schönheit noch die übrigen außerordentlichen Talente meiner Clientin zu bestechen suchen. Ich setze also alles was hierüber

zu sagen wäre als bekannt voraus, und komme zur Hauptsache.

Die gemeine, oder vielmehr die allgemein angenommene Meinung setzt die Aspasia von Milet in eine Classe von Frauenzimmern, die (aus Gründen, wovon hier nicht die Rede seyn kann) durch die Gesetze Solons zwar geduldet und beschützt, aber nichtsdestoweniger allezeit, selbst in den Zeiten der größten Sittenverderbniß zu Athen, als Personen, die eine unehrbare Lebensart trieben, angesehen, und von allem Umgang mit ehrlichen Frauen abgeschnitten waren — mit Einem Worte, in die Classe der Hetären. Die Geschichte berühmter Frauenzimmer, nach alphabetischer Ordnung (deren erster Theil im Jahre 1772 zu Leipzig bei Böhme herausgekommen ist), eine aus dem Dictionnaire historique portatif des Femmes celèbres und den Memoirs of the most illustrious Ladies of all Ages and Nations, zusammengetragene Compilation, die ich statt aller andern aus eben diesem Tone singenden Autoren anführen will, drückt sich über Aspasien folgendermaßen aus. „Aspasia, eine der berühmtesten Buhlerinnen im alten Griechenlande, war von Milet gebürtig — und stammte aus einer edeln Familie. — Wahrscheinlicher Weise mag sie in Megara angefangen haben sich durch ihr Handwerk einen Namen zu machen. Sie war übrigens in verschiedenen Betrachtungen eine sehr schätzbare Person; denn sie besaß bei einem ungemeinen Verstand eine große Gabe der Beredsamkeit, welche sie durch sorgfältiges Studium der Redekunst zur Vollkommenheit gebracht hatte, eine Kunst, worin sie es dem Prodikus und Gorgias gleich that. Nächst der verstand sie sich sehr gut auf die Philosophie, und hatte besonders in dem Theile der Moral, der von der Regierung und Staatsklugheit handelt, außerordentliche Einsicht u. s. w. So war Aspasia

beschaffen, als ihr der Gedanke einkam, Athen wäre der einzige Schauplatz, der ihrer würdig sey; worauf sie auch mit einem Gefolge von jungen Mädchen, welche sie in der Kunst ihre Reizungen geltend zu machen unterrichtet hatte, dahin ging, um eine Schule der Beredsamkeit zu eröffnen, und eine Akademie der Liebe zu halten Dieß war in der That ein Mittel ganz Athen an sich zu locken. Einige kamen hin, weil sie aus ihren Unterredungen über die Kunst der Beredsamkeit und über mancherlei philosophische Materien Unterricht zu schöpfen suchten; andere fanden sich ein, weil ihnen daran gelegen war, ihre und ihrer Schülerinnen Umarmungen zu genießen. Sie hatte auch in der That berühmte Schüler, und machte gar ansehnliche Eroberungen. Sie unterrichtete den Sokrates in der Redekunst; sie flößte dem Perikles, einem großen Philosophen und Redner in Athen, die lebhafteste Liebe ein, und hielt beiden zugleich Vorlesungen über die Staatsklugheit. Dieß berichten uns von ihr Plato, Plutarch und Athenäus." u. s. w.

In einem eben so platten Styl und in eben diesem waschhaften Tone fährt der Verfasser dieser aus den ungleichartigsten Materialien, aus wahren Zügen, Vermuthungen, Sagen und Verleumdungen zusammengestoppelten Geschichte der Aspasia fort, die Umstände ihrer Verheirathung mit dem Perikles und ihres häuslichen Lebens mit ihm vorzutragen. Er versichert uns, sie habe ihm „oftmals, wenn es ihm gar zu sehr an Zeit gefehlt habe, ganze Reden gemacht, die er dann öffentlich zu halten nicht das mindeste Bedenken getragen. Aber (fährt er fort) sie leistete ihm, wie man sagt, auch noch eine andere Art von Diensten. Vor ihrer Verheirathung brachten die Männer, die sich am fleißigsten zu ihren Vorlesungen einfanden, auch ihre Weiber zu ihr, damit

sie ihre Reden und Gespräche hören sollten. Dieses gute Zutrauen — nahm noch mehr zu, als sie die Gemahlin des Perikles wurde. Da nun Perikles, so zärtlich er auch Aspasien liebte, gleichwohl oftmals andere flüchtige Neigungen hatte, so war sie ihm in seiner Liebe zu denjenigen von den Weibern der Bürger, die ihm gefielen, beiräthig und beförderlich.“ —

Und so wäre denn Aspasia, die Freundin eines Sokrates, die Juno des Athenischen Jupiters (wie sie von den Komödienschreibern genannt wurde) mit etlichen Federzügen in eine Buhlerin, Schulhalterin und Kupplerin verwandelt! — Es ist Schande, auch für den gemeinsten Buchfabricanten unsers Jahrhunderts, mit so wenig Sinn und Beurtheilung zu schreiben; es ist schändlich, mit einer so gefühllosen Plumpheit den Charakter einer Person zu besudeln, die ein Gegenstand der Bewunderung und Hochachtung der edelsten Menschen ihrer Zeit war: aber es ist ganz unerträglich, zu Beglaubigung ungereimter Verleumdungen sich auf Plato und Plutarch zu berufen, und den größten Theil der Leser, denen der dreiste Ton des Erzählers seine Zuverlässigkeit zu verbürgen scheint, zu dem irrigen Wahn zu verleiten, als ob alle die Infamien, die er Aspasien so zuversichtlich nachsagt, auf dem Zeugniß eines Plato beruheten, oder durch das Ansehen eines Plutarchs außer allem Zweifel gesetzt würden.

Das Verhör der sämmtlichen Zeugen, die in Sachen meiner schönen Clientin auftreten sollen, wird uns ganz andere Resultate geben. Wir werden sehen, aus was für schlammigen Quellen die Verleumdungen geflossen sind, womit Aspasiens Charakter schon bei ihrem und Perikles' Leben angeschmitzt wurde, ohne dadurch in den Augen ihrer edelsten Zeitgenossen etwas von seinem Glanze zu verlieren; wir werden durch die wenigen mit sich selbst übereinstimmenden

Nachrichten und Charakterzüge, die uns (außer einem Paar ehrwürdiger Schriftsteller ihrer Zeit) der ehrliche, wiewohl schwatzhafte und leichtgläubige Plutarch von ihr hinterlassen hat, hinlängliches Licht erhalten, um uns die Entstehung jener Verleumdungen erklären zu können: und wenn einige Griechische Autoren, fünf und mehrere hundert Jahre nach Aspasien, die Sarkasmen etlicher zügelloser Komödienschreiber für einen hinlänglichen Grund genommen haben, auf eine unwürdige Art von ihr zu sprechen, so werden wir sehen, daß diese Herren mit unserm Französischen Biographen und seinem Dolmetscher in Eine Classe gehören, und gerade so viel Achtung und Gehör verdienen als diese.

Unter denen, die das Glück hatten mit Aspasien zu leben, sind nur zwei, die ihrer in ihren Schriften, zwar nur im Vorbeigehen, aber auf eine ehrenvolle Art erwähnen, Plato und Xenophon: der erste in einem seiner schönsten Dialogen, Menexenus betitelt; der andere im dritten Kapitel der Unterredung zwischen Sokrates und Kritobulus über die Oekonomie.

Im Menexenus spricht Sokrates mit einem jungen Athener dieses Namens von dem Vorhaben des Senats, den Bürgern, die zu Anfang des berühmten Peloponnesischen Krieges ihr Leben für das Vaterland gelassen hatten, eine feierliche Leichenrede halten zu lassen. Menexenus meint, derjenige, auf den die Wahl des Senats falle, werde, wegen Mangel an Zeit sich dazu vorzubereiten, sehr verlegen seyn, und wohl gar aus dem Stegreife reden müssen. — Wie? sagt Sokrates, denkst du nicht, daß ein jeder von diesen Herren seine Rede auf diesen Anlaß schon lange fertig liegen hat? Und am Ende, was ist denn auch so Schweres daran, daß es einer großen Vorbereitung dazu bedürfte? Ja wenn einer die Athener im Peloponnesus, oder die Peloponnesier zu Athen zu loben

hätte, da möchte wohl ein großer Redner dazu gehören, um sich Beifall zu verschaffen und seine Zuhörer zu überzeugen: aber wenn man diejenigen, die man lobt, zu Richtern hat, da ist es keine Kunst gut zu sprechen. — Du getrautest dir also, sagt Menexenus, diese Rede zu halten, wenn es dir vom Senat aufgetragen würde? — Warum nicht, erwiedert Sokrates, da ich das Glück gehabt habe, eine Lehrmeisterin in der Redekunst zu haben, die viele andre zu sehr guten Rednern gemacht hat, und darunter einen der unter allen Griechen nicht seinesgleichen hat, den Perikles? — Wer wäre diese, versetzt Menexenus, wenn du nicht Aspasien meinst? — Keine andere! Sie und Konnus, des Metrobius Sohn, sind ja beide meine Lehrmeister, jener in der Musik, Aspasia in der Rhetorik. Es ist also kein Wunder, wenn ein Mann, der einer solchen Erziehung genossen hat, gut zu sprechen weiß. — Und was hättest du denn zu sagen, wenn du die Leichenrede halten müßtest? fragt Menexenus. — Vielleicht nichts, antwortet Sokrates, wenn ich aus mir selbst reden müßte; aber zu gutem Glück hörte ich erst gestern zu, als Aspasia, da von dem Vorhaben, eine solche Rede halten zu lassen, gesprochen wurde, sich über diesen Gegenstand vernehmen ließ, und uns auf der Stelle zeigte, was darüber zu sagen wäre; so daß die Leichenrede, die vom Perikles gehalten wurde, meines Bedünkens, bloß aus den Bruchstücken, die ihm von Aspasiens Rede im Gedächtniß geblieben waren, zusammengeleimt war. — Erinnerst du dich dessen noch was Aspasia sagte? fragt Menexenus. — Ich hätte sehr Unrecht, wenn ich es läugnen wollte, antwortet Sokrates; denn sie gab sich Mühe genug es mir beizubringen, und es fehlte wenig, daß ich nicht Schläge von ihr bekommen hätte, weil ich so viel davon wieder vergessen hatte. — „Was hindert

dich also, es mir vorzutragen?" — Meine Lehrmeisterin könnte ungehalten auf mich werden, wenn ich ihre Rede öffentlich bekannt machte. — „Das hast du ganz und gar nicht zu besorgen, Sokrates! Thue mir den Gefallen, sage mir die Rede her; ob es die von Aspasien, oder von welchem andern sie ist, gilt mir gleich! nur die Rede!" — Du wirst mich vielleicht auslachen, daß ich in meinem Alter noch Spaß treibe? — „Ganz und gar nicht, Sokrates; mir ist alles recht, wenn ich nur die Rede bekomme." — Nun, so werde ich dir denn wohl zu Willen seyn müssen, sagt Sokrates: müßte ich's doch, wenn du haben wolltest, daß ich mich ausziehen und tanzen sollte, da wir doch beide hier allein sind. So höre denn. — Und nun fängt er an, seinem Freunde die vorgebliche Rede der Aspasia vorzutragen, die dieser Dame allerdings große Ehre machen würde, wenn wir nicht Ursache hätten zu glauben, daß sie nicht mehr Recht an dieselbe habe, als Diotima an die schwärmerisch-metaphysische Theorie der Liebe, die ihr in Platons Gastmahl in den Mund gelegt wird. — Wie er fertig damit ist, setzt er hinzu: und dieß, Freund Menexenus, wäre also die Rede der Aspasia von Milet. — Beim Jupiter, ruft Menexenus aus, du gibst mir einen großen Begriff von dieser Aspasia, wenn sie im Stande ist, solche Reden abzufassen. Wer sollte das von einer Frau erwarten? — Wenn du es nicht glaubst, erwiedert Sokrates, so komm mit mir, du sollst sie selbst reden hören. — O mein guter Sokrates, versetzt jener, ich bin oft genug in Aspasiens Gesellschaft gewesen, um zu wissen, was von ihr zu erwarten ist. — Wie so? fragt Sokrates. Du bewunderst sie also nicht, und weißt ihr keinen Dank für ihre Rede? — Im Gegentheil, dem, von welchem du diese Rede hast, einen sehr großen Dank, antwortet Menexenus, es sey nun daß ich ihn ihr oder

einem andern schuldig bin. — Gut, sagt Sokrates: aber daß du mir nichts ausplauderst! Du würdest dich dadurch um viele andere gar schöne politische Discurse von ihr bringen, die ich dir in der Folge mittheilen will. — Dieß ist alles was Plato in seinen Werken von Aspasien sagt.

In der Stelle, wo Xenophon ihrer erwähnt, ist die Rede davon, wie viel eine Hausfrau zum Wohlstand oder zum Schaden ihres Hauswesens beitragen könne, und wie nöthig es sey, daß der Mann, der eine junge unwissende und unerfahrne Person (wie alle Griechischen Mädchen vermöge ihrer Erziehung gewöhnlich waren) geheirathet habe, sie auf eine verständige Art zu bilden, und eine gute Hausmutter aus ihr zu ziehen wisse. — Du glaubst also, sagt Kritobulus zum Sokrates, die guten Frauen, deren du vorhin erwähntest, seyen von ihren Männern dazu gebildet worden? — Ich denke es wird sich so befinden, wenn wir genauer nachsehen, antwortet Sokrates. Uebrigens empfehle ich dir die Aspasia, die dir über diese ganze Materie mit viel größerer Sachkenntniß sprechen kann als ich.

Man erlaube mir nun über diese beiden Stellen einige Anmerkungen zu machen.

In der ersten herrscht offenbar ein gewisser Ton von Scherz und Ironie, der den eigentlichen Sinn und Zweck Platons etwas zweideutig macht. Indessen meint Plutarch, unter allem diesem Scherze sey doch so viel historische Wahrheit, daß man zu glauben Ursache habe, der Umgang, den viele Athener mit dieser Frau gepflogen, habe keine andre Absicht gehabt, als von ihrer Geschicklichkeit in der Kunst zu reden Vortheile zu ziehen. Dieß konnte geschehen, ohne daß Aspasia im eigentlichen Wortverstande eine Schule der Rhetorik gehalten, einem Manne wie Perikles seine Reden dictirt,

oder einem Sokrates (der um die Zeit, wovon hier die Rede ist, über vierzig Jahre alt war) Ohrfeigen gegeben hätte, weil er seine Lection nicht recht gelernt hätte. Indessen scheint es auch unter den damaligen Athenern solche Strohköpfe gegeben zu haben, die sich nicht vorstellen konnten, wie eine schöne und geistvolle Frau die Demagogen von Athen zu bessern Rednern und geschicktern Staatsmännern machen könne, ohne ihnen Vorlesungen über Rhetorik und Politik zu halten; oder wie sie einem Perikles Ideen zu seiner Ehrenrede auf die Bürger, die im Peloponnesischen Kriege zuerst gefallen wären, hätte geben können, ohne ihm die ganze Rede zu machen: und über diese Leute spottet der Platonische Sokrates augenscheinlich. Uebrigens ist der ganze Dialog so gut eine Fiction als alle anderen Platonische Dialogen.

„Aber was für eine Ursache konnte er haben, eine Rede, deren Verfasser er ohne Zweifel selbst war, auf Aspasiens Rechnung zu setzen?"

Es fällt, dünkt mich, ziemlich stark in die Augen (zumal wenn man seine Rede mit der des Perikles vergleicht), daß sie gemacht war die letztere auszulöschen. Aber die Rede des Perikles galt nun einmal bei den Athenern für ein so großes Meisterstück, daß etwas Unpopuläres und Verhaßtes darin war, sich die Miene zu geben, als ob man etwas Besseres machen könne. Was konnte er nun, um diesem Vorwurf zu entgehen, für eine artigere Wendung nehmen, als sich die gemeine Meinung von Aspasiens Stärke in der Rhetorik und Politik zu Nutze zu machen, und seine Rede für das wahre Original dieser großen Meisterin zu geben, wovon die Rede des Perikles nur als eine ungetreue Copie anzusehen sey? Das Verhaßte des Unternehmens, den Athenern zu zeigen, wie diese Leichenrede hätte lauten müssen, um des großen Auf-

hebens das man davon machte würdiger zu seyn, fiel auf diese Art nicht geradezu auf Plato, und er hatte dennoch hinlänglich dafür gesorgt, daß sich kein verständiger Leser über den wahren Verfasser irren konnte.

So wie in dem, was Plato den Sokrates von Aspasien sagen läßt, etwas Uebertriebenes und Ironisches ist: so ernsthaft ist hingegen der Ton, worin Xenophons Sokrates in dem ganzen Gespräche mit dem Kritobulus, und also auch in der Stelle, wo er ihn an Aspasien verweiset, spricht. Hier ist nicht nur kein Schatten von Zweideutigkeit, sondern sogar der Schlüssel zu dem, was Plutarch von den Atheniſchen Herren meldet, die kein Bedenken trugen, ihre Gemahlinnen zu Aspasien zu führen, damit sie von den Gesprächen dieser außerordentlichen Frau profitiren möchten.

Es ist wahr, Plutarch setzt unmittelbar hinzu: ungeachtet sie ein Gewerbe trieb, das eben nicht das anständigste war; „denn sie unterhielt Mädchen in ihrem Hause, die sich dem Vergnügen der Mannspersonen widmeten." — Sie müßte also dieses unehrbare Gewerbe sehr heimlich getrieben haben. Denn daß angesehene Männer von Athen ihre Frauen in ein solches Haus geführt haben sollten, oder daß Athenische Frauen sich zum Umgang mit einer Fremden, die eine solche Profession getrieben hätte, verstanden haben sollten, war den Sitten der Athener so schnurgerade entgegen, daß es sich gar nicht denken läßt. In einer von Terenz übersetzten Komödie des Menander macht sich der Athener Kremes ein Bedenken, nur das Wort Hetäre in Gegenwart seiner Frau auszusprechen: und die edelsten Männer von Athen sollten sich nicht geschämt haben, ihre Ehefrauen selbst in ein berüchtigtes Haus zu führen, um von einer Kupplerin Weisheit und Tugend zu lernen? Ein Sokrates sollte mit einer solchen Person öffent-

lich umgegangen seyn? Sollte (wie er beim Xenophon thut) einen wackern Mann an eine solche Person gewiesen haben, um von ihr zu lernen, wie ein Mann seine Ehegattin bilden müsse? Ein Perikles sollte, in einem schon ziemlich vorgerückten Alter, fähig gewesen seyn, sich von seiner Gemahlin, einer edeln Athenerin, zu scheiden, um ein solches Weibsstück zu heirathen? Und (was nicht das Widersinnigste ist) eine Person von edler Abkunft, welche, nach Plutarchs eigenem Vorgeben, reizend und liebenswürdig genug war, einem Perikles eine wahre Leidenschaft, eine Liebe, die sich auch nach seiner Vermählung mit ihr immer in gleicher Stärke erhielt, einzuflößen, sollte ein Gewerbe getrieben haben, wodurch eine Lais oder Phryne ihre eigenen Reizungen zu beschimpfen geglaubt hätte? — Es würde unbegreiflich seyn, wie der gute Plutarch den Komödienschreibern, deren Frechheit ihm bekannt genug war, so offenbare Ungereimtheiten habe nachsprechen mögen, wenn seine Lebensbeschreibungen nicht so häufige Beweise enthielten, daß es ihm nicht schwer fiel sich die unglaublichsten Dinge als möglich vorzustellen, und daß, bei allem seinem guten Verstande, seine Feder nicht immer von einer richtigen Beurtheilung geleitet wurde. Freilich erlaubten sich die Aristophanes, Kratinus, Eupolis und ihresgleichen, auch gegen Aspasien, was sie sich sogar gegen Sokrates, was sie sich gegen die größten Männer der Republik und gegen Perikles selbst erlauben durften. Eine Frau, die durch ihren Geist, ihre Talente, ihre Kenntnisse, die Eleganz der Sitten und die freiere Lebensart des Jonischen Frauenzimmers, wovon sie den Athenern das erste und vollkommenste Modell an sich selbst zeigte, gegen die äußerst einfach erzogenen, unwissenden, langweiligen, und fast immer in ihrem Gynäceon vegetirenden Athenerinnen so gewaltig abstach, mußte ja wohl diesen zügel-

losen Witzlingen, die nichts zu scheuen hatten, und Götter und Menschen so lächerlich machen durften als sie wollten und konnten, manche Blöße geben, sie von Seiten ihrer Sitten anzugreifen; und Aristophanes war kein Mann, der eine solche Gelegenheit unbenutzt ließ, zumal da er, indem er seine Pfeile auf Aspasien abdrückte, den Perikles selbst (der desto mehr Neider und Feinde hatte, je größer er war) ungestraft verwunden konnte. Nicht zufrieden also, sie seine Omphale und Dejanira, und, nachdem er sie geheirathet hatte, seine Juno zu nennen, ging Aristophanes so weit, der Feindschaft des Perikles gegen die Megarer und dem Peloponnesischen Krieg eine Ursache zu geben, die, indem sie Aspasiens Sitten und Charakter anschmitzte, zugleich ein verächtliches und verhaßtes Licht auf den Perikles selbst fallen ließ. — „Etliche von unsern jungen Leuten, sagt er, gehen in trunknem Muthe nach Megara und entführen die H*r* Simätha: die Megarer erbosen sich darüber, und entführen, sich zu rächen, der Aspasia zwei H*r*n; und so sind drei Metzen die saubere Quelle des Krieges, der über die ganze Hellas ausgebrochen ist! Das ist's, warum der Olympier Perikles so gewaltig blitzt und donnert, und in ganz Griechenland alles zu unterst zu oberst kehrt" u. s. w. So konnte Aristophanes seinen Dikäopolis sprechen lassen: aber Plutarch, der die wahren Ursachen des Decrets gegen Megara und des Peloponnesischen Krieges aus seinem Thucydides wissen konnte, hatte Unrecht, die Berufung der Megarer auf diese Verse des Aristophanes für einen hinlänglichen Grund zu halten, „warum es gar schwer sey, hinter die wahren Ursachen des Peloponnesischen Krieges zu kommen."

Uebrigens konnte, Aspasiens Ehre unbeschadet, etwas Wahres an der Anekdote seyn. Aspasia hatte ohne Zweifel

sehr artige junge Mädchen unter ihren Sklavinnen, ohne daß sie darum das Schimpfwort verdienten, womit Dikäopolis sie belegt; die jungen Megarer konnten, um sich wegen der Entführung der Simätha zu rächen, ein paar schöne Sklavinnen aus Aspasiens Hause entführt haben, und Aspasia konnte eine solche Verwegenheit sehr übel finden, ohne daß dieß die Ursache des Krieges wurde, wiewohl es natürlicherweise nicht geschickt war, die Megarer dem Perikles angenehmer zu machen.

„Aber (wird vermuthlich der Advocatus diaboli, den ich mir bei dieser Rechtfertigung Aspasiens gegenwärtig denke, einwenden), böse Gerüchte, noch vier, fünf oder mehr hundert Jahre nach ihrem Tode (wo alle möglichen Ursachen sie verleumden zu wollen längst aufgehört hatten), von einem so gutherzigen Manne wie Plutarch, und von so unbescholtnen Leuten wie Athenäus, Suidas, Syncellus u. a. so zuversichtlich fortgepflanzt, können doch wohl nicht ohne allen Grund seyn."

In der That, so denke ich auch; und ich habe schon so viel davon angedeutet, daß es nicht schwer seyn wird, dieses Räthsel aufzulösen Aspasia war ein Frauenzimmer aus Jonien, und die Jonierinnen standen — vermuthlich wegen des freiern Umgangs, der in diesem schönen Lande unter beiden Geschlechtern stattfand, und wovon eine lebhaftere Begierde zu gefallen, mehr Geschicklichkeit ihre Reize geltend zu machen, und mehr Sorge für innerliche und äußere Verschönerung durch Talente, Geschmack, Putz, Artigkeit der Sitten und Manieren, die natürliche Folge bei den Damen war — die Jonierinnen, sage ich, standen zu Athen in so bösem Rufe, daß der Philosoph Aeschines sie in einem seiner Dialogen durch die Bank für Koketten und etwas noch Aerger's erklärte.

Aspasia lebte zu Athen wie sie zu Milet oder Smyrna gelebt hätte. „Eine Frau, die mit allem, was wir Männer bei ihrem Geschlechte suchen, Eigenschaften verband, welche wir als ein Eigenthum des unsrigen anzusehen gewohnt sind, war in Athen eine Art von Wunder. Sie erregte die allgemeine Aufmerksamkeit, und wurde in kurzem ein Gegenstand der Bewunderung für die einen, und der Mißgunst für die andern." Sie hatte (wie es scheint, und wie es sich für ihre edle Abkunft und für ihre Umstände schickte) verschiedene artige Mädchen, als ihre Aufwärterinnen, mitgebracht, die nach Jonischer Sitte in der Musik und Tanzkunst geübt waren, und (was ich, ohne des Gegentheils positiv versichert zu seyn, nicht für unmöglich erklären möchte) vielleicht in einem Kloster von Jungfrauen der Diane oder Vesta nicht in ihrem Elemente gewesen wären. Bei aller Decenz und Sittlichkeit, die in einem Hause unfehlbar herrschen mußte, das von Weisen besucht wurde, und wohin die vornehmsten Athener ihre jungen Frauen führten, läßt sich allenfalls begreifen, daß unter dem Schleier des Geheimnisses zwischen einem Alcibiades oder Ariochus und einem solchen Kammermädchen dieß und jenes verhandelt werden konnte, wovon Aspasia weder Lust hatte noch sich verbunden glaubte besondere Kundschaft zu nehmen. Aber wäre dieß auch nicht gewesen, so braucht es nur einen sehr mäßigen Grad von Menschenkenntniß, um einzusehen, daß sie sich darum nicht weniger hätte nachsagen lassen müssen, sie locke die edelsten und wichtigsten Männer zu Athen durch den Reiz des Vergnügens in ihr Haus; und ohne Zweifel war es gerade das Gesetz, das sie sich gemacht hatte, ihre Thür nur Personen vom ersten Rang oder von ausgezeichneten Verdiensten offen zu halten, was den Ausgeschlossenen Anlaß und Vorwand gab, ihre Sitten zu lästern. Vermuthlich hatte

sogar der Ruf, daß sie eine Schule der Beredsamkeit, Staatskunst und Sittenlehre halte, keinen andern Grund, als der Freiheit, womit ihr Haus von Männern besucht wurde, das Anstößige zu benehmen, das die Eiferer für die gute alte Sitte darin finden mochten. Im Grunde aber war es, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Art von Akademie der schönen Geister, und der Vereinigungspunkt der besten Gesellschaft von Athen. „Staatsmänner besuchten es, um im Schooße der Musen und Grazien auszuruhen; die Anaxagoras und Sokrates, um ihre Philosophie aufzuheitern; die Phidias und Zeuxis, um schöne Bilder und Ideen aufzuhaschen; die Dichter, um ihren Werken die letzte Politur zu geben; die edelste Jugend von Athen, um sich zu bilden, oder sich wenigstens rühmen zu können, in Aspasiens Schule gebildet worden zu seyn.“

Wenn dieß auch nichts mehr als Hypothese wäre, so ist es doch die einzige, die das Widersprechende in den Nachrichten der Alten von dieser außerordentlichen Frau vereinigt; die einzige, die uns begreiflich macht, wie die einen so viel Rühmliches, die andern so viel Nachtheiliges von ihr sagen konnten; die aber eben dadurch zu mehr als einer bloßen Hypothese wird. Sie setzt alles, was dunkel und zweifelhaft an ihrem Charakter, oder unglaublich an ihrer wirklichen Geschichte ist, in ein so helles Licht, als man nach mehr als zweitausend Jahren nur immer verlangen kann. Nur durch sie erklärt sich, warum ein Xenophon und Plato, mit so vieler Zurückhaltung, dennoch nichts als was ihr rühmlich ist von ihr sagen; wie sie einem Perikles so lieb, so unentbehrlich, wie sie sogar seine Gemahlin werden konnte; warum die einen eine Weise, die andern eine Hetäre aus ihr machten; und wie es zuging, daß ein Plutarch, der das Gefällige von die-

sem Charakter mit dem Soliden von jenem in ihr vereinigt sah, zwischen dem was sie war, was sie schien, und was man ihr andichtete, zweifelhaft, sich nicht besser zu helfen wußte, als daß er alles, wie übel es auch zusammenpaßte, in Ein disparates Bild vereinigte, das, wie jenes beim Horaz, von oben einen schönen Mädchenkopf auf einem bunt befiederten Pferdehalse zeigt, und unten sich in einen häßlichen Fischschwanz endigt.

Und doch wie leicht war es, wenn er sich lebendig genug in Aspasiens Zeit, Umstände und Verhältnisse, und in die wesentlichsten Charakterzüge, die er selbst ihr beilegt, hinein gedacht hätte, wie leicht war es, sich alle anscheinenden Widersprüche zu erklären, und die unartigen Ausfälle eines Kratinus und Aristophanes (wobei es im Grunde doch bloß darum zu thun war, dem Perikles bei dem Volke Schaden zu thun), wofern er ihrer auch erwähnen wollte, wenigstens für das was sie waren, für Muthwillen und Verleumdung, und nicht für Zeugnisse zu halten, die der Aufmerksamkeit eines Geschichtschreibers würdig seyen!

Man braucht nichts, als diese Verleumdungen der frechsten und ausgelassensten Satyre abzurechnen, und das Vorurtheil zu berichtigen, das der Contrast zwischen einer Jonischen Dame und einer Athenerin dem Pöbel zu Athen gegen Aspasien beibringen mußte: so ist alles übrige, was uns Plutarch von ihrem Geist, ihren Talenten und ihrer Lebensgeschichte sagt — wie wenig es auch unser Verlangen, mit einer so seltenen Person recht genau bekannt zu werden, ganz befriedigen kann — doch hinlänglich, uns zu überzeugen, daß sie eine schöne und große Rolle zu Athen gespielt habe. Aber hätte sie dieß gekonnt, „wenn sie nicht vorsichtig in ihrem Betragen, und aufmerksam gewesen wäre sich die Hochachtung

derjenigen zu erwerben, deren Beifall für den öffentlichen Bürge ist? Oder können wir glauben, daß Perikles sich hätte einfallen lassen, sie zu seiner Gemahlin zu machen, wenn er nur hätte vermuthen dürfen, daß sie um einen andern Preis zu haben seyn könnte?"

Mehr zur Rechtfertigung meiner edeln Clientin zu sagen, würde ein unbilliges Mißtrauen in die Weisheit, Gerechtigkeit und Humanität unsrer Richterinnen verrathen, und selbst der Achtung zu nahe treten, die ein Schriftsteller dem schönen Geschlechte schuldig ist. Wir unterwerfen uns also, mit aller Ruhe, die uns das Bewußtseyn einer guten Sache gibt, ihrem entscheidenden Ausspruche: und sollten wir ja, gegen alle Vermuthung, einen schwarzen Stein zu viel bekommen, so möge Minerva selbst ihren weißen hinzulegen, und dadurch die Lossprechung einer Sterblichen bewirken, die einst, mit allen ihren Gaben überhäuft, den Dienst der Grazien mit dem ihrigen so gut zu verbinden wußte!

## II.

# Julia, Cäsar Augusts Tochter.

---

Wiewohl ich die zärtliche Achtung, die man dem schönen Geschlecht in so vielerlei Rücksichten schuldig ist, nicht so weit treiben möchte als der berühmte Bocaccio, der — in einem Buche, das zu seiner Zeit in den Händen aller Florentinischen Damen war — sogar von einer Messalina als von einer liebenswürdigen Unglücklichen spricht, und die Schuld ihrer Unthaten auf den unvermeidlichen Einfluß der Sterne schiebt, unter welchen sie und ihre Liebhaber geboren worden: so kann ich mich doch nicht entbrechen, einer andern Dame jener Zeiten das Wort zu reden, für welche der Name einer schönen Unglücklichen sich besser zu schicken scheint, und gegen welche die Geschichtschreiber und die Nachwelt eine Härte beweisen, die sie, einer sehr großen Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens in diesem Grade nicht verdient hat.

Arme Julia! war es nicht genug, daß du einen so großen Theil deiner besten Jahre in den Felsen der verhaßten Insel Pandataria hinschmachten mußtest? Nicht genug, der Politik und Schwäche eines argwöhnischen und immer für seine usur-

pirte Alleinherrschaft zitternden Vaters, den geheimen Verfolgungen einer gränzenlos herrschsüchtigen Stiefmutter, und der kaltblütigen langsamen Rache eines Unmenschen wie Tiberius, aufgeopfert zu werden? Mußtest du, um das Maß deines Schicksals voll zu machen, auch noch von Geschicht- und Romanschreibern als ein Geschöpf, das sogar dem weiblichen Namen Schande gemacht habe, mit den schmählichsten Beiwörtern gebrandmarkt und der Verachtung und dem Abscheu aller Zeiten Preis gegeben werden?

Wenn die unglückliche Julia eine solche Behandlung von der Nachwelt nicht verdient hätte: wäre es dann nicht mehr als grausam, das Unrecht von einem Jahrhundert zum andern, in jedem Buche, worin von ihr die Rede ist, fortzusetzen?

Oder wenn es auch nur zweifelhaft wäre, ob sie die verächtliche Creatur gewesen sey, wozu so viele Bücherschreiber (um ihren Eifer für die Tugend in die Wette an ihr auszulassen) sie gemacht haben: forderte nicht die Humanität von uns, den weißen Stein der Minerva, dessen bei Gelegenheit Aspasiens erwähnt worden ist, zu den schwarzen, wodurch sie verurtheilt würde, zu legen, und lieber zu billig als ungerecht von ihr urtheilen zu wollen?

Wenn aber sogar Gründe von nicht geringem Gewicht es wahrscheinlich machten, daß sie vielmehr das Opfer einer abscheulichen Cabale als ihrer eigenen Ausschweifungen gewesen sey: würde da nicht, wenn wir sie auch nicht von allen Verirrungen, die unter den Römerinnen ihrer Zeit und ihres Standes so gemein waren, frei sprechen können, doch die Gerechtigkeit selbst erfordern, daß man sie, nach einer billigen Schätzung ihrer schönen Eigenschaften, wenigstens mit der eben so liebenswürdigen Maria von Schottland (gegen welche doch die Nachwelt endlich unparteiisch wird) in dieselbe Linie

stelle? Wäre es nicht Pflicht der Menschlichkeit, das, was ein ungewöhnlich strenges Schicksal und die von ihrer Unbesonnenheit Vortheil ziehende Bosheit ihrer Feinde an ihr selbst in ihrem Leben verschuldeten, wenigstens an ihrem Andenken zu vergüten, und (wenn ich hier nach Altrömischer Weise reden darf) ihren seufzenden Schatten durch eine Thräne, die von der Tugend selbst nicht verdammt werden kann, zu versöhnen und zu beruhigen.

Ehe ich die Gründe, die der Tochter Augusts bei einer Revision ihres Processes zu Statten kommen, in einiges Licht zu setzen versuche, sey mir erlaubt, das Nöthigste von ihren Lebensumständen, und einige charakteristische Züge, die uns sowohl ihren Geist als ihre Sinnesart anschaulich machen können, voranzuschicken.

Sie war Augusts einzige Tochter, und wurde ihm, da er noch Octavianus Cäsar hieß, von seiner zweiten Gemahlin Scribonia geboren, welche er im Jahre der Stadt Rom 712 oder 13 (politischer Verhältnisse wegen, die von kurzer Dauer waren) geheirathet hatte, und drei bis vier Jahre hernach seiner heftigen Leidenschaft für die jüngere und schönere Gemahlin des Tiberius Claudius Nero, die berühmte Livia, aufopferte, die von ihm selbst durch Adoption mit dem Geschlechtsnamen Julia, und von den Römern in der Folge mit dem erhabenen Titel Augusta beehrt wurde; eine Frau, welche die Gewalt, die sie in ihrem achtzehnten Jahre durch ihre blendende Schönheit über den ausschweifenden Octavian erhielt, über den Herrn der Welt Augustus vierzig Jahre lang durch die Feinheit und Geschmeidigkeit ihres Geistes, und die Obermacht ihres Genius über den seinigen, in immer zunehmender Stärke zu erhalten wußte. Juliens Unglück war — eine solche Frau zur Stiefmutter zu haben; oder,

wenn dieß nun ja einmal nicht zu ändern war, ihr an Klugheit und Gewalt über sich selbst so wenig gewachsen zu seyn.

Julia war noch ein Kind, als sie im Jahre 717 mit dem Neffen und präsumtiven Erben Augusts, Marcellus, einem Knaben von zehn Jahren, vermählt, oder, nach unsrer Weise zu reden, verlobt wurde; und sie mochte etwa sechzehn oder siebzehn Jahre haben, als er in seinem vierundzwanzigsten (nicht ohne daß der Verdacht seines Todes auf Livien fiel), zu großem Leidwesen der Römer, aus der Welt ging. Es ist also eine seltsame Art zu reden, wenn Herr de Serviez sagt: „Marcellus habe Juliens Herz (in einem Alter, wo sie kaum wußte ob sie ein Herz habe!) nicht fixiren können, und vielleicht habe er es gar nie besessen.“ — Dieß kann sehr möglich seyn, ohne daß es billig wäre, Julien ein Verbrechen daraus zu machen.

Kaum war sie wieder frei, so wurde sie, ohne daß ihr Herz darum befragt worden wäre, zum zweitenmale das Opfer der Politik ihres Vaters, indem er sie mit M. Vipsanius Agrippa vermählte, einem Manne von niedriger Herkunft, aber an Verdiensten dem ersten Mann in Rom, und welchem, nebst dem Mäcenas, August alles was aus ihm geworden war zu danken hatte. Agrippa, der damals in seinem zweiundvierzigsten Jahre stand, war unstreitig der größte Feldherr und Staatsmann seiner Zeit: aber sind dieß die Eigenschaften, die eine junge äußerst lebhafte und leichtsinnige Wittwe von siebzehn Jahren an dem Manne sucht, von dem sie geliebt zu seyn wünscht? Julie wußte unfehlbar sehr gut, daß Agrippa nicht sie selbst, sondern die einzige Tochter des Herrn der damaligen Welt heirathete; und daß die Wahl ihres Vaters nicht deßwegen auf Agrippa fiel, weil er Julien durch einen liebenswürdigen Mann glücklich machen

wollte, sondern weil er (wie ihm Mäcenas sagte) den Agrippa schon so hoch erhoben hatte, daß nun nichts andres übrig blieb, als ihn entweder aus dem Wege zu räumen, oder zu seinem Schwiegersohn zu machen. August betrachtete seine Tochter als einen Effect, den er mit möglichstem Vortheil zu negociiren suchte; und Agrippa schloß den Contract, weil er in der ganzen Welt keinen bessern Handel treffen konnte.

Und wenn nun die kleine Julie — die doch mit niemand näher verwandt war als mit sich selbst — ihr Herz, worauf bei diesem Handel so wenig Rücksicht genommen wurde, für einen Effect angesehen hätte, worüber man ihr selbst zu disponiren überlasse — wäre es ihr wohl so sehr zu verdenken?

Aber Julia hatte ein so richtiges Gefühl von dem, was der Gemahlin eines Agrippa geziemte, daß auch Agrippa hinwieder billig genug war, mit den unbesonnenen Lebhaftigkeiten ihres Alters und Temperaments Nachsicht zu tragen. Diese leichtsinnigen, dem Rang und Charakter ihres Gemahls eben so wenig als der Tochter Augusts geziemenden Unbesonnenheiten in ihrem Betragen, machten dem Publicum — das entweder nach dem äußerlichen Schein oder gar nicht urtheilen müßte — ihre Sitten verdächtig; man wunderte sich, wie die Kinder, die sie dem Agrippa gebar, ihrem präsumtiven Vater so ähnlich seyen: und um dieses vorgebliche Räthsel aufzulösen, läßt man sie ein unartiges Bon-mot sagen, das aus dem Munde einer Schifferin zu Ostia natürlicher klänge, als aus dem Munde der ersten Prinzessin der damaligen Welt. Aber so lange man mir den Mann nicht nennen wird, der es aus Juliens eigenem Munde gehört zu haben versichert, werde ich mir die Freiheit nehmen, es für den Einfall irgend eines platten Römischen Witzlings zu halten,

den die Welt (wie sie in solchen Fällen immer sehr gütig ist) unvermerkt auf Juliens Rechnung setzte. Die Pythagoräerin Phintys hielt es für keinen schlechten Beweis der Tugend einer Ehefrau, wenn sie Kinder bringe, die ihrem Manne gleich sehen. Warum sollte dieser Beweis nicht auch zum Vortheil der armen Julia gelten? oder warum soll der Schein nur dann aufhören betrüglich zu seyn, wenn er gegen sie ist?

„Julia, sagt Makrobius, liebte die schönen Wissenschaften und hatte einen sehr ausgebildeten Geist; dabei war sie von einer leutseligen und gutherzigen Gemüthsart, ohne den mindesten Zug von Härte und Grausamkeit, auch wurde sie deßwegen allgemein und außerordentlich geliebt.“ — Mit einem solchen Herzen konnte viel Leichtsinn und Hang zum Vergnügen verbunden seyn; und eine junge Prinzessin, die außer ihrer Stiefmutter keine Person ihres Geschlechtes in der ganzen Römischen Welt über sich sah, die in dieser Größe aufgewachsen war, der alles schmeichelte, alles zu Gebot stand — konnte in beiden nur zu leicht über die Gränzen der Klugheit und Anständigkeit ausschweifen, nur zu leicht die Begriffe ihres Vaters von dem, was sich für die Tochter des Augustus schicke, für allzustreng halten, und sich einbilden, daß der jungen Gemahlin des Agrippa mehr erlaubt sey, als der immer ernsthaften, immer auf ihrer Hut stehenden Julia Augusta.

August liebte seine einzige Tochter, wie ein Mann von seiner Art lieben kann, d. i. er liebte sich selbst in ihr. Sie war in ihrer Kindheit ziemlich streng erzogen worden, und er sah vermuthlich, daß es, nachdem sie unter die Gewalt und Aufsicht des Agrippa gekommen war, nöthig sey, einen solchen Charakter mit Nachsicht zu behandeln, und daß ihr Gemahl nicht so Unrecht habe, ihr mehr Freiheit zu lassen.

als die bedenkliche Livia vermuthlich bei Gelegenheit gut heißen mochte. Es ist ganz wahrscheinlich, daß er, so lange Agrippa lebte, über diesen Punkt seiner eigenen Neigung und den weisen Maximen seines Schwiegersohns mehr Gehör gab als seiner Gemahlin. Er betrachtete das, was an der Aufführung seiner Tochter die Miene von Leichtfertigkeit und Ausschweifung hatte, als die Wirkung eines leichten fröhlichen Gemüthes, das sich seiner muntern Laune und Lebhaftigkeit arglos überlasse, unbekümmert wie ihr diese Freiheiten, die in ihren eigenen Augen unschuldig waren, von andern würden ausgedeutet werden; und vermuthlich sah er Julien, so lange er so von ihr dachte, in dem Lichte, worin er sie immer hätte sehen sollen.

Indessen ist gewiß, daß Augustus das Wohlgefallen an seiner Tochter nie hatte, welches er an ihr gefunden haben würde, wenn ihre flüchtige Sinnesart und Koketterie (um die Sache mit ihrem rechten Namen zu nennen) ihr erlaubt hätte, sich mehr nach seinem Sinne zu bequemen. Sie war nie völlig so, wie die Tochter Augusts, seinen Begriffen nach, seyn sollte; und der Contrast, den sie in ihrem Aeußerlichen und in ihrer ganzen Art zu leben mit der prüden Livia machte, war ihr in seinen Augen immer nachtheilig. Seitdem er unter dem geheiligten Namen Augustus die Römische Welt allein beherrschte, hatte er (aus Beweggründen, die nicht hierher gehören) nicht Angelegeneres, als das Andenken der abscheulichen Zeiten des Triumvirats auszulöschen, und die Römer, denen er den ganzen äußerlichen Prunk der Republik wieder gegeben hatte, mit einer so großen Mäßigung und Bescheidenheit zu beherrschen, daß sie nicht gewahr werden sollten, daß sie einen Herrn hätten. Schon damals als das Reich noch zwischen ihm und Antonius getheilt war, machte

er sich's zum Gesetz, in Absicht auf seine eigne Person und Lebensweise der völlige Antipode von seinem Nebenbuhler um die Alleinherrschaft zu seyn; und diese Art zu leben wurde ihm in der Folge, da er sich so wohl dabei befand, endlich zur andern Natur. Er war als das Oberhaupt des Staats, als der Mann, in welchem das Vertrauen der Römer, die Politik seiner Minister, und das Glück des Cäsarischen Hauses alle Zweige der höchsten Gewalt vereinigt hatten, der unumschränkte Monarch: in seinem Hause und in seinem Privatleben hingegen affectirte er, vor dem geringsten Senator nichts voraus zu haben. Und so wie er sich selbst nichts zu erlauben schien, das als ein Eingriff in die Gesetze, oder eine Beleidigung der guten Sitten, die er sich die Miene gab wieder herstellen zu wollen, ausgelegt werden konnte: so wollte er auch, daß seine ganze Familie, seine Gemahlin, seine Tochter, und ihre Kinder, die er adoptirt hatte, in allen Stücken untadelig seyn, als lauter Muster aller Vollkommenheiten und Tugenden hervorglänzen, und um dieser hohen persönlichen Vorzüge willen von jedermann des erhabenen Gipfels, worauf das Glück sie gestellt, würdig geachtet werden sollten.

Es fehlte viel, daß seine Julia ihm diese Zufriedenheit gegeben hätte; und wiewohl er vielleicht viele Jahre lang nichts Schlimmeres von ihr erfuhr, als was er selbst an ihr zu tadeln fand; so war es doch, weil sie über diese Punkte unverbesserlich blieb, mehr als genug, um der ganzen Maschinerie, wodurch ihre Feinde endlich ihren Fall bewirkten, in seinem Gemüthe zur Unterstützung zu dienen.

Julia erschien einst in einem etwas freien Anzuge vor ihrem Vater. Sie bemerkte sein Mißfallen darüber, wiewohl er nichts sagte. Den folgenden Tag besuchte sie ihn in einer

andern anständigern Kleidung, und umarmte ihn mit einer eben so ernsthaften Miene, als diejenige, womit er sie empfing, heiter war. So, sagte August, gefällst du mir! dieß ist ein Anzug, der sich für Augusts Tochter schickt! — Gestern, erwiederte Julia, hatte ich mich für meinen Mann geputzt, heute für meinen Vater.

Livia und Julia waren einst beide bei einem Gladiator-Spiel erschienen. Sie zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und man machte die Bemerkung, was für ein Unterschied in ihrem Gefolge sey. Livia hatte lauter ehrwürdige gravitätische Männer um sich, da hingegen Julia von einem Schwarm junger Herren, wovon die meisten für ziemlich ausschweifend passirten, umdrängt war. August schrieb in seine Schreibtafel, „sie möchte sehen, welch ein Unterschied zwischen den zwei ersten Frauen in Rom wäre,“ und schickte sie ihr zu. Julia schickte sie ihm sogleich wieder mit der darunter geschriebenen Antwort zurück: mit der Zeit werden wir auch alt werden.

Ich bitte zu bemerken, daß die ehrwürdigen alten Herren um Livia eben so wenig für die Keuschheit dieser Dame, als die jungen Stutzer und Schwärmer um Julien gegen die letztere beweisen. Alles was sich daraus folgern läßt, ist: daß Livia die gehörige Rücksicht auf das Schickliche und Anständige nahm, Julia hingegen sich der Fröhlichkeit eines leichten Jugendsinnes überließ, gern einen bunten Schwarm von Verehrern um sich herumgaukeln sah, und das alles so natürlich fand, daß ihr vermuthlich gar nicht einfiel, wie man so etwas übel deuten könne. Indessen sind diese zwei Anekdoten hinlänglich, uns zu zeigen, daß August und seine Tochter über diese Punkte niemals gleiches Sinnes werden konnten.

Der Tod des Agrippa, welcher im Jahre Roms 742 erfolgte, brachte in Juliens Umständen eine Veränderung hervor, die durch ihre eigenen Unbesonnenheiten, und den tief angelegten Plan einer Stiefmutter, deren Ehrgeiz vor keinem geheimen Verbrechen zitterte, zu ihrem Verderben ausschlug.

Es war einer von Augusts angelegensten Wünschen, die Oberherrschaft über die Römische Welt in seiner Familie zu erhalten. Da er sich selbst ohne einen Sohn sah, so hatte er die beiden Söhne seiner Tochter von Agrippa, Cajus und Lucius, schon bei Lebzeiten ihres Vaters, in die Cäsarische Familie versetzt und zu seinen eigenen gemacht. Beide wurden als seine künftigen Erben und Nachfolger betrachtet; aber sie waren noch Kinder, und Augustus, der nicht ohne einen Regierungsgehülfen, dessen Interesse so eng als möglich mit dem seinigen verbunden wäre, leben konnte, fand dazu keinen geschicktern, als den ältern Sohn seiner Gemahlin Livia, Tiberius Nero, der damals in seinem zweiunddreißigsten Jahre, durch das angeborne Talent, den abscheulichsten Charakter, den vielleicht die ganze alte Geschichte kennt, unter einer täuschenden Außenseite zu verbergen, Mittel gefunden hatte, seinem Stiefvater eine große Meinung von seinen Fähigkeiten und der Welt von seiner Klugheit und Mäßigung und von der Untadelhaftigkeit seiner Sitten beizubringen.

Wenn in einer Sache, die ihrer Natur nach keine Gewißheit zuläßt, jemals etwas höchst wahrscheinlich gewesen ist, so ist es dieses: daß der Plan, ihren geliebten Sohn Tiberius zum Nachfolger Augusts zu machen, schon damals tief in Liviens stolzer Seele lag. Eine gränzenlose Ambition und Regiersucht war der Hauptzug des Charakters der Mutter

und des Sohnes. Aber sie hatten es mit einem, bei aller seiner Schwäche, äußerst feinen, mißtrauischen und auf seine höchste Autorität unendlich eifersüchtigen Manne zu thun. So wenig August merken durfte, daß er von Livien regiert werde, so wenig durfte auch nur der Schatten eines Argwohns in ihm aufsteigen, daß sie oder ihr Sohn sich einfallen lassen könnten, die natürlichen Erben Augusts, die Söhne seiner einzigen und selbst mit allen ihren Fehlern geliebten Tochter, von der Regierungsfolge verdrängen zu wollen. Es mußte also lange unter Grund gearbeitet werden; alles, was einen so großen, so unwahrscheinlichen, aber der Mutter und dem Sohne so angelegenen Ausgang der Sachen von ferne vorbereiten und nach und nach unvermerkt herbeibringen konnte, mußte lange zuvor, auf die natürlichste und unverdächtigste Art eingeleitet worden seyn; und sowohl der Plan selbst, als seine Räder und Springfedern, mußten so geheim angelegt seyn, daß Augustus, wenn er sich endlich genöthigt sehen würde, den Sohn der Livia zu seinem Erben zu ernennen, bloß dem Schicksal nachzugeben glauben, und sich noch glücklich schätzen müßte, den einzigen Mann in ihm zu finden, der den ersten Platz in der Welt an seiner Statt mit Würde zu behaupten fähig wäre.

Der erste Schritt zur Realisirung dieses großen Entwurfs war die Vermählung des Tiberius mit der jungen Wittwe des Agrippa; eine Verbindung, die, ohne dem Rechte der jungen Cäsarn nachtheilig zu seyn, den Tiberius auf das engeste mit August und seiner Familie verkettete, ihm Gelegenheiten gab seine Talente immer mehr zu seinem Vortheil schimmern zu lassen, und ein Mittel wurde, das Herz des alternden, immer strenger, mürrischer und mißtrauischer werdenden Augustus unvermerkt, und auf eine Art, daß die

Schuld alles Mißvergnügens allein auf Julien fiel, immer mehr von der letztern abzuwenden.

Es ist kein Zweifel, daß die Juno Livia bei Stiftung dieser unglücklichen Heirath so fein zu Werke ging, daß Augustus glauben mochte, er habe diesen Gedanken selbst gehabt, und — indem er sich dadurch der Treue und Anhänglichkeit eines jungen Mannes, den er geneigter war zu fürchten als zu lieben, zu versichern glaubte — sich schmeichelte: eine sehr staatskluge Maßregel genommen zu haben. Wie es aber auch damit war, so viel ist gewiß, daß Juliens Neigung bei dieser dritten politischen Vermählung weniger als jemals zu Rathe gezogen wurde.

Das Vorgeben der Romanschreiber, als ob sie den Tiberius schon bei Lebzeiten des Agrippa geliebt, oder wenigstens in ihr Netz zu ziehen gesucht habe, gründet sich zwar auf eine nichtsbeweisende Stelle im Sueton, verdient aber, bei näherer Beleuchtung, keine Aufmerksamkeit. Nie sind wohl zwei Personen in der Welt gewesen, die einander vermöge einer natürlichen Antipathie in einem höhern Grade zuwider seyn mußten, als die leichtsinnige, arglose und allen ihren Phantasien in der Fröhlichkeit ihres Herzens sich überlassende Julia, und der finstere, in sich selbst verschlossene, gravitätische, die behutsamste Weisheit und Moralität in seinem Betragen affectirende Heuchler Tiberius. Suetonius und Dion Cassius stimmen überein, daß er sich nur mit der größten Mühe entschlossen habe, seine Gemahlin Agrippina der Verbindung mit der Tochter Augusts aufzuopfern. Allein, wer den Charakter des Tiberius mit einiger Aufmerksamkeit erwogen hat, wird sich leicht mit mir überzeugen, daß diese Grimassen des abscheulichen Menschen bloß zur Absicht hatten, dem August Staub in die Augen zu werfen, und ihn glauben zu machen,

als ob er dem tugendhaften, von allen ehrgeizigen Wünschen weit entfernten Tiberius für das Opfer seiner ehelichen Zärtlichkeit zu Agrippinen noch große Verbindlichkeiten schuldig sey. Ganz gewiß kostete dieses Opfer dem gefühllosen Menschen sehr wenig; ganz gewiß war damals nichts was seinem Ehrgeiz mehr schmeichelte, als sich an den Platz eines Agrippa erhoben zu sehen: aber er haßte oder liebte Julien darum weder mehr noch weniger; und wenn er (wie natürlich, und von einem Menschen, dessen ganzes Leben eine immerwährende Verstellung war, nicht anders zu erwarten ist) sich stellte, als ob er, auf seiner Seite, alle Pflichten, die ihm diese neue Verbindung auflegte, aufs pünktlichste zu erfüllen gedenke, so hätte sich doch Suetonius dadurch nicht verleiten lassen sollen zu sagen, er habe anfänglich mit Julien einträchtig und in wechselseitiger Liebe gelebt; denn man muß nichts Ungereimtes sagen. Es war eben so unmöglich, daß Julia den Tiberius hätte lieben sollen, als daß Tiberius irgend etwas hätte lieben können. Indessen ist leicht zu glauben, daß beide eine Zeit lang den äußerlichen Wohlstand gegen einander beobachtet haben werden; und dieß ist bei Personen von ihrem Rang alles, was man gewöhnlich zu verlangen pflegt.

Wäre Augustus nicht von Livien, wie durch den Zauber eines unwiderstehlichen Talismans, beherrscht worden; hätte er bei der Wahl eines dritten Schwiegersohnes sich, anstatt durch den Einfluß dieses Ulysses im langen Rocke (wie sie ihr eigener Urenkel Caligula nannte), vielmehr durch die Neigung seiner Tochter, ja durch seine eigene leiten lassen: so würde er vielleicht den Sohn des Triumvir Antonius, Julus Antonius, der vor allen andern jungen Römern von der ersten Classe seine Hoffnungen bis zu der Tochter Augusts zu er-

heben berechtigt war, jedem andern vorgezogen haben. Er selbst hatte diesen jungen Mann, der an Geburt, Reichthum und persönlichen Vollkommenheiten wenige seinesgleichen sah, um sich in ihm mit dem Schatten seines Vaters auszusöhnen, mit Beweisen seiner Huld überhäuft; und Julia hatte schon seit einigen Jahren eine Neigung zu ihm gefaßt, die sich endlich in Leidenschaft verwandelte und beiden verderblich wurde. Warum wurde nun auf Juliens eigene Wünsche gar keine Rücksicht genommen? Warum mußte sie sich, auch als die Wittwe des Agrippa und die Mutter zweier junger Cäsarn, noch immer wie einen bloßen Handlungsartikel des Cäsarischen Hauses tractiren lassen? Warum einem Menschen aufgedrungen werden, den sie verabscheute, und der, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon am Vermählungstage mit Anschlägen umging, wie er sie zu Grunde richten wollte? Würde wohl, wenn ihre Mutter Scribonia ihren Platz der ehrgeizigen Livia nicht hätte abtreten müssen, jemals nur die Rede von Tiberius gewesen seyn? Und ist es billig, der unglücklichen Julia daraus, daß sie ein Herz hatte, das sich den gränzenlosen Entwürfen der Neronen nicht aufopfern lassen wollte, ein so großes Verbrechen zu machen?

Man kann sich bei einem so falschen und schlauen Menschen wie Tiberius darauf verlassen, daß er es nicht war, der jemals gegen Augustus Klagen über seine Tochter führte: aber man darf es ihm auch zutrauen, daß er die Kunst besaß, einer Frau von Juliens Lebhaftigkeit und Leichtsinn, mit allem kalten Blute von der Welt, tausend Mortificationen zu geben, die nur von ihr bemerkt und gefühlt wurden; und daß es ihm in wenig Jahren glückte, sich so sehr von ihr verabscheuen zu machen als er nur wünschen konnte. Aber, was für sie das schlimmste war, mit einem Manne von diesem

Schlage mußte eine Frau von dem ihrigen in den Augen der Welt immer Unrecht haben.

Tiberius beklagte sich noch immer nicht; aber, ehe man sich's versah, bat er sich von August, abwesend (damit es zu keiner nähern Explication kommen könnte) die Erlaubniß aus, sich nach Rhodus zurückziehen zu dürfen; ein Schritt, der den August, wiewohl er ihm seine Bitte zugestand, eben so sehr befremdete, als es das ganze Römische Publicum intriguirte, die wahre Ursache davon zu errathen. Einige schrieben diesen Schritt auf Rechnung seiner Staatsklugheit: er wollte, sagten sie, den jungen Cäsarn, Juliens Söhnen — die nun die Jünglingsjahre angetreten hatten, zu Fürsten der Jugend erklärt und zu Consuln designirt worden waren, kurz als Söhne und präsumtive Nachfolger Augusts eine öffentliche Rolle zu spielen anfingen, und von den Römern bis zur Ausschweifung geliebt wurden — aus dem Wege gehen, und der ganzen Welt zeigen, wie entfernt er von dem Gedanken sey, sich des Ansehens seiner Mutter und seiner eigenen bisherigen Vielvermögenheit und Wichtigkeit im Staate zum Nachtheile der Enkel seines Stiefvaters überheben zu wollen. Andere setzten den geheimen Beweggrund hinzu, August selbst habe ihn merken lassen, er würde es gern sehen, wenn er sich von Rom entfernte. Noch andere glaubten, Tiberius habe dadurch sein Mißvergnügen, daß er nicht auch in die Familie der Cäsarn aufgenommen worden, zu erkennen geben wollen. Endlich fehlte es auch nicht an solchen, die keinen andern Beweggrund dieser plötzlichen Entfernung von den Geschäften und von Rom sahen, als daß ihm Julia und ihr Betragen gegen ihn unausstehlich geworden sey. Selbst der tief sehende Tacitus will keinen andern zulassen; wie wahrscheinlich es auch immer ist, daß ein so argwöhnischer Mann, als Tiberius an August,

dessen Zuneigung zu seinen Enkeln damals in ihrer größten Lebhaftigkeit war, einige Veränderungen zu bemerken glauben mochte, die es rathsam machten, sich so lange zurückzuziehen, bis man seine Abwesenheit fühlen und selbst wieder nach ihm verlangen würde. Aber die Ursache, die in seinem und seiner würdigen Mutter Herzen am allertiefsten lag, war wohl diese: daß die Zeit nun immer näher kam, wo die Miene, die man der unglücklichen Julia grub, springen sollte; und daß die Gegenwart des Tiberius, aus mehr als Einem Grunde, dabei unschicklich gewesen wäre.

Ich habe — da es meine Absicht nicht ist, Julien für unschuldiger auszugeben als sie war — schon so viel von der Flüchtigkeit ihrer Sinnesart und der Lebhaftigkeit ihrer Leidenschaften zugestanden, daß man nichts natürlicher finden wird, als daß sie ihren Liebeshandel mit dem Sohne des Antonius mit zu wenig Vorsicht getrieben haben werde, um der Nachrede nicht so viel Stoff zu geben, als ihre geheime Feindin nur immer wünschen konnte. Julia, die sich nur zu oft erinnerte, daß sie Augusts Tochter war, that sich in ihrer Lebensweise um so weniger Zwang an, da sie sich schon seit geraumer Zeit alles nähern Umgangs mit ihrem Gemahl entschlagen hatte, und aus ihrem Abscheu gegen ihn kein Geheimniß machte. Wie weit sie in dieser Freiheit gegangen sey, läßt sich, da alle alten Autoren, die von ihr sprechen, sich nur in mehr oder weniger starken allgemeinen Redensarten ausdrücken, mit keiner Zuverlässigkeit bestimmen. Ich begnüge mich also zu sagen: daß, wenn auch ihre ganze Schuld in bloßen Unbesonnenheiten bestanden hätte, ihre Feinde doch, nach der Art und Weise wie ihr der Proceß gemacht wurde, eben so leicht die schändlichsten Verbrechen daraus hätten machen können. Wäre dieser Proceß vor dem ordentlichen

Richter gesetzmäßig geführt worden, so würde vermuthlich eine Sache, wobei die Ehre des erhabensten Hauses der damaligen Welt so unmittelbar betroffen war, von den Geschichtschreibern für wichtig genug gehalten worden seyn, in einer umständlichern und genugthuenden Erzählung auf die Nachwelt gebracht zu werden. Aber die Sache wurde so summarisch oder vielmehr so tumultuarisch behandelt, daß bis auf den heutigen Tag niemand mit Gewißheit sagen kann, ob auch nur ein einziges Verbrechen, das eines solchen Lärms und solcher Strafen würdig gewesen wäre, auf Julien und ihre Mitschuldigen hinlänglich erwiesen worden sey.

Das Ungewitter brach im Jahre 752 über sie aus. „Augustus (so erzählt uns Dion Cassius diesen Handel im zehnten Abschnitt des fünfundfunfzigsten Buchs seiner Geschichte), der zwar schon zuvor vermuthete, daß seine Tochter nicht ordentlich lebe, es aber doch immer nicht glauben wollte, erfuhr, daß sie in der Ungebundenheit so weit gegangen sey, sogar das Forum und die Rostra zum Schauplatz nächtlicher Schmäuse und Gelage zu machen, und gerieth darüber in den heftigsten Zorn.“ — Und wer war denn wohl in ganz Rom der- oder diejenigen, die sich hätten einfallen lassen, um eines an sich so wenig bedeutenden Excesses willen, die so allgemein geliebte Tochter Augusts, die Mutter der jungen Cäsarn, die vom Volke beinahe angebetet wurden, bei ihrem Vater so heftig zu verklagen — wenn es nicht die weise und tugendhafte Livia war, die am besten wußte, wo man den alten Herrn berühren mußte um ihn schreien zu machen, wie äußerst empfindlich er über den Punkt des Wohlstandes und der Würde seines Hauses war, und wie wenig er es ertragen konnte, daß eine Person, die ihn so nahe anging, sich unziemliche Freiheiten gegen gute Zucht und Ordnung heraus-

nehmen sollte? Wer anders als Livia hätte eine solche Angabe wagen dürfen? Wer hatte ein so großes Interesse, Julien aus dem Herzen ihres Vaters zu vertilgen? Wer hatte das Herz dieses in seinen Leidenschaften so unmäßigen Mannes mehr in seiner Gewalt als Livia? Und wer sonst als Livia konnte — seitdem kein Agrippa, kein Mäcenas mehr lebte, der ihn bald wieder zu sich selbst und auf die einzige Maßnehmung, die in diesem Falle schicklich war, gebracht haben würde — sich sicherer versprechen, ihn in der ersten Hitze zu Schritten treiben zu können, die er, wenn er sie auch lebenslänglich bereuen würde, doch nie, ohne sich selbst zu entehren, zurückmachen könnte?

Eine Frau, deren erste Triebfeder die Herrschsucht ist, ist eines jeden Verbrechens fähig. Zwischen Livien und dem Thron der Welt war niemand mehr als Julie und ihre Söhne. August hatte bereits über sechzig Jahre, und versprach kein so hohes Alter als er wirklich erreichte. Livia, die über ihren Sohn alles zu vermögen hoffte, hatte hingegen gutes Vertrauen zu ihrem Genius, noch eine lange Reihe von Jahren als Julia Augusta die Welt regieren zu helfen. Aber da stand ihr eine andere, so viel jüngere Julia im Wege, die ein unbestrittenes Recht hatte, sobald Augusten etwas Menschliches begegnete, mit ihrem Sohne Cajus Cäsar den erhabenen Platz einzunehmen, den jene sich selbst und ihrem geliebten Tiberius so anständig fand.

Diese fatale Julia mußte also aus ihrem Wege geschafft, mußte bei Augusten, beim Senate, beim Volke, bei der ganzen Römischen Welt so arg angeschwärzt, so unwiederbringlich beschimpft und entehrt werden, daß künftig gar nicht mehr die Rede von ihr seyn könnte. Es war keine Zeit dabei zu verlieren. Man ergriff also die erste Gelegenheit eines ziem-

lich öffentlichen Skandals, welches Julia und der muthwillige Hof, den sie um sich zu haben pflegte, durch eine vermuthlich aus irgend einer besondern Veranlassung vorgenommene nächtliche Schwärmerei der ganzen Stadt gegeben hatte. Ich überlasse es meinen Leserinnen selbst, sich die Miene, die Gebärden, den bestürzten Ton, die stockenden Vorreden, die heuchlerischen Weigerungen — einen Gemahl, einen Vater mit so schrecklichen Entdeckungen von den Schandthaten seiner einzigen unwürdigen Tochter nicht ums Leben bringen zu wollen — kurz, alle die Kunstgriffe sich vorzustellen, deren eine Livia fähig ist, um, in den Augenblicken selbst, wo sie dem Gemahl und der Tochter den giftigsten Dolch im Herzen umkehrt, sich die Miene einer zärtlichen Gattin und Mutter zu geben, die unglückliche Beklagte durch die Art sie zu entschuldigen noch schuldiger scheinen zu machen, und den aufgebrachten Richter, selbst indem man ihn zu besänftigen sucht, noch mehr aufzubringen. Alles was seit zwanzig Jahren her gegen Julien gesammelt worden war, alle Blößen, die sie durch ihre Unvorsichtigkeit gegeben hatte, alles was in ihrem Betragen zweideutig, an ihrem Putze zu kokett, in ihren Manieren oder Reden zu frei war, ihre Vertraulichkeit mit jungen Mannsleuten, denen man über einen gewissen Punkt alles zutrauen konnte, ihre wahren oder vermutheten oder nur angeschuldeten Liebeshändel mit einem Sempronius Gracchus, einem Julus Antonius, einem Crispinus, Appius Claudius, Scipio u. s. w. — alles wurde in das verhaßteste Licht gestellt, alles geltend gemacht, das Abscheuliche des öffentlichen Unfugs, der das Fundament der Klage ausmachte, zu erhöhen. August erstaunte, wie es möglich gewesen sey, daß die väterliche Liebe ihn so lange bei offnen Augen habe verblenden können; er gerieth in die heftigste Wuth, faßte die

raschesten Entschlüsse — aber er hatte noch nicht das Aergste gehört. Die für sein theures Leben so zärtlich besorgte Livia sparte ihm noch eine schrecklichere Entdeckung auf. „Das geheime Verständniß seiner unwürdigen Tochter mit seinem undankbaren Günstling Julus Antonius hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach, oder vielmehr nur allzugewiß, tiefere, abscheulichere Absichten. Von einem Weibe, das schon längst alle Scham abgeschworen hatte, von einem jungen Ehrsüchtigen, in dessen Adern das wilde Blut des Antonius und der Fulvia schäumte, konnte, mußte man das Aergste erwarten. Eine abscheuliche Verschwörung gegen Augustus selbst — ihre Zunge erstarrte es auszusprechen — aber man hatte die stärksten Anzeichen — nur nicht gar redende Beweise — es war keine Zeit zu verlieren — man mußte sich der Schuldigen unverzüglich bemächtigen, und einer so gefährlichen Schlange wie Julia, einem beim Volke so beliebten Mitschuldigen, wie Julus Antonius, keine Zeit lassen sich in Verfassung zu setzen.“

Man wird mich fragen, welcher Gott oder Genius mir diese geheime Scene zwischen Livien und August geoffenbart habe? Ich gestehe gern, daß weder der schändliche Schmeichler des Tiberius und der Livia, Paterculus — noch Suetonius, der diese ganze, doch wahrlich nicht triviale Katastrophe der Familie Cäsars nur in wenigen Zeilen berührt und von Julus Antonius gar nichts sagt — noch Tacitus, der eben so wenig von dem letztern weiß — noch Dion, der noch kürzer ist, am glimpflichsten von Julien spricht, und von dem Complot (wovon der Verfasser der Mémoires de la cour d'Auguste als von einem ausgemachten historischen Factum so viele Worte macht) nichts weiter sagt, als daß es ihm habe zur Last gelegt werden wollen — keiner von diesen allen hat sich auch nur einfallen lassen, die Diva Julia Augusta in

diese Tragödie einzumischen. Aber in Sachen dieser Art kenne ich keinen bessern Genius, um uns auf die Spur der Wahrheit zu bringen, als denjenigen, der uns fähig macht, nach Vergleichung aller gegebenen Umstände uns so lebendig als möglich in die Entstehung einer Begebenheit, und in den Geist, den Charakter und das Interesse der handelnden Personen hineinzudenken, und, wo die Geschichtschreiber uns im Dunkeln lassen oder verwirren, im Reiche der Wahrscheinlichkeiten die Bedingungen aufzusuchen, unter welchen sich eine geschehene Sache am deutlichsten begreifen läßt. Von Julien läßt sich alles glauben, wozu flüchtiges Blut, leichter Sinn, ein warmes Temperament und ein Ueberfluß an Gesundheit eine junge Person von hohem Stande, guter Erziehung und glänzenden Glücksumständen bringen können: aber solche Abscheulichkeiten, wie ihr von ihrem Vater in seiner Anzeige an den Senat Schuld gegeben wurden, sind nur alsdann zu glauben, wenn sie aufs schärfste bewiesen worden sind. Wer hingegen von einer Frau, die für ihre eigene und ihres Sohnes Ambition alles zu unternehmen fähig war, einer Frau, die man in sehr wahrscheinlichem Verdacht hatte, den Tod des Marcellus, der jungen Cäsarn und zuletzt des Augustus selbst befördert und beschleunigt zu haben, um dem Ungeheuer, womit sie die Welt belästigt hatte, den Weg zur Regierung zu öffnen — wer von einer solchen Frau vermuthet, daß sie auch Julien und ihre Freunde ihrem herrschsüchtigen Plane aufgeopfert habe, zumal wenn sich das Geschehene ohne diese Voraussetzung kaum als möglich denken läßt — der kann schwerlich beschuldiget werden, daß er seiner Einbildungskraft mehr erlaube als billig ist. Warum, wenn Livia nicht die geheime und erste Bewegerin aller dieser tragischen Begebenheiten war, warum wurde alles so übereilt

und unförmlich betrieben? Warum wurde nicht Sorge getragen, daß Welt und Nachwelt sich von der Gerechtigkeit eines so strengen Verfahrens gegen die Beschuldigten überzeugen könne? Warum war Augustus Richter in seiner eigenen Sache? Und warum wurde Julus Antonius so eilfertig und ingeheim aus der Welt geschafft?

Man kann sich vorstellen, was für eine Wirkung es im Senat machen mußte, als ein Quästor in voller Versammlung ein Notificationsschreiben des Imperators ablas, worin dieser dem Senat mit der Beredsamkeit eines wüthenden Zorns alle die Schändlichkeiten seiner Tochter entdeckte, die ich in der Note aus dem Seneca angeführt habe, und vermuthlich auch zugleich anzeigte wie er diese Unthaten an ihr und ihren Mitschuldigen zu bestrafen für gut befunden habe — denn, daß in dieser ganzen Sache gesetz- und ordnungsmäßig verfahren worden sey, davon findet sich nirgends eine Spur. — Was mußten sie von ihrem beinahe schon in seinem Leben vergötterten Augustus denken, der, ohne alle Noth und gegen allen Menschensinn, die Schande seines eigenen Hauses, wovon man, wenn sie auch bekannt gewesen wäre, kaum zu murmeln sich erkühnt hätte, eigenhändig und schriftlich dem Römischen Senat und dem ganzen Erdkreise kund und zu wissen that! Ohne Zweifel erkannte ein jeder in diesem unnatürlichen Verfahren die schwere Hand einer Stiefmutter, die dem Hause Cäsars Verderben drohte: aber so gebrochen war schon in diesen Zeiten der ehemalige Römische Geist, daß es niemand wagte, sich durch eine Vorbitte verdächtig zu machen, geschweige gegen das Verfahren selbst etwas einzuwenden.

Julia wurde in die kleine Insel Pandataria (jetzt Santa Maria), unweit Ischia, verbannt, und mit einer empörenden

Härte behandelt. Der einzige Trost, der ihr in dieser grausamen Verwandlung ihres Schicksals gegönnt wurde, war, daß es Scribonien erlaubt wurde, ihrer unglücklichen Tochter freiwillig ins Elend zu folgen. –

Nach einiger Zeit, sagt Seneca, ließ sich's Augustus nicht wenig gereuen, daß er in der ersten Hitze (ein brausender Jüngling von — zweiundsechzig Jahren) so weit gegangen, und dessen, was er seiner Würde und der Ehre seines Hauses schuldig war, so gröblich vergessen hatte; und da soll ihm sogar die Ausrufung entfahren seyn: von dem allen wäre mir nichts begegnet, wenn Agrippa oder Mäcenas noch lebten! — Livia war wohl nicht zugegen, wie er diese Worte von sich hören ließ: aber sie war zu gut bedient, als daß sie ihr unbekannt geblieben seyn sollten; und man kann sich leicht vorstellen, ob sie irgend etwas vergessen haben werde, was den ohnehin von Natur grausamen Alten in der Partei, die er nun einmal gegen seine Tochter ergriffen hatte, bestärken konnte. Er blieb also selbst gegen die dringenden Bitten des Volkes um Juliens Zurückberufung um so unerbittlicher, je unangenehmer es der stolzen Livia seyn mußte, ihre verhaßte Rivalin so allgemein geliebt und so öffentlich bedauert zu sehen. Alles was endlich von ihm zu erhalten war (und auch dieß erst, nachdem er seine Tochter fünf Jahre lang in dem elenden Pandataria hatte schmachten lassen), war, daß er ihr einen etwas erträglichern Aufenthalt zu Reggio anwies, ohne auf die immer bis zum Ungestüm wiederholten Bitten des Volkes, ihr gänzlich zu verzeihen und sie nach Rom zurückzuberufen, eine andere Antwort zu geben, als daß er den Römern öffentlich solche Weiber und Töchter wünschte.

Wenn noch ein Zweifel möglich wäre, daß Livia und ihr Sohn die geheimen Beweger der ganzen Maschinerie, wo-

durch Julia zu Grunde gerichtet wurde, waren, so müßte er verschwinden, sobald man hört, wie Tiberius sich benahm, als die Nachricht nach Rhodus kam, was sich mit seiner Gemahlin zugetragen habe, und daß seine Ehe mit ihr von Augustus aus eigner Machtgewalt aufgelöset worden sey. Er stellte sich, als ob er von allen diesen Begebenheiten nicht die geringste Ahndung gehabt habe, affectirte sehr betrübt darüber zu seyn, und ermüdete den August mit den Vorbitten, die er in allen seinen Briefen für sie einlegte. Wenigstens, bat er, möchte er ihr doch alles lassen, was er, Tiberius, ihr jemals geschenkt hätte, um doch ihr trauriges Schicksal in etwas zu erleichtern. Aber wie ernst es ihm mit allen diesen Grimassen gewesen sey, bewies er, sobald er nach Augusts Tode zur Regierung kam. Der hartherzige Vater hatte der Unglücklichen eine kleine Pension, wovon sie nothdürftig leben konnte, ausgeworfen, die ihr, so lange er selbst lebte, richtig bezahlt wurde. Tiberius Cäsar ließ es eine der ersten Handlungen seiner Regierung seyn, diese Pension — einzuziehen; er nahm ihr überdieß noch ein kleines Eigenthum, das ihr der Vater gelassen hatte, schloß sie zu Reggio in ein Haus ein, woraus ihr kein Schritt zu thun erlaubt war, verbot allen Menschen Umgang mit ihr zu haben, und ließ sie in diesen Umständen, nachdem er sie durch die Ermordung ihres dritten Sohnes, Agrippa Posthumus, ihrer letzten Hoffnung beraubt hatte, im Jahre 767 vor Elend und Mangel umkommen.

Die schönen Lehren, welche sich Leichtsinn und gutes Herz aus dieser Geschichte ziehen können, machen sich zu leicht von selbst, als daß ich mich dabei aufhalten sollte. Ich würde zufrieden seyn, wenn dieser kleine Versuch die Wirkung hätte, das Andenken Juliens von der Schande, womit es siebzehnhundert Jahre lang so unbilliger Weise belastet worden ist,

zu erleichtern, und einen Theil derselben auf die erhabene Livia zu wälzen, die, mit aller ihrer Rechtfertigkeit, in den Augen aller guten Menschen eine ganz andere Sünderin war als die schöne und unglückliche Julia, und wenn sie auch (was doch ohne allen Grund von einigen vermuthet wird) die Corinna des leichtfertigen Ovidius gewesen wäre.

## III.

## Faustina die jüngere.

Und auch du, schöne Faustina, auch du möchtest in besserm Andenken bei der späten Nachkommenschaft dieser Markomannen, Quader und Hermundurer stehen: die dein erhabener Gemahl so oft besiegte und nie bezwang? Auch du verlangst eine Ehrenrettung?

Wer könnte diesem arglosen, offnen, Liebe athmenden Gesichte etwas abschlagen? Ich, mit dem du bloß durch dein kaltes Gypsbild sprichst, ja, ich begreife, ich fühle es, daß es unmöglich seyn müßte Nein zu dir zu sagen.

Auch dir, schönste unter allen Augusten des alten Roms, haben die Lästerzungen deiner eigenen Zeit und die undenkenden Zusammenstoppler der unsrigen übel mitgespielt! Aber gewiß hat keiner von diesen Unglücklichen weder dich selbst noch deine Büste gesehen!

Wem könnte bei diesen sanften gutartigen Zügen, bei dieser beinahe kindlichen Unwissenheit, daß etwas Süßes schädlich, etwas Angenehmes unrecht seyn könne, die aus deinem ganzen reizvollen Gesichte spricht, Arges von dir denken? Wer könnte so unbillig seyn, dich dafür zu bestrafen, daß die Weisheit vielleicht zu wenig, die Grazien beinahe zu viel für dich gethan haben?

Doch schon dieses Vielleicht ist mehr als irgend ein Zweifler zum Nachtheil der schönen Faustina beweisen könnte; es wäre denn, daß es — um den Ruhm einer Tochter des Antoninus Pius, einer Gemahlin des Marcus Aurelius, auf immer zu vernichten — genug wäre, wenn so ein Erdensohn wie Julius Capitolinus, oder ein historischer Romanschreiber wie Serviez, ohne Beweis, ohne Wahrscheinlichkeit, ja sogar gegen die entscheidende Stimme eines unverwerflichen Zeugen, so viel schändliche Dinge von ihr sagte als er Lust hätte.

Es wäre mehr als unbillig, wenn wir einem elenden Volksgerüchte (denn dieß ist doch der einzige Grund, worauf die Verleumdungen beruhen, womit das Andenken der schönen Faustina befleckt worden ist) so viel Gewicht beilegen wollten, daß ein bloßes „es ging die Rede" in einer Sache, wo der stärkste gerichtliche Beweis kaum zureichend ist, statt alles Beweises dienen könnte.

Das in jeder Betrachtung unwahrscheinliche Vorgeben des Dion Cassius, als ob Faustina die Empörung des Avidius Cassius gegen ihren Gemahl nicht nur heimlich befördert habe, sondern sogar die Anstifterin derselben gewesen sey, hat schon der Römische Senator und Consul Vulcaz in seinem Leben des Avidius so gut widerlegt, daß es Ueberfluß wäre, hier mehr davon zu sagen.

Aber als eine Probe, wie weit in jenen guten Zeiten der Antonine die Freiheit des gemeinen Volkes, von seinen Fürsten alles zu schwatzen was ihm einfiel, gehen durfte, und was die einen zu lügen und die andern zu glauben fähig waren, sey mir erlaubt dieses einzige Beispiel anzuführen. Faustina, sagte man, sah einsmals einen Trupp Gladiatoren vorbei ziehen, und verliebte sich in einen von ihnen so heftig, daß sie krank davon wurde, und sich zuletzt genöthiget fand, ihr

Anliegen ihrem Gemahle zu entdecken. Der Kaiser brachte die Sache vor die Chaldäer. Diese weisen Meister gaben ihm den Rath: er sollte den Gladiator abwürgen lassen, Faustina sollte sich in dem warmen Blute desselben baden, und unmittelbar darauf ihrem Gemahl beiliegen. Der Rath wurde befolgt, die Kaiserin fand sich von ihrer Liebeskrankheit entledigt, wurde schwanger, gebar aber anstatt eines Prinzen einen — Gladiator; und so erklärte sich das Volk die Möglichkeit, wie von Marcus Aurelius und Faustinen ein Commodus habe entspringen können.

Capitolinus gesteht zwar, daß er diese schöne Geschichte für ein Mährchen halte; hingegen erröthet er nicht, Faustinen eines Geschmacks an Bootsknechten und Gladiatoren zu beschuldigen, der sich kaum von einer Messalina, und auch von dieser nur, weil sie die Gemahlin eines Claudius war, denken läßt. Ja, was beinahe noch ärger ist, er schämt sich nicht zu glauben, es habe Leute gegeben, die sich unterstanden hätten dem Kaiser Marcus Aurelius zu rathen, er sollte Faustinen wenigstens verstoßen, wenn er sie ja nicht umbringen lassen wollte: und der Kaiser habe ihnen geantwortet: „wenn wir unsre Gemahlin verstoßen, so müssen wir auch ihre Mitgift (nämlich das Reich) zurückgeben.“ — Als ob ein Mann von seinen Grundsätzen sich jemals hätte einfallen lassen können, das Römische Reich für ein Eigenthum des Antoninus Pius zu halten, das dieser seiner Tochter habe mitgeben können; oder als ob Marcus dadurch Kaiser geworden sey, weil er Faustinen geheirathet, und nicht vielmehr umgekehrt bloß darum Antonins Schwiegersohn geworden sey, weil er zu seinem Nachfolger am Reiche erklärt war!

Wer einen Marcus Aurelius so reden lassen kann, wie sollte der Glauben verdienen, wenn er seine Faustina unter

die verächtlichsten Creaturen ihres Geschlechtes herabwürdigen will? — Wie konnte der Mann so bald wieder vergessen, daß er selbst kurz vorher als ein trauriges Loos der Fürsten angemerkt hatte, „daß keiner von ihnen hoffen dürfe von bösen Nachreden verschont zu bleiben, da sogar Marcus sich habe nachsagen lassen müssen, daß er seinen Bruder Lucius Verus vergiftet habe?"

Doch warum halte ich mich bei diesen negativen Beweisen der Unschuld der schönen Faustina auf, da ich einen Zeugen derselben aufstellen kann, dessen positive Aussage von solchem Gewichte ist, daß sie kaum die Möglichkeit eines Zweifels übrig läßt? Wer hatte mehr Gelegenheit Faustinen kennen zu lernen, und wer war geschickter richtig von ihr zu urtheilen, als Marcus Aurelius selbst? Würde dieser, wenn er auch nur die geringste Ursache gehabt hätte an ihrer Tugend zu zweifeln, in seinem berühmten Denkbuche unter den Glückseligkeiten seines Lebens, wofür er den Göttern den größten Dank schuldig sey, auch diese angeführt haben: „daß ihm eine solche Gemahlin, so gefällig und leicht zu lenken, so zärtlich gegen ihren Mann und ihre Kinder, so einfach, genügsam und kunstlos in ihrem Betragen und in allem was ihre Person angehe, zu Theil geworden sey?" — Was in aller Welt hätte ihn bewegen können, in einem bloß zu seinem eigenen Gebrauch geschriebenen Denkbuche so von seiner Gemahlin zu schreiben, wenn er nicht aus Gefühl und Ueberzeugung geschrieben hätte? — „Er wußte Faustinens liederliche Aufführung nicht, oder er dissimulirte sie," sagt Capitolinus. — Wie hätte er, der gewiß nichts weniger als ein schwacher Mann war, sich so unbegreiflich in dem Charakter einer Person irren können, die so selten von seiner Seite kam, ihn sogar auf seinen Feldzügen begleitete, sogar im Lager bei ihm lebte?

Und, falls etwas zu dissimuliren war, wer dissimulirt gegen sich selbst?

Ich müßte mich sehr irren, oder der Charakter, den der Kaiser Marcus seiner Gemahlin beilegt, und weßwegen er sich selbst in ihrem Besitz glücklich preiset, kann nicht der Charakter einer Frau seyn, die sich zu Cajeta Bootsknechten und Gladiatoren Preis gibt: und wenn ich sehe, wie schön ihr Brustbild Zug für Zug das Bild bestätiget, das der Mann, der sie am besten kennen mußte, von ihrer Sinnesart und ihren Sitten macht, und wie auffallend es hingegen von Messalinens Bildniß absticht; so könnte ich mich eben so leicht bereden lassen, daß Marcus seinen Bruder vergiftet habe, als daß Faustina mit einem solchen Charakter und einer solchen Physiognomie eine zweite Messalina gewesen sey.

Wenn nach einer so vollgültigen Wahrscheinlichkeit noch etwas nöthig wäre, das Uebergewicht gänzlich zum Vortheil der liebenswürdigen Faustina zu entscheiden, so wären es, dünkt mich, die außerordentlichen Ehrenbezeugungen die ihr der Römische Senat nach ihrem Tode erwies. Er ließ ihr nicht nur neben ihrem Gemahl in dem Tempel der Göttin Rom eine silberne Bildsäule, sondern auch einen Altar errichten, auf welchem alle Römischen Jungfrauen an ihrem Hochzeittage opfern mußten. Auch veranstaltete er, daß, so oft der Kaiser ins Theater kam, eine auf einem Lehnstuhle sitzende goldene Bildsäule der Faustina auf den ersten Platz, da wo sie in ihrem Leben zu sitzen pflegte, gesetzt wurde, und die vornehmsten Römischen Damen ihr zur Seite saßen.

Und dieß that eben der Senat, der den Muth gehabt hatte, sich der Vergötterung des Kaisers Hadrianus zu widersetzen! that es in den freien glücklichen Zeiten der Antonine,

unter der Regierung des mildesten, bescheidensten, popularsten Fürsten, der jemals gewesen ist!

Läßt es sich auch nur als möglich denken, daß dieser Senat — dem eben diese Antonine alle seine Würde wieder gegeben hatten — der Niederträchtigkeit, der allen Begriff übersteigenden Schamlosigkeit fähig gewesen wäre, die öffentliche Ehrbarkeit, die Ehre ihrer Jungfrauen und Matronen, die Ehre des Kaisers und ihre eigene, so gröblich zu schänden, und von freien Stücken solche öffentliche Beweise der innigsten Liebe und Verehrung an das Andenken einer Person zu verschwenden, deren bloßer Anblick das Auge einer Jungfrau und Matrone verunreiniget hätte, wenn sie das gewesen wäre, wozu die Unbesonnenheit einiger Historienschreiber sie zu machen gesucht hat? Was müßte der Römische Senat gewesen seyn um einer zweiten Messalina nach ihrem Tode solche Ehren zu erweisen? Oder was der Kaiser Marcus, um es zu dulden?

Man erlaube mir noch hinzuzusetzen: welch ein trauriges Gefühl muß der Gedanke an die unselige Geneigtheit zu verleumden und der Verleumdung Gehör zu geben, die ein so häßlicher Flecken an der menschlichen Natur ist, in einem jeden erwecken, der nicht auf eine gänzliche Vergessenheit bei der Nachwelt rechnen kann — wenn bloße Sagen und Gerüchte mehr Glauben finden, als solche Zeugnisse!

unter der Regierung des [illegible], beschwerlichsten, doppelzüngigsten Fürsten, der jemals gewesen ist?

Läßt es sich auch nur als möglich denken, daß Kaiser [illegible] — dem schon diese [illegible] alle seine Würde rauben müßte [illegible] — der [illegible], der allen Argwohn [illegible] fähig gewesen wäre, die öffentliche Sittlichkeit, die Ehre ihrer Jungfrauen und Matronen, die [illegible] und ihre eigene, so gröblich zu schänden, und um seinem [illegible] solche äußerliche Merkmale der [illegible] Liebe und Verehrung an das Andenken einer Person zu verschwenden, deren [illegible] einer [illegible] und Matrone [illegible], wenn sie das gewesen wäre, [illegible] sie zu machen gesucht hat? Was müßte der römische Senat gewesen seyn, um einer zweiten Messalina nach ihrem Tode solche Ehren zu erweisen? Oder was der Kaiser Marcus, um es zu dulden?

Man erlaube mir noch hinzuzusetzen: wenn ein [illegible] Gefühl uns der Gedanke an [illegible] zu verleumden und der Verleumdung Gehör zu geben, die eine so häßliche Flecken an der menschlichen Natur ist, in einem [illegible], der nicht auf eine [illegible] der Menschheit rechnen kann — wenn diese Sucht und [illegible] [illegible]

---

# Nikolas Flamel, Paul Lukas
## und
## der Derwisch von Brussa.

---

### Historische Nachrichten, Untersuchungen und Vermuthungen.

---

Ein Beitrag zur Geschichte der Unsichtbaren. 1788.

# Einleitung.

Unter allen angeblichen Besitzern des Steins der Weisen, von welchen man mehr oder weniger umständliche Nachrichten hat, ist meines Wissens keiner, dessen Geschichte (wenn ich dem Verfasser des Aufsatzes Nr. V im vierten Stück des Deutschen Mercurs 1788 diesen Ausdruck abborgen darf) einem Mährchen der redseligen Sultanin Scheherezade ähnlicher sähe, und dennoch wegen des sonderbarsten Zusammentreffens beglaubigender Umstände mehr Aufmerksamkeit verdiente, als die Geschichte des berühmten Adepten Nikolas Flamel, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung näher zu beleuchten gesonnen bin.

Die Nachrichten, die uns der eben angezogene Unbekannte (der sich bloß durch die Buchstaben G—e zu errathen gibt) von Flamels Leben und Schicksalen aus unbekannten Quellen mittheilt, hauptsächlich aber der sonderbare Umstand, daß diese wundervolle Geschichte, durch eine nicht weniger seltsame Begebenheit, die dem berühmten Wanderer Paul Lukas (seinem eigenen Berichte nach) zu Brussa in Kleinasien zu gestoßen seyn soll, eine Art von Bestätigung erhält, welcher schwerlich irgend ein Freund des Wunderbaren seinen Beifall

versagen kann, schienen mir eine schärfere Prüfung und unbefangnere Untersuchung zu verdienen, als bisher damit vorgenommen worden ist: und so entstand der folgende Aufsatz, bei welchem meine Absicht erreicht ist, wenn er den Lesern einen Theil des Vergnügens macht, welches der Verfasser an dergleichen Untersuchungen findet; wiewohl ich nicht zweifle, daß er auch von einigem Nutzen seyn könnte, wenn er als ein auffallendes Beispiel betrachtet würde, wie nöthig es sey, selbst den ehrlichsten Erzählern solcher Wundergeschichten eben so scharf auf alle Worte zu merken, als man einem Taschenspieler auf die Finger sieht, und wie gut sich diese Mühe dadurch belohne, daß wir immer hinlängliche Ursachen finden, allen Begebenheiten, die aus Vernunftgründen unglaublich sind, unsern Glauben zu versagen, wie einleuchtend und überredend auch immer die Zeugnisse seyn sollten, die uns denselben abzunöthigen scheinen mögen.

Da meine Beleuchtung der Geschichte Flamels voraussetzt, daß die letztere, so wie sie theils von ihm selbst, theils von einer Menge Geschichtschreiber, Compilatoren und anderer Schriftsteller, erzählt wird, dem Leser gegenwärtig sey, so zweifle ich nicht, daß man den Bericht, den er selbst (in einer Schrift, welche Herr G — e in Händen gehabt zu haben scheint) von der wunderbaren Art, wie er zu seinem großen Vermögen gekommen, erstattet, hier am rechten Orte finden werde.

„Obgleich ich, Nikolas Flamel, Schreiber und Bürger zu Paris, in diesem 1399sten Jahre, wohnhaft in meinem Hause in der Schreibergasse, wegen der Armuth meiner ehrlichen Eltern nichts gelernt habe als ein wenig Latein: so habe ich doch durch die große Gnade Gottes und Fürbitte der Heiligen des Paradieses, vorzüglich Sanct Jakobs, endlich alle Bücher

der Philosophen und ihre größten Geheimnisse verstehen gelernt, wofür ich alle Tage meines Lebens dem gütigen Gott auf meinen Knieen danken werde. Nach dem Tode meiner Eltern, als ich mein Brod mit Schreiben verdiente, kaufte ich einst ein altes großes vergoldetes Buch, das auf Baumrinde geschrieben war. Die Decke dieses Buchs war von dünnem Kupfer, und es waren viele unbekannte und sonderbare Buchstaben in dieselbe eingegraben. Ich glaube es waren Griechische Lettern oder aus irgend einer andern alten Sprache, denn ich konnte sie nicht lesen; Lateinisch oder Celtisch waren sie nicht, davon verstehe ich was. In dem schönen Buche studirte ich nun Tag und Nacht, aber konnte nicht klug daraus werden. Mein Weib Pernelle (Petronelle), die ich so wie mich selbst liebe, und die ich damals seit kurzem geheirathet hatte, war darüber sehr betrübt; — sie tröstete mich und suchte mich aufzuheitern. Ich konnte mein Geheimniß nicht vor ihr verbergen, sondern zeigte ihr das Buch. Sie freute sich darüber so wie ich selbst, betrachtete mit Vergnügen die schöne Decke und die herrlichen Gemälde, wovon sie so wenig wie ich verstand; doch machte es mir viel Freude mit ihr davon zu sprechen, und mich mit ihr berathen zu können, was zu thun sey, um den Sinn derselben zu erforschen. Ich ließ die Figuren nachmalen, zeigte sie allen Gelehrten in Paris, und sagte ihnen, diese Figuren seyen aus einem Buche, welches vom Stein der Weisen handle: aber sie verstanden nichts davon, und lachten über mich und über den gebenedeiten Stein. Ich arbeitete einundzwanzig Jahre, aber ich erhielt nichts. Endlich verlor ich alle Geduld, und that ein Gelübde zu Gott und dem heiligen Jakob in Galicien, nahm mit Bewilligung meines Weibes Pernelle den Pilgerstab und die Kürbisflasche, machte mich auf den Weg, und kam nach

St. Jago von Compostell, wo ich mein Gelübde mit Andacht erfüllte. Darauf kehrte ich zurück, und traf zu Leon einen Französischen Kaufmann an, der mich an einen Jüdischen Arzt wies, welcher sich zum Christenthum bekehrt hatte und daselbst wohnte. Dieser war ein grundgelehrter Mann und hieß Canchez (Sanchez vermuthlich). Als ich ihm die Copei einiger Gemälde zeigte, ward er ganz entzückt, und fragte mich sogleich, ob ich etwas von dem Buche wisse worin sie zu finden seyen? Ich antwortete, ich hätte Hoffnung etwas davon zu erfahren, wenn sich jemand fände, der den Inhalt entziffern könnte. Nun konnte er seine Freude nicht länger zurückhalten, und fing an mir die Figuren zu erklären. Er hatte schon seit langer Zeit von diesem Buche gehört, aber als von einem Schatze der gänzlich verloren wäre. Er verließ sogleich alles, reiste mit mir von Leon nach Orviedo, und von da nach Sanson in Asturien, wo wir uns zu Schiffe setzten um nach Frankreich zu fahren. Auf der Reise erklärte er mir beinahe alle Figuren, und fand in jedem Punkt ein Geheimniß, welches mir sehr sonderbar vorkam. Zu Bordeaux stiegen wir ans Land. Als wir aber nach Orleans kamen, wurde dieser gelehrte Mann gefährlich krank. Es überfiel ihn ein anhaltendes Brechen, welches ihn, seit der Zeit da wir aus dem Schiffe gestiegen waren, nicht verlassen hatte. Während seiner Krankheit rief er mich alle Augenblicke zu sich, damit ich ja nicht allein wegreisen möchte. Endlich starb er am siebenten Tage, worüber ich sehr traurig ward. Ich ließ ihn in der Kirche des heiligen Kreuzes zu Orleans begraben. Gott tröste seine Seele! er starb als ein guter Christ. Im Jahre 1379 kam ich nach Paris zurück. Man kann sich die Freude meines Weibes Pernelle über meine glückliche Rückkunft und unser Gebet zum heiligen Jakob

nicht vorstellen. Ich arbeitete nun fleißig, und fand was ich suchte; so daß ich endlich in Gegenwart meines Weibes am Montage den 17 Januar des Jahres 1382 gegen Mittag ein halbes Pfund Quecksilber in reines Silber verwandelte; und den 25 April desselben Jahres verwandelte ich in Gegenwart meines Weibes gegen fünf Uhr Abends eben so viel Quecksilber in Gold. Pernelle hatte darüber eine so außerordentliche Freude, daß mir bang wurde, sie möchte das Geheimniß ausschwatzen; aber durch die Güte Gottes ist mir nicht nur ein keusches und kluges Weib zu Theil worden, sondern sie ist auch verschwiegen und vorsichtig, was andre Weiber nicht sind."

So weit der wörtliche Auszug aus Flamels handschriftlichem Buche, welchen wir meinem unbekannten Freunde G—e zu danken haben. Ich habe nöthig gefunden, ihn dem Leser so ausführlich mitzutheilen, weil es mir zu meiner folgenden Untersuchung wichtig scheint, den Ton, worin Flamel seine Aussage vorbringt (mit Lessing zu reden), vor Gericht stellen zu können. Nun muß ich auch Herrn G—e fortfahren lassen.

„Flamel stiftete hierauf vierzehn Hospitäler, baute auf seine Kosten drei neue Kirchen in Paris, und begabte mit großen Summen sieben alte, welche alle noch bis auf den heutigen Tag die Folgen seiner Güte genießen. Noch jetzt geht alle Jahre eine Procession der Armen aus dem von ihm gestifteten Hospital des Quinze-Vingts nach der ebenfalls von ihm erbauten Kirche St. Jacques de la boucherie, um Gott für die Seele Flamels, ihres Stifters, zu bitten. Sein Wohnhaus stand noch vor dreißig Jahren. Es war das Eckhaus der Rue Marivaux und der Rue des Ecrivains, und ich habe sehr oft im Vorbeigehen die Stelle mit Andenken an

Flamel betrachtet. Auch habe ich mir im Archiv der von ihm erbauten Kirche St. Jacques de la boucherie die Acten zeigen lassen, welche seine Vergabungen enthalten, und deren über vierzig sind, so wie sein eigenhändiges äußerst sonderbares Testament, worin er die Geschichte erzählt, wie er zu seinen großen Reichthümern gelangt ist. Diese Reichthümer eines Mannes von so niedrigem Stande machten bald so großes Aufsehen, daß König Karl der Sechste etwas davon erfuhr. Er schickte den Herrn von Cramoisy, einen seiner Vertrauten, zu Flamel, um zu erforschen, durch welche Mittel er so reich geworden sey. Dieser fand den Philosophen in seinem kleinen schlechten Hause auf irdenem Geschirre speisend. Flamel war genöthiget zu gestehen, daß er den Stein der Weisen besitze, und eine Abschrift seines Buchs zu übergeben, welche noch jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird, wo sie jedermann sehen kann. Bald nach diesem Besuch im Jahre 1413 starb Pernelle, Flamels Weib, und kurz darauf auch er selbst, nachdem sie beide nahe an hundert Jahre alt geworden.

„Dieß ist alles was wir von dem Leben und den Schicksalen dieses berühmten Adepten wissen. Aber seine Geschichte hat das Besondere, daß sie mit dem Tode des Helden nicht aufhört, sondern vielmehr erst nach diesem Zeitpunkte recht interessant wird.

„Paul Lukas, ein Mann von vielen Kenntnissen, und (wie man aus seinen Schriften sieht) ein Feind des Aberglaubens, dabei ein Arzt und aufgeklärter Kopf, machte zu Anfang dieses Jahrhunderts auf Kosten Ludwigs des Vierzehnten mehrere Reisen in die Levante. In der Beschreibung seiner zweiten Reise erzählt er eine sonderbare Unterredung, die er mit einem Derwisch zu Brussa in Kleinasien hatte,

und welche Flameln betrifft. Paul Lukas fand nämlich an einem abgelegnen Orte eine Moschee, wo ein berühmter Derwisch begraben liegt. In einem nahe dabei stehenden Hause lebten vier Derwische, die ihm sehr höflich und zuvorkommend begegneten, und ihn aufs beste bewirtheten. Einer von ihnen ließ sich mit unserm Doctor in ein Gespräch ein. Nachdem sie einige Zeit Türkisch gesprochen hatten, fing der Derwisch an Lateinisch, Spanisch und Italienisch zu reden. Da er aber bemerkte, daß sein Gast keine dieser Sprachen geläufig sprach, so fragte er ihn, aus welchem Europäischen Land er komme; und sobald er von Paul Lukas hörte daß er ein Franzose sey, fing er an sehr fertig Französisch zu sprechen; und da ihm jener (wie es scheint) ein Compliment hierüber machte, sagte er, er sey nie in Frankreich gewesen, hätte aber große Lust dahin zu reisen. Das Gespräch fiel nachher auf allerlei Gegenstände. Der Derwisch machte sehr gute Bemerkungen über einige morgenländische Handschriften, welche Paul Lukas gekauft hatte, und lehrte diesen die medicinischen Kräfte verschiedener Pflanzen kennen. Endlich fiel das Gespräch auf die Alchymie und die Mittel das menschliche Leben zu verlängern. Der Derwisch gestand, er besitze, nebst sechs andern Freunden, dieses große Geheimniß. „Wir reisen, sagte er, beständig in der Welt herum, um vollkommen zu werden. Alle zwanzig Jahre kommen wir an irgend einem bestimmten Orte zusammen; die zuerst angekommenen erwarten die übrigen; und wenn wir uns wieder trennen, so reden wir miteinander ab, wo wir uns in zwanzig Jahren wieder sehen wollen. Dießmal ist Brussa der bestimmte Ort; unsrer viere sind bereits da, und wir erwarten die drei übrigen." — Nun entspann sich zwischen Paul Lukas und dem Derwisch ein Gespräch über die Alchymie und den

Stein der Weisen, dessen Wirklichkeit der letztere gegen die Zweifel des erstern, im Ton eines Mannes der seiner Sache gewiß ist, behauptete. Eine der größten Tugenden dieses Geheimnisses, sagte er, sey diese, daß es in der Macht seines Besitzers stehe, sein Leben weit über das gewöhnliche Maß des höchsten Menschenalters zu verlängern. Lukas wendete dagegen ein, in Frankreich hätten mehrere in dem Ruf gestanden, daß sie den Stein der Weisen besessen; aber alle, sogar Nikolas Flamel, seyen gestorben wie andere Leute. „Wie? rief der Derwisch aus, Flamel gestorben? Wenn du das glaubst, so irrest du sehr, mein Freund! Flamel lebt noch; ich selbst habe ihn erst vor drei Jahren in Indien gesehen; er ist einer meiner vertrautesten Freunde. Vermuthlich kennt man in Frankreich seine Geschichte nicht. Ich will sie dir also erzählen.“

Der Derwisch erzählte nun mit wenigen geringen Veränderungen, was wir bereits aus Flamels eigenem Berichte gelesen haben, und setzte hinzu: „Da der wohlthätige Gebrauch, welchen Flamel von seinem ungeheuern Reichthum gemacht, natürlicherweise großes Aufsehen habe erregen müssen, so hätte dieser Adept, der als ein weiser Mann die Folgen leicht vorausgesehen, eben als man im Begriff gewesen sey ihn einzusperren, mit seiner Hausfrau Pernelle die Flucht ergriffen, nachdem er zuvor solche Maßregeln genommen, daß alle Welt sie für todt gehalten habe. Frau Pernelle (sagte der Derwisch) mußte sich auf sein Anrathen krank stellen. Nach einigen Tagen gab er vor, sie sey gestorben, und ließ an ihrer Statt ein Stück Holz mit ihren Kleidern angethan in einer von den Kirchen, welche sie hatten erbauen lassen, begraben, während sie selbst auf dem Wege nach der Schweiz begriffen war. Bald darauf bediente sich Flamel eben des-

selben Kunstgriffs für sich selbst. Durch vieles Geld gewann er seine Aerzte und die Geistlichen. Er hinterließ ein Testament, worin er befahl, daß man ihn neben seiner geliebten Pernelle begraben, und eine steinerne Spitzsäule auf ihr gemeinschaftliches Grab setzen sollte. Man begrub statt seiner ein anderes Stück Holz, und er reiste indessen heimlich seinem Weibe nach. Seit dieser Zeit haben sie ein wahrhaft philosophisches Leben geführt, sind beständig unbekannterweise von einem Lande zum andern herumgereist, und leben noch immer, wiewohl seit ihrem vermeinten Tode beinahe vierhundert Jahre verflossen sind."

Vorausgesetzt, daß dieses Abenteuer mit dem Derwisch zu Brussa dem Doctor Paul Lukas wirklich begegnet sey, wird man sein Erstaunen sehr natürlich finden, wie es möglich sey, daß ein Türkischer Mönch, der Frankreich nie gesehen hatte, von allen Umständen der Geschichte Flamels so genau unterrichtet seyn könne. Er setzt hinzu: „Er könne alles dieß unmöglich glauben"; er erzähle bloß historisch was er gehört habe, und überlasse nun einem jeden, seine eigenen Bemerkungen zu machen und von der Sache zu denken was er wolle."

---

Jedermann, der sich in diesem Fache der unglaublichen Geschichten genauer umgesehen hat, wird gestehen müssen, daß kein anderer Adept solche Beweise der Realität seiner Kunst aufzuweisen habe, als Nikolas Flamel. Ein Goldmacher, der Spitäler dotirt und Kirchen baut, ist eine so große Seltenheit, oder ist vielmehr so einzig in seiner Art, daß der Stein der Weisen und die Quelle der ewigen Jugend selbst unglaublich zu seyn aufhören, sobald man, wie hier der Fall ist,

jenes Factum für etwas Unläugbares annehmen muß. Aber daß dreihundert Jahre nach seinem Tode ein Türkischer Mönch mit der Zuversicht eines Augenzeugen behauptet, dieser Flamel lebe noch immer, und sey ihm nicht nur von Person bekannt, sondern sogar einer seiner vertrautesten Freunde; daß dieser Derwisch ein so unglaubliches, oder vielmehr ganz ungereimtes Vorgeben dadurch beglaubigt, daß er eine Menge besonderer Umstände von Flameln zu erzählen weiß, die mit dessen handschriftlichem Bekenntniß ziemlich genau übereinstimmen, ohne daß man begreifen kann, wie er auf eine andere Art, als aus Flamels eigenem Munde, dazu hätte gelangen können; und daß wir für alles dieß das Zeugniß eines Mannes wie Paul Lukas haben, gegen dessen umständliche Erzählung von seiner Zusammenkunft und Unterredung mit dem besagten Derwisch in Rücksicht auf die Wahrhaftigkeit des Erzählers keine Einwendung stattfindet — dieß scheint allerdings jenem eigenhändigen Bekenntniß Flamels ein so entscheidendes Gewicht beizulegen, und die historische Wahrheit dieser in ihrer Art einzigen Adeptengeschichte so kräftig zu unterstützen, daß ein Karneades selbst sich versucht fühlen könnte, seine gegen so handgreifliche Beweise noch immer widerspänstige Vernunft schweigen zu heißen, und wider seinen Willen zu glauben — was nicht zu glauben ist.

In der That bleibt der gesunden Vernunft in einem so verzweifelten Falle wie dieser nur ein einziger Ausweg übrig; der nämlich, die geschehenen oder geschehen seyn sollenden Dinge mit der kaltblütigsten Aufmerksamkeit von allen Seiten so lange zu betrachten, und daran herum zu tasten, bis die Lücken sich entdecken, welche man in solchen Fällen immer mit unächten und unhaltbaren Einschiebseln von eigener Erfindung auszufüllen pflegt. Denn darauf können wir uns verlassen,

daß, so oft man uns etwas schlechterdings Unglaubliches, d. i. etwas, wodurch die Natur in offenbaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt wird, als eine historische Thatsache aufschwatzen oder aufdringen will, irgend eine Täuschung dabei vorwalte, welcher man unfehlbar auf die Spur kommen wird, wenn man Unbefangenheit und Geduld genug hat, ihr so lange nachzuschleichen, bis sie endlich in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen genöthigt ist. Ob sich dieß auch bei gegenwärtiger Adeptengeschichte bewähren werde, wird dem Urtheil des wahrheitsuchenden Lesers anheimgestellt.

Ich mache den Anfang damit, einige die Person Flamels, seinen vorgeblichen übergroßen Reichthum, und seine milden Stiftungen betreffende Umstände in etwas zu berichtigen.

Erstens war Flamel nicht bloß ein Schreiber, sondern auch ein Miniaturmaler, und trieb also zwei Professionen, womit in den damaligen Zeiten viel zu verdienen war.

Zweitens, Herr G—e scheint durch die Art, wie er von Flamels Stiftungen spricht, einen viel größern Begriff davon in uns zu erwecken, als man sich, nach dem Berichte der Französischen Schriftsteller die von ihm Nachricht geben, zu machen hat. Flamel, sagt er, stiftete in Paris vierzehn Hospitäler, baute drei neue Kirchen, und begabte sieben alte mit großen Summen. Eben dieß wird zwar auch in den Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, vol. XXV. p. 356 gesagt. Allein daß das Wort stiften (fonder) hier nicht so zu nehmen sey, als ob er diese Kirchen und Spitäler allein gestiftet habe, erhellet schon daraus, daß vol. XLIII. p. 338 von der Kirche St. Jacques de la boucherie ausdrücklich gesagt wird: Flamel habe im Jahre 1400 zu ihrem Bau beigetragen und sie mit einigen Stiftungen begabt. In eben diesem Bande des besagten Werkes S. 397 heißt es auch von der

Pfarrkirche des Innocens: „Man weiß, daß Nikolas Flamel an der Erbauung dieser Kirche Antheil hatte.“ So wird es wahrscheinlich auch mit den übrigen gewesen seyn. Wenn aber gleich in der Angabe seiner Stiftungen viel Uebertriebenes seyn sollte, so bleibt doch immer unläugbar, daß sie beträchtlich und zahlreich genug waren, um das Vermögen irgend eines Parisischen Schreibers und Miniaturmalers zu König Karls des Sechsten Zeiten weit zu übersteigen, und die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr zu erregen, daß der Requetenmeister Cramoisy ihn auf Befehl des Hofes fragen mußte: durch was für ein geheimes Mittel er zu einem so großen Vermögen gekommen sey? Vernünftig zu reden konnte dieses Mittel, wie viel Ursache auch Flamel haben mochte es geheim zu halten, doch kein anderes als ein ganz natürliches, wenn auch ungewöhnliches, seyn. Aber zu Karls des Sechsten Zeiten gab es noch übernatürliche Mittel reich zu werden. Flamel hätte deren mehr als Eines angeben können, und würde sogleich allgemeinen Glauben gefunden haben. So konnte er zum Beispiel sagen, er habe seine Schätze durch ein Bündniß mit dem Teufel bekommen: nur hätte ihn dieß geraden Weges nach dem Greveplatz auf einen Scheiterhaufen geführt. Er konnte sagen, eine Fee oder ein Hauskobold habe ihn mit einem Beutel, der niemals leer werde, begabt: aber dann hätte er den Beutel hergeben müssen. Er hätte sagen können, er habe von ungefähr in einem Winkel seines Kellers einen großen Stein mit einem talismanischen Ring entdeckt, und, da er den Stein aufgehoben, eine marmorne Wendeltreppe von hundert und funfzig Stufen, am Ende derselben ein von einem einzigen Karfunkel erleuchtetes Gewölbe, und in dem Gewölbe ein großes marmornes Becken voll Goldstücke gefunden: aber auch das hätte ihm nichts ge-

holfen; immer hätte er seinen Schatz hergeben müssen. Die sicherste und dem Geiste seiner Zeit angemessenste Antwort war immer: er habe den Stein der Weisen gefunden.

Dazu war nun freilich ungefähr so ein Mährchen nöthig, wie das, welches er dem König in seinem Berichte vorlog; und es war klug von ihm, auch den lieben Gott und den heiligen Jakob zu Compostell, der damals in der ganzen Europäischen Christenheit eine sehr große Figur machte, mit in die Sache zu verwickeln.

Flamel war um diese Zeit schon ein sehr alter Mann. Er lebte äußerst eingezogen. Die Schätze, die ihm der Stein der Weisen in drei Operationen verschafft hatte, waren meistens auf seine milden Stiftungen verwendet worden. Indessen war ihm doch die Quelle seiner Schätze geblieben: denn er besaß ja das Hieroglyphenbuch des Hebräers Abraham, wozu ihm der getaufte Jude Sanchez den Schlüssel gegeben hatte. Dieses Buch, sagt man, lieferte Flamel dem König aus, und kaufte sich damit von aller weitern Anforderung los.

Wie kam es denn aber, daß Karl der Sechste, oder seine immer so gelddürftige Gemahlin Isabelle (die berüchtigte Ysabeau de Bavière) und ihre geldhungrigen Günstlinge sich dieses herrliche Mittel, wodurch sie aller ihrer so verhaßten und schändlichen Erpressungen auf einmal überhoben gewesen wären, nicht besser zu Nutze machten? Und wie kam es, daß man aus einem Fund von dieser Wichtigkeit nicht ein Staatsgeheimniß machte, sondern zuließ, daß es im sechzehnten Jahrhundert sogar durch öffentlichen Druck bekannt wurde? — Bis diese Fragen zu unsrer völligsten Befriedigung beantwortet seyn werden, möcht' es wohl das Rathsamste bleiben, als etwas Ausgemachtes anzunehmen, daß Flamel — zwar

vielleicht nicht auf die gewöhnlichste und rechtmäßigste — aber doch auf eine sehr natürliche Art zu seinem Reichthum gekommen sey. Gesetzt auch, wir könnten nicht errathen wie? so würde doch das Unvermögen unsre Neugier hierüber zu befriedigen nicht einmal ein scheinbarer, geschweige ein hinlänglicher Grund seyn, das hieroglyphische Buch des Rabbi Abrahams und den heiligen Jago von Compostella zu Hülfe zu nehmen, um uns eine unerklärbare Sache durch etwas noch zehnmal Unerklärbarer's, nicht begreiflich, sondern noch viel unbegreiflicher zu machen.

Aber selbst das Wie? liegt nicht so hoch über dem Punkt, zu welchem der menschliche Verstand hinaufreichen kann, als mein Ungenannter zu glauben scheint. Gesetzt auch, die Vermuthung des berühmten Gabriel Naudé wäre (nach Lenglets du Fresnoy Bemerkung) mit einem unheilbaren Zeitrechnungsfehler behaftet, so leitet sie uns wenigstens auf eine andere, die, auch als bloß mögliche Hypothese, noch immer unendlich wahrscheinlicher ist, als die Meinung, daß Flamel den Stein der Weisen (was mit einer vornehmern Benennung eben so viel gesagt ist als das Wünschhütchen des Fortunatus) gefunden habe. Die Juden wurden erst im Jahre 1406 aus Frankreich vertrieben, da Flamel die Kirche zu St. Jacques de la boucherie schon lange (sagt Lenglet), aber doch nicht länger als im Jahre 1400 hatte erbauen helfen. Gut! aber warum erinnert er sich nicht des heftigen Sturms, der beim Aufstande der Pariser im Jahre 1393 über die vom Hofe begünstigten, der Nation aber äußerst verhaßten Juden erging? Das Volk drang auf eine allgemeine Verjagung dieser Wucherer und Zöllner aus dem Königreiche, und als man ihm nicht sogleich willfahren wollte, brach es in die Häuser der öffentlichen Einnehmer ein, welche größtentheils Juden oder Lom-

barden waren, öffnete ihre Cassen, schüttete das Geld auf die Straßen, und zerriß ihre Bücher und Rechnungen. In einer einzigen Gasse wurden vierzig Judenhäuser geplündert, und viele dieser Unglücklichen, die sich mit der Flucht retten wollten, getödtet. Könnte dieß nicht etwa der Schlüssel zum Geheimniß unsres Adepten seyn? Könnte Flamel bei dieser Gelegenheit nicht so gut als ein anderer über irgend eine wohlgespickte Judencasse gerathen seyn, und, anstatt das Geld auf die Gasse zu schütten, für besser gefunden haben, es in aller Stille nach seinem Eckhause in der Schreibergasse zu schaffen? Und (damit wir doch auch die kluge und vorsichtige Dame Pernelle ihren Theil zum Erwerb ihres gemeinschaftlichen Reichthums beitragen lassen) könnte nicht Frau Pernelle zufälligerweise eben bei einem Hause, wo das Geld zum Fenster hinausgeschüttet wurde, vorbeigegangen seyn, und als eine gute Wirthin eine tüchtige Schürze voll aufgelesen haben? Oder, wofern diese Vermuthungen zu lieblos scheinen, was hindert uns anzunehmen, daß einige reiche Juden von Flamels Bekanntschaft (denn es scheint doch, daß er immer viel mit Juden zu verkehren hatte) beim Ausbruch dieses Ungewitters ihr Gold und Silber in der Eile zu ihm geflüchtet haben könnten; daß zufälligerweise gerade diese Juden hernach das Unglück betroffen hätte, unter denen zu seyn, die im Tumult ums Leben kamen; und daß Flamel diese Gelegenheit, sich zum Intestat-Erben derselben zu machen, um so getroster ergriffen haben könnte, da so etwas in jenen verwirrten und gesetzlosen Zeiten sich mit ziemlicher Sicherheit unternehmen ließ? Dieß wäre doch wohl eine ganz natürliche und begreifliche Erklärung, wie Flamel sein bereits durch Schreiberei, Malerei und gute Wirthschaft erworbenes Vermögen auf einmal beträchtlich genug hätte vermehren können, um einen

überflüssigen Fonds zu den milden Stiftungen zu haben, die ihm zugeschrieben werden.

„Aber wie gerieth der Mann, wenn er auf eine so unchristliche Art zu seinem Reichthum gekommen war, auf den frommen Entschluß, einen so christmilden Gebrauch davon zu machen?" — Ich berühre diesen Einwurf nur, weil er mir gemacht werden könnte; denn an sich bedeutet er sehr wenig. Wäre Flamel etwa der erste gewesen, der Leder gestohlen und dann ein Paar Schuhe um Gotteswillen verschenkt hätte? War es nicht natürlich, wenn ihm bei seinem auf die eine oder andere Art, aber nicht durch die gewissenhaftesten Wege, erlangten Reichthum ein wenig unheimlich wurde? War es dem Geiste des vierzehnten Jahrhunderts nicht sehr gemäß, unrecht erworbenes Gut — das denn doch am Ende nur Ungläubigen, nur dem Volke das unsern Herrn gekreuziget hatte, abgenommen worden war — dadurch zu entsündigen, daß man einen Theil davon dem lieben Gott abtrat und zu frommen Stiftungen verwendete? Vermuthlich befand sich noch mancher Ehrenmann seines Schlages in eben demselben Falle; denn die letzten Jahre des vierzehnten und die ersten des fünfzehnten Jahrhunderts sind gerade der Zeitraum, worin eine Menge Kirchen und Spitäler zu Paris durch milde Beiträge begüterter Bürger erbaut und begabt wurden.

Indessen fand Flamel, wie es scheint, so viel Geschmack an dieser Art seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und zugleich seiner armen Seele ein Recht an ewige Messen und tägliche Fürbitten zu erkaufen, daß er durch das Mittel selbst, wodurch er die Aufmerksamkeit des Publicums von den Wegen, worauf er zu seinem Vermögen gekommen war, abzuleiten suchte, endlich verdächtig werden mußte. Flamel, der wohl so einfältig nicht war als er sich in seinem Livre des

Explications stellt, konnte leicht voraussehen, daß es (zumal unter einer so heillosen und immer gelddürftigen Regierung wie Karls VI war) gar leicht zu mißlichen Erörterungen kommen könnte. Er hielt also eine Erklärung bereit, womit sich zwar in unsern Tagen weder die Requetenmeister noch die Könige so leicht abfertigen ließen, die aber in den seinigen die klügste war, die er nur immer hätte ersinnen können. Er gab vor, daß er von Gottes und des heiligen Jakobs zu Compostella Gnaden, ohne sein Verdienst, den gebenedeiten Stein der Weisen gefunden habe; er lieferte das Bilderbüchlein des Adepten Abraham (wovon er vermuthlich so wenig verstand als irgend ein Clerc des Königs) dem Hofe aus, hielt (wie man wahrscheinlich voraussetzen kann) den König oder vielmehr die Königin, so lang' es nur immer möglich war, mit Versprechungen und Zurüstungen zu dem großen Werke hin (was unter der unsäglichen Verwirrung und Zerrüttung des Staats, welche auf die Ermordung des Herzogs von Orleans, des Schwagers und Günstlings der Königin Ysabeau folgte, um so leichter war), und starb darüber im Jahre 1413 in einem sehr hohen Alter, und in dem Rufe, daß er das Geheimniß der weisen Meister, womit seit mehrern Jahrtausenden so viele arme Teufel vornehme und reiche Thoren zum Besten gehabt haben, nicht nur selbst besessen, sondern der Welt sogar schriftlich hinterlassen habe.

Eine gründliche Untersuchung und Berichtigung dieses von ihm selbst veranlaßten Rufs war weder von dem Geiste seiner Zeit, noch von der damaligen Regierung zu erwarten. Hingegen können wir sicher seyn, daß es unter den Alchymisten des funfzehnten Jahrhunderts nicht an mehr als Einem gefehlt haben werde, der seine Rechnung dabei zu finden glaubte, wenn er unter Flamels Firma und Credit solche Werklein,

wie das Sommaire philosophique und das Désir désiré, in die goldbegierige Welt ausgehen ließe. Denn daß Flamel selbst Verfasser derselben gewesen sey, ist nichts weniger als erweislich. Zu einer Zeit, wo diese Betrüger unverschämt genug waren, ihre Hirngeburten Männern wie Robert Bacon, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, ja sogar dem Papst Johann XXII (der doch in der Bulle Spondent quas non exhibent divitias pauperes Alchymistae den Fluch des Ernulphus über die Meister dieser losen Kunst aussprach) unterzuschieben — von solchen Leuten läßt sich doch wohl erwarten, daß sie nicht ermangelt haben werden, auch den Namen und Ruf eines Flamels zu benutzen.

Die Gründe, womit man der Ehrlichkeit des guten Flamels hat zu Hülfe kommen wollen, scheinen mir von keiner Erheblichkeit zu seyn. „Er erzählt alles mit einer so treuherzigen Einfalt,“ sagt man. — Aber dieß war überhaupt der Ton seiner Zeit, und ein großer Theil davon liegt in der damaligen Sprache. Die abenteuerlichsten Wundergeschichten, Ammen = und Rittermährchen überschleichen unsre Unbefangenheit in dieser Sprache, durch diesen Ton: und läßt nicht schon der alte Vater Homer seinen Odysseus den gastfreien Phäaciern oder Phajaken (wenn man lieber will) seine Lästrigonen= und Cyklopengeschichten, seine Mährchen von der schönen Circe, von den Sirenen, von den Sonnenrindern die im Kessel und am Bratspieße wieder lebendig werden u. s. w., mit einer eben so einfältigen Miene, in eben dem treuherzigen Ton eines arglosen Augenzeugen, dem man keine Lüge zutraut, erzählen? Thun dieß nicht, von Homer an, alle Dichter die ihre Kunst verstehen? Flamel war kein Poet (wiewohl man ihn in mehrern Wörterbüchern als einen berühmten Poeten, Philosophus und Mathematicus seiner Zeit aufgeführt findet),

aber warum sollte er das, was die Dichter, um uns zu unserm Vergnügen zu täuschen, thun, nicht haben thun können, um sich selbst zu nützen oder vor Schaden zu bewahren?

Mit eben so wenig Wirkung, däucht mich, hat man den historischen Beweis des Lenglet du Fresnoy, daß Flamel nicht von der Vertreibung der Juden aus Frankreich Vortheil gezogen haben könne, geltend zu machen gesucht: denn dieser hebt die Möglichkeit nicht auf, daß Flamel nicht auf irgend eine andere Art Mittel gefunden, jüdische Reichthümer heimlich an sich zu bringen; und ich glaube die Möglichkeit, wie dieß bei dem Aufstand der Pariser im Jahre 1393 der Fall seyn konnte, hinlänglich gezeigt zu haben.

Gesetzt aber auch, es fände sich über lang oder kurz ein historischer Beweis, daß Flamel schon im Jahre 1380 oder noch früher zum Besitz seines geheimnißvollen Reichthums gekommen sey, so würde sein Mährchen dadurch um nichts glaubwürdiger werden. Ehe man sich für genöthigt halten kann, ihm zu glauben, daß er durch den Stein der Weisen reich geworden sey, müßte erst bewiesen seyn, daß von allen andern möglichen Wegen, wie er es werden konnte, keiner wirklich stattfinden können. Um nur noch eines einzigen zu erwähnen: wäre es nicht möglich, daß er einen Schatz in seinem Hause gefunden hätte, der seit König Philipp Augusts Zeiten in seinem Keller vergraben seyn konnte? Konnte dieses Haus damals nicht von reichen Juden bewohnt worden seyn? Konnten sie nicht, da sie zu einer eilfertigen Flucht genöthigt waren, den größten Theil ihres baaren Goldes und Silbers in der Eile vergraben haben, und in der Folge durch tausenderlei Zufälle in ihrer Hoffnung, diesen Schatz in irgend einem günstigen Augenblicke wieder zu erheben, betrogen worden seyn? Ich sehe in allem diesem nichts Unmögliches.

Aber, bliebe zuletzt auch nichts andres übrig, als den frommen und wohlthätigen Flamel noch vier hundert Jahre nach seinem Abscheiden der heimlichen Ermordung irgend eines reichen Hebräers, oder eines jeden andern denkbaren Verbrechens wodurch man reich werden kann, zu beschuldigen: so würde ich mich, ohne Bedenken und meiner Menschenliebe unbeschadet, weit eher dazu entschließen, als mir so ein Mährchen weiß machen zu lassen wie das Flamelische ist. Ein Mensch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unseliges Mittelding von Devotion, Geiz und Wollust, ein Dieb oder ein Meuchelmörder seyn; davon hat man unläugbar Beispiele ohne Zahl: aber daß ein Mensch, mit Hülfe eines Pülverchens oder einer Tinctur, Quecksilber in Silber, und Silber in Gold verwandelt habe, davon hat man kein einziges unläugbares Beispiel; und es kann also für Leute, die nach den Gesetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage seyn, ob einer, der sich für einen Adepten ausgibt, ein Betrüger sey oder nicht?

Von dieser Seite möchte denn wohl dem guten Nikolas Flamel nicht zu helfen seyn. Aber was sollen wir zu dem neuen wunderbaren Zeugen sagen, den der berühmte Wanderer Paul Lukas, dreihundert Jahre nach Flamels allgemein geglaubtem Tode, mitten in Natolien aufstehen, und die Wahrheit des Flamelischen Mährchens nicht nur in allen seinen Hauptstücken bestätigen, sondern sogar noch durch Zusätze, die das Wunderbare desselben auf die höchste Spitze des Unglaublichen treiben, vermehren und verschönern läßt? Die Sache ist in der That mehr als sonderbar.

Oder was könnte wohl seltsamer seyn, als daß ein gelehrter Arzt, den Ludwig XIV in der Levante reisen läßt, um alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen, auf seiner zweiten Reise, den 9 Julius 1705 zu Burnus=Baschi bei

Brussa, in einem Kiosk neben einer kleinen Moschee, einen Derwisch aus dem Lande der Usbekischen Tartarn finden muß, der, ohne jemals in Frankreich gewesen zu seyn, von der ganzen Wundergeschichte eines schon im Jahr 1413 verstorbenen Parisischen Bürgers so gut (und noch besser, wie wir sehen werden) unterrichtet ist, als es ein Liebhaber der abenteuerlichen und fabelhaften Fächer der Literatur mitten in Paris seyn kann?

Nach unsern gewöhnlichen Begriffen von den Türkischen Derwischen, die wir uns als der Europäischen Sprachen wenig kundige und mit unsrer Geschichte und Literatur ganz unbekannte Leute vorzustellen pflegen, muß uns diese Begebenheit ganz unglaublich scheinen. Aber das ist noch nichts! Der Usbekische Derwisch ist auf die simpelste und natürlichste Weise von der Welt zu seinen Kenntnissen von der Person und Geschichte des alten Parisischen Adepten gekommen; — denn, kurz und gut, er hat sie aus seinem eigenen Munde; er kennt Flameln und Frau Pernellen von Person, sie leben noch, sie befinden sich wirklich in Ostindien, Flamel ist einer seiner vertrautesten Freunde, und es sind kaum drei Jahre, seitdem er ihn zum letztenmal gesprochen hat. Denn Flamel, als einer von den auserwählten Weisen, die des dreimal großen gebenedeiten Geheimnisses des philosophischen Steins theilhaftig gemacht worden sind, besitzt in ihm auch die berühmte Jugendquelle (Fontaine de jouvence) oder das Mittel, sein Leben in einer Art fortdauernder Jugend tausend Jahre lang zu erhalten; er ist jetzt, da ich dieses schreibe, noch nicht völlig fünfhundert Jahre alt: und, da die Weisen seinesgleichen nach und nach auf dem ganzen Erdboden herumkommen, und von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte bald an diesem bald an jenem Orte mit einander abreden; warum sollte nicht mir

selbst noch das Vergnügen aufbehalten seyn können, den weisen Flamel und seine discrete Frau Pernelle persönlich kennen zu lernen, und dadurch von meinem Unglauben an die heilige Kabbala, den Stein der Weisen, den Siegelring Salomons, und alle Jugendquellen, Medeenkessel, Fortunatushütchen und Oberonshörner, von der Wurzel aus geheilt zu werden?

Indessen, bis dieser glückliche Tag anbrechen wird, ist es sehr natürlich, daß man sich eine so wunderbare Sache, wie die Erzählung des Usbekischen Derwisch im zwölften Kapitel des ersten Theils von Paul Lukas' zweiter Reise, auf irgend eine begreifliche Art zu erklären sucht.

Die erste Vermuthung, die einem Leser, dem die Vernunft nun einmal in den Kopf gesetzt hat, daß alles Wunderbare in der Welt natürlich zugehe, einfallen muß, ist: ob Herr Paul Lukas (übrigens allen seinen Ehren unbeschadet) diese ganze Geschichte nicht etwa bloß zur unschuldigen Belustigung seiner Leser, und um etwa ihren Menschenverstand auf eine kleine Probe zu setzen, erdichtet haben könnte?

Wahr ist's, Paul Lukas passirt (wie der Ungenannte zu bemerken nicht unterlassen hat) — trotz dem gerechten Vorurtheil, welches alle Erzähler, die aus fernen Landen kommen, gegen sich haben — für einen der ehrlichern Reisebeschreiber. Aber freilich könnte eine so unglaubliche Erzählung, wie diese, die Ehrlichkeit eines Heiligen selbst verdächtig machen! Die Glaubwürdigkeit eines Mannes entsteht ja eben daher, wenn er, wenigstens als Augenzeuge, lauter glaubliche Dinge erzählt.

Ich möchte nicht auf mich nehmen zu behaupten, daß Paul Lukas von der fast allgemeinen Schwachheit gereis'ter Leute, das Gesehene zu vergrößern und gern unerhörte Dinge zu erzählen, immer so ganz frei geblieben sey. Um nur ein paar

Proben anzuführen, wer wird nicht die Erzählung von der ungeheuern Menge von Pyramiden übertrieben finden, die er zu Jurkup = Estant in dem Karamanischen District Kaiserie gefunden zu haben versichert? Jede dieser Pyramiden (sagt er) ist aus einem ganzen Felsen ausgehauen, und inwendig so ausgehöhlt, daß sie eine schöne Thür zum Eingange, eine schöne Treppe und verschiedene Gemächer übereinander hat, die durch große Fenster erleuchtet werden. Diese sonderbaren Gebäude sind in dieser Gegend, zu beiden Seiten der Berge, zwischen welchen der Irmak (Iris) fließt, einige Meilen von Hadschi-Bestasch, in unzähliger Menge zu sehen. Viele scheinen unserm Wanderer noch gar nicht ausgehöhlt, viele zwar angefangen aber unvollendet. Er versichert, es wären ihrer nur auf der Seite des Gebirges, durch welches seine Karawane gezogen, über zwanzigtausend, und man hätte ihm gesagt, daß auf der andern Seite und in der Gegend von Jurkup-Kasabas noch weit mehrere zu sehen wären. Kann etwas unglaublicher seyn als eine so ungeheure Menge zu ordentlichen Wohnungen ausgehauener Pyramiden (die doch wahrlich nicht wie Pilze aus der Erde haben gewachsen seyn können), von denen weder in irgend einem alten Autor noch in einem andern Reisebericht die geringste Spur zu finden ist? Es möchte hingehen, wenn er sie in der großen Syrischen Wüste entdeckt hätte: aber in einem so bekannten Lande, wie das alte Kappadocien! Gleichwohl, da Paul Lukas sie mit eignen Augen gesehen zu haben versichert, so müssen sie da seyn; nur von der Anzahl, die sich nach seiner Angabe über funfzigtausend belaufen mußte, dürfte doch wohl eine Nulle wenigstens abgehen. Fünftausend solche pyramidalische Felsenhäuser machten noch immer eine ansehnliche Menge aus; und bei der eilfertigen und äußerst flüchtigen Art, wie er sie sah (da

die Karawane ihm zu Gefallen nicht still halten und ihm nicht einmal sich von ihr zu entfernen erlauben wollte), hätte er doch in die Rechnung seiner Augen einiges Mißtrauen setzen sollen.

Eben so zuversichtlich sagt er im zwölften Kapitel des zweiten Theils von den Löwen, deren es eine große Menge in einem Walde zwischen Momette und Tunis gebe: die Einwohner des Landes erzählten von diesen Löwen Geschichten, die ganz fabelhaft und unglaublich schienen; aber dieß sey gewiß, daß die Weiber dieser Gegenden die Gabe hätten, diese Löwen durch bloßes Schimpfen (en leur disant des injures) in die Flucht zu jagen.

Noch an einem andern Orte sagt er uns mit der treuherzigsten Miene von der Welt: ein (Armenischer) Bürger von Isnik (Nicäa) habe ihm etwas sehr Außerordentliches erzählt, das sich auf dem See (ehemals Askanios genannt), an welchem diese Stadt liegt, zur Zeit der ersten Nicäischen Kirchenversammlung zugetragen habe. „Unter der großen Anzahl von Bischöfen, die zu derselben aus allen Enden der christlichen Welt zusammenkamen, befand sich auch ein Armenischer, der überaus arm, sonst aber ein sehr tugendhafter und heiliger Mann war, und sogar im Rufe stand daß er Wunder thue. Der größere Theil der übrigen heiligen Väter des Conciliums waren keine Leute, die sich des Wunderthuns anmaßten; dafür machten sie hingegen einen bessern Aufzug als ihr Armenischer Mitbruder, waren aber doch schlechtdenkend genug, ihm die Wundergabe, die er vor ihnen voraus hatte, zu mißgönnen, und ihn bei allen Gelegenheiten mit seiner Armuth und mit seinen Mirakeln aufzuziehen. Der gute Bischof war bei aller seiner Frömmigkeit und Demuth doch gegen diese Spöttereien nicht gleichgültig; und da es

die hochwürdigsten Herren gar zu arg machten, ging ihm endlich die Geduld aus, und er beschloß bei sich selbst, sie auf eine Art zu prostituiren, daß sie ihn künftig wohl ungeneckt lassen sollten. Eines Tages, da der größte Theil der Bischöfe am Ufer des Sees beisammen war, nahm er einen Pflug, setzte ihn aufs Wasser, spannte ein Paar Ochsen davor, und fuhr damit vor ihrer aller Augen ganz gelassen, wie ein Bauer der sein Feld pflügt, über den See hin und her. Man kann sich vorstellen, ob die Herren Confratres große Augen machten. Nun, hochwürdige Herren (sagte er zu ihnen, da er seinen Pflug wieder ans Land geführt hatte), ich habe gepflügt, geht ihr nun hin und säet, indeß ich hier ein wenig ausruhe. — Das mußten die Herren nun wohl bleiben lassen! Aber das Wunder des heiligen Bischofs brachte doch die gute Frucht, daß sie sich schämten eines solchen Mannes gespottet zu haben, ihn um Verzeihung baten, und ihm von Stund' an mit größter Ehrerbietung begegneten." — Und so eine Historie erzählt Paul Lukas ohne nur den Mund zu verziehen! Er sagt zwar nicht, daß er sie für wahr halte; aber er findet sie doch auch nur sehr außerordentlich, und man sieht es ihm ordentlich an, daß er sie recht gern glauben möchte, wenn er es nur irgend möglich zu machen wüßte.

Indessen beweist doch das alles nichts gegen seine Ehrlichkeit. Das Schlimmste, was sich daraus folgern ließe, wäre: daß Paul Lukas ein Mann war, der allenfalls noch wohl betrogen werden konnte, aber nicht, daß er eines Vorsatzes seine Leser zu betrügen fähig war. Und warum hätte er ihnen einen solchen Bären aufbinden wollen? Was konnte er für einen Vortheil davon haben? — Ersten Blickes wenigstens läßt sich keiner absehen. Daß er aber aus bloßer Schalkheit, bloß um die Leichtgläubigen zum Besten zu haben, so etwas

ersonnen und auf eine so ernsthafte Art vorgetragen haben sollte, ihm dieß zuzutrauen, dazu finden wir uns auch nicht durch den mindesten Zug in allen seinen Schriften berechtigt.

Wir sehen uns also genöthigt, statt seiner den Usbekischen Derwisch in eine etwas schärfere Untersuchung zu nehmen. Daß Paul Lukas zufälligerweise zu Brussa mit ihm bekannt ward, und alles das aus seinem Munde hörte, was er uns als Ohrenzeuge berichtet, hat (wie wir Ursache haben zu glauben) seine Richtigkeit: der Lügner, der Betrüger ist also der Derwisch.

Aber wer war dieser Derwisch? Wie kam er zu seiner Kenntniß von Flameln? Und was für Beweggründe konnte er wohl haben, dem ehrlichen Paul ein so unsinniges Mährchen mit solcher Dreistigkeit als die gewisseste Sache von der Welt aufzuhängen?

Der Usbekische Derwisch war, nach allem was unser Wanderer von ihm berichtet, ein Derwisch wie es wenige in der Welt gibt. Auch sein Aeußerliches, sagt Lukas, war in der That außerordentlich; doch meldet er uns nicht, worin dieß Außerordentliche bestanden habe. Er schien nicht über dreißig Jahre alt zu seyn, und sprach, wie es scheint, Latein, Spanisch, Italienisch und Französisch mit gleicher Fertigkeit; das letztere wie ein geborner Pariser, wiewohl er nie in Frankreich gewesen zu seyn versicherte. — Sollte dieser Usbekische Derwisch am Ende wohl gar ein Europäischer — vielleicht ein mitten in Frankreich geborner Derwisch gewesen seyn? Wenigstens müßte er mir einen sehr beglaubten Geburtsbrief vorweisen, wenn ich ihn für einen gebornen Usbek halten sollte! Bei dem Gegenbesuche, den der Derwisch dem Paul Lukas gab, „theilte er ihm sehr schöne Sachen über die Arzneiwissenschaft mit (ich übersetze hier absichtlich von Wort

zu Wort, weil diese Redensart für uns Leser — nichts sagt), und versprach ihm in der Folge noch mehrere. Aber, setzte er hinzu: dieß erfordert gewisse Vorbereitungen von deiner Seite, und ich hoffe, du werdest noch einst des Lichtes fähig werden, welches ich über deinen Verstand ausgießen kann." Man bemerke diese Erregung unbestimmter Hoffnungen — und besonders die Vorbereitungen, die dazu nöthig sind, um des Lichts und der Aufschlüsse, die ihm der Derwisch geben kann, empfänglich zu werden.

Natürlicherweise wurde die Aufmerksamkeit unsers Reisenden durch diese Reden verdoppelt. Es war also schicklich, ihm allmählich mehr zu sagen. Der Derwisch sprach ihm von den großen Reisen, die er gethan habe, auf eine Art, woraus Lukas schließen mußte, daß dieser Mann, dem er kaum dreißig Jahre gab, schon über hundert seyn müsse. — Ich sehe Paul Lukassen immer größere Augen machen: dafür wird ihm aber auch immer mehr Licht gegeben! — „Es sind unsrer sieben Freunde, fährt der Derwisch fort, die in der Absicht immer vollkommner zu werden die Welt durchstreichen. So oft wir uns trennen, bestellen wir einander nach zwanzig Jahren an einen gewissen Ort, wo wir wieder zusammenkommen. Dießmal ist es Brussa: vier von uns sind bereits da, und wir erwarten täglich die drei übrigen."

Paul Lukas bemerkte ein solches Einverständniß unter den vier Derwischen, daß man wohl sah, „es sey kein Zufall, sondern eine langwierige Bekanntschaft, was sie hier zusammengebracht habe." — Diese sonderbaren Menschen machten also, wie man sieht, einen geheimen Orden von einer sehr merkwürdigen Art aus. Daß sie in Brussa in Gestalt Muhamedanischer Derwische erscheinen, muß uns nicht irre machen. Was den Mönch macht, ist nicht die Kutte.

Die Unterhaltung zwischen dem Usbekischen Derwisch und unserm neugierigen Reisenden wird immer wichtiger. Sie gerathen auf Alchymie und Kabbala; und Lukas (der noch immer nicht merkt mit wem er's zu thun hat) sagt ihm in der Unschuld seines Herzens: „Diese Wissenschaften, und besonders der Stein der Weisen, passirten in Europa bei vielen Leuten für sehr chimärische Dinge.“

Das war Wasser auf die Mühle des Derwisch. Seiner Meinung nach war gerade die höchste, die einzige diesen Namen verdienende Philosophie in der Kabbala und in der Wissenschaft, die zum Besitz des Steines der Weisen führt, eingeschlossen — kurz, er war (wie man es nennen will) ein magischer, oder theurgischer, oder Hermetischer Philosoph, und ein Adept in dieser übernatürlichen Philosophie, folglich ein herzlicher Verächter aller Wissenschaften, die sich auf allgemeine Erfahrung, Beobachtung, Experimente, auf Messen, Rechnen und vernunftmäßige Combinationen gründen. Als ein solcher erklärt er sich nun auch gegen unsern Mann in ziemlich derben Ausdrücken, und gibt deutlich zu verstehen, daß Philosophen, die von der Vernunft gegängelt zu werden nöthig haben, in seinem Urtheil nur unwissender Pöbel sind, deren blöde Augen das Licht des wahren Weisen nicht ertragen können. „Der ächte Weise, sagt er, ist der einzige Mensch, dem es zukommt sich des Philosophirens anzumaßen. Er hängt durch nichts an der Welt. Er sieht alles um sich her sterben und wieder geboren werden, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern. Er kann sich größere Reichthümer verschaffen, als die größten Könige je gehabt haben: aber er tritt das alles unter seine Füße; und diese großmüthige Verachtung gibt ihm in der Dürftigkeit selbst eine Größe, die ihn über alle Zufälle erhebt.“

Man kennt diese Sprache! — Es ist das alte Rothwälsch aller Goldmacher, Kabbalisten, Hermesschüler, Magier, kurz aller angeblicher Wiederhersteller der Menschheit in ihre ursprünglichen Vorrechte — d. i. in das Vermögen, der ganzen Natur zu gebieten, die Sprache aller Thiere zu verstehen, sich die Geister gewogen oder dienstbar zu machen, tausend Jahre alt zu werden, an Einem Tage zu Paris und zu Kairo zu seyn, sich unsichtbar zu machen, zu fliegen, auf dem Wasser zu gehen u. s. w. Das Seltsame ist nur, daß solche Rodomontaden einem sonst so verständigen Manne, wie Paul Lukas, nicht stärker auffielen. Mit allem dem, meinte er, wie viel der Weise auch vor uns gemeinen Menschen voraushaben möchte, müsse er doch wenigstens so gut wie andere Leute sterben. — „Man sieht wohl, erwiederte der Derwisch, daß du noch nie einen wahren Philosophen gesehen hast.“ — Und nun bewies er ihm, das natürliche Alter, das dem Menschen von Anfang an bestimmt gewesen, sey kein geringerer Zeitraum als tausend Jahre; und dieses hohe Alter zu erreichen, sey eines der Vorrechte der Besitzer des Steines der Weisen, in welchem die wahre Medicin liege, durch die der Mensch nicht nur alles, was das Temperament seiner Natur in Unordnung bringen und zerstören kann, von sich entferne, sondern überhaupt alle die Kenntnisse erhalte, welche Gott in den Verstand des ersten Menschen gelegt habe, und deren dieser durch den Mißbrauch seiner Vernunft verlustig geworden sey.

Aber, wendete Lukas ein, unser berühmter Flamel besaß diesen Stein auch, und gleichwohl ist es eine ausgemachte Sache, daß er gestorben und begraben ist wie sich's gebührt. Der Derwisch lachte über die Einfalt des guten Lukas, der sich einbilden konnte, ein Mann wie Flamel sey gestorben

wie jeder andre gemeine Erdensohn. „Da ich ihm schon beinahe alles, was er bisher gesagt hatte, glaubte (spricht unser Wanderer naiv genug), so erstaunte ich über alle Maßen, wie ich ihn an dem von mir behaupteten Tode Flamels zweifeln sah.“ — Das heißt auf gut Deutsch: ich fing an zu glauben, Flamel könnte am Ende doch wohl nicht gestorben seyn.

Der Derwisch las in der Seele des ehrlichen Lukas. „Du bist also wirklich, sagte er lachend, so treuherzig, und glaubst Flamel sey gestorben?“ — Man bemerke dieses Lachen! Es gehört mit zum Costume dieser dreisten Gattung von Betrügern, über die simpelsten Aeußerungen des gemeinen Menschenverstandes, wenn sie mit ihren absurden Behauptungen im Widerspruch stehen, ein mitleidig spöttisches Gelächter zu erheben, und durch diesen äußersten Grad der Unverschämtheit schwache Seelen so zu überraschen, daß sie zweifelhaft werden, ob sie, indem sie der gesunden Vernunft gemäß sprechen, nicht etwa gar etwas Albernes gesagt haben könnten.

„Du glaubst also, fuhr der Derwisch fort, Flamel sey gestorben? da irrst du dich sehr. Er lebt noch stark; es sind kaum drei Jahre, seit ich ihn und seine Frau in Indien gesehen habe; er ist einer meiner besten Freunde.“ — Der Derwisch war im Begriff, ihm sogar die Zeit zu nennen, da er und Flamel zuerst miteinander bekannt worden seyen: aber er hielt auf einmal wieder an sich, um ihn vor allen Dingen mit der wahren Geschichte des Französischen Adepten bekannt zu machen. Was jetzt folgt, verdient die größte Aufmerksamkeit, weil es uns vielleicht auf die Spur, und dem Geheimniß der Person des Usbekischen Derwisch näher bringen wird.

„Unsrer Weisen, sprach er, sind zwar nur wenige in

der Welt; aber sie finden sich unter allen Secten, und haben in dieser Rücksicht wenig vor einander voraus. Zu Flamels Zeit war einer von ihnen der Jüdischen Religion zugethan. In seinen jüngern Jahren hatte er sich eine Angelegenheit daraus gemacht, die Abkömmlinge seiner Brüder nicht aus dem Gesichte zu verlieren; und da er wußte, daß die meisten sich in Frankreich niedergelassen hatten, so brachte ihn sein Verlangen sie zu besuchen dahin, daß er sich von uns trennte um diese Reise zu machen. Wir thaten unser Möglichstes ihn davon abzuhalten, und er stand verschiedenemale auf unsern Rath von seinem Vorhaben ab. Endlich aber gewann sein gar zu heftiges Verlangen nach dieser Reise dennoch die Oberhand, und er verließ uns, jedoch mit dem Versprechen, sobald als immer möglich wieder bei uns zu seyn. Er kam nach Paris, welches schon damals, wie jetzt, die Hauptstadt des Reiches war. Er fand, daß die Nachkömmlinge seines Vaters unter der dortigen Judenschaft in großem Ansehen standen; und unter andern lernte er auch einen Rabbiner seines Stammes kennen, der die wahre Philosophie suchte und an dem großen Werke (dem Stein der Weisen) arbeitete. Unser Freund ließ sich mit diesem Verwandten in eine vertraute Freundschaft ein, und theilte ihm wichtige Aufschlüsse mit. Da aber die Verfertigung der Materia prima eine langwierige Operation erfordert, so begnügte er sich, die ganze Wissenschaft der Zubereitung des philosophischen Steins schriftlich für ihn aufzusetzen; und um ihn von der Wahrheit dessen was er geschrieben zu überzeugen, machte er in seiner Gegenwart eine Projection von neunzig Pfund schlechtem Metall, die er in das reinste Gold verwandelte. Der Rabbiner, den diese Operation mit Bewunderung für unsere Brüder erfüllte, that sein Aeußerstes um ihn bei sich zu behalten: aber ver-

gebens, weil dieser sein uns gegebenes Wort nicht brechen wollte. Da der Rabbiner nichts über ihn gewinnen konnte, verwandelte sich seine bisherige Freundschaft in den tödtlichsten Haß. Er faßte den schwarzen Entschluß eines der Lichter der Welt auszulöschen, und fand Mittel ihn auszuführen. Kurz, er ermordete den Weisen, und bemächtigte sich seiner Tincturen und seines ganzen Apparats. Allein er genoß der Früchte seiner Bosheit nicht lange; sein Verbrechen wurde entdeckt, und da deren noch mehrere auf ihn herauskamen, wurde er lebendig verbrannt. Kurz darauf nahm die Verfolgung der Juden zu Paris ihren Anfang, und sie wurden bekanntermaßen alle ins Elend gejagt. Flamel, der besser dachte als seine meisten Mitbürger, hatte kein Bedenken getragen mit einigen Juden gute Freundschaft zu halten, und passirte bei ihnen für einen Mann von ausgemachter Rechtschaffenheit. Dieß war die Ursache, daß ihm ein Jüdischer Kaufmann seine Handlungsbücher und sämmtlichen Papiere anvertraute, in der Ueberzeugung, daß er keinen schlimmen Gebrauch davon machen und sie vor dem allgemeinen Brande retten würde. Unter diesen Papieren waren auch die des vorbesagten Rabbiners und die Bücher unsers Weisen. Vermuthlich hatte der Kaufmann, der den Kopf von seinen Handlungsgeschäften voll hatte, keine große Aufmerksamkeit darauf verwandt. Aber Flamel besah sie genauer; und da er Figuren von Schmelzöfen, Brennkolben und andern solchen Gefäßen darin fand, und mit Recht daraus schloß, daß das große Geheimniß der Weisen darin verborgen seyn könnte, ließ er sich das erste Blatt davon übersetzen (denn die Bücher waren Hebräisch), und wie er sich dadurch in seiner Meinung bestärkt fand, gab ihm seine Klugheit folgendes Mittel, um unentdeckt hinter das Geheimniß zu kommen, an die Hand.

Er ging nach Spanien, wo es beinahe überall Juden gab, und ließ sich an jedem Orte, wo er hinkam, von einem derselben ein Blatt übersetzen. Als er sich auf diese Art eine Uebersetzung von dem ganzen Buche verschafft hatte, kehrte er nach Paris zurück. Auf der Rückreise machte er sich einen getreuen Freund, und nahm ihn mit, in der Absicht ihm sein Geheimniß zu entdecken, damit er ihm an dem großen Werke arbeiten hälfe: aber eine Krankheit raubte ihm diesen Freund vor der Zeit. Wie er nun zu Paris wieder angekommen war, beschloß er mit seiner Frau zu arbeiten. Es gelang ihnen; und da sie zu unermeßlichem Reichthum gekommen waren, ließen sie verschiedene große öffentliche Gebäude aufführen, und bereicherten mehrere Personen. Dieß erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Flamel sah voraus, man werde sich seiner Person versichern, sobald man von ihm glaube, daß er den Stein der Weisen besitze; und es war nicht zu erwarten, daß man ihm, nach dem Aufsehen das seine großen Schenkungen gemacht hatten, diese Wissenschaft nicht sehr bald zutrauen werde. Er fand also, als ein wahrer Philosoph, dem nichts daran gelegen ist ob er in der Meinung der Menschen lebt oder todt ist, ein Mittel zu entfliehen, indem er seinen eigenen und seiner Frauen Tod unter die Leute brachte."

Hier fährt der Derwisch fort, die ziemlich romanhafte Art, wie Flamel diesen Gedanken ins Werk gerichtet habe, mit allen den Umständen zu erzählen, die wir oben schon von Herrn S—e vernommen haben. „Und dieß, setzte er hinzu, ist Flamels wahre Geschichte, und nicht das, was du davon glaubst, noch das, was man thörichterweise zu Paris davon denkt, wo wenige Personen von der wahren Weisheit Kenntniß haben."

Bei Vergleichung dieser Erzählung des Derwisch mit derjenigen, die uns der Ungenannte aus Flamels eigener Beichte gemacht, wird man finden, daß sie der letztern nicht nur in vielen wesentlichen Umständen widerspricht, sondern auch, daß sie in einem ganz andern Geiste und zu einer ganz andern Absicht gemacht ist, als die Flamelische. Der Pariser Bürger wollte sich (wie ich oben ausführlicher gezeigt habe) durch sein Mährchen nur aus einer Verlegenheit helfen; er war so weit entfernt zu besorgen, daß ihm die Entdeckung seiner so wunderbar erlangten geheimen Wissenschaft böse Händel zuziehen werde, daß er sich vielmehr im Gegentheil dadurch sicher zu stellen hoffte. Mit dem Mährchen des Derwisch hingegen hat es eine ganz andere Bewandtniß. Er fängt seine Ilias beim Ei der Leda an, und erzählt Flamels Geschichte, die er im Grunde nur als Episode behandelt, wie es seinem System und seiner Absicht gemäß ist, unbekümmert ob sie mit den alten Urkunden, die zu Paris liegen, und ihm vermuthlich eben so unbekannt waren als dem Paul Lukas, zusammentreffen oder nicht.

Alles was der Usbekische Derwisch in dieser zweiten Conversation mit unserm Reisebeschreiber von sich, von seinen Brüdern, von Flameln, und von der wahren Philosophie überhaupt gesprochen hat, scheint mir so beschaffen zu seyn, daß auch Ungeweihte meinesgleichen mit dem Geheimnisse seiner Person ziemlich bekannt dadurch werden.

Er ist mit noch sechs andern Adepten auf eine sehr enge Art verbunden, und der noch lebende Flamel ist keiner von diesen Sechsen, ungeachtet er einer seiner vertrautesten Freunde ist. Sollte dieß nicht sehr klüglich von dem Derwisch ausgedacht seyn, damit Lukas nicht auf den ganz natürlichen Einfall kommen könne, seine Ankunft abzuwarten? — Doch dem

sey wie ihm wolle, es gibt also mehrere solche Weise unter allen Religionsparteien; sie stehen (wie natürlich) in sehr enger Verbindung miteinander, sie sind Brüder. Das was sie zu den außerordentlichen Menschen macht, die sie sind, ist, daß sie sich im Besitze der wahren Philosophie befinden.

Diese Philosophie ist auf die kabbalistische Theorie vom Menschen, nämlich auf den Grundbegriff gebaut: daß der Mensch in seiner ursprünglichen Vollkommenheit ganz etwas anders gewesen sey als er jetzt ist; daß er ein lebendiges Abbild des großen Adam Cadmon oder urbildlichen Gottmenschen (des ersten und reinsten Ausflusses aller göttlichen Kräfte und Eigenschaften) und daher im Genuß einer ewigen Jugend und Unsterblichkeit, ein vertrauter Freund der höhern Geister, ein Herr der ganzen sichtbaren Welt, und der Besitzer einer unendlichen Menge geheimer Wissenschaften und wundervoller Künste gewesen sey.

Die Wiederherstellung der menschlichen Natur in diese ihre ursprüngliche, oder wenigstens in eine derselben nahekommende Vollkommenheit, ist das große Geheimniß jener wahren Philosophie, die, mit Einwilligung des allerhöchsten Urwesens, schon dem Vater aller Menschen, Adam, nach seinem Falle, und nach der langwierigen ernstlichen Buße die er deßwegen that, von höhern Geistern aus mitleidiger Freundschaft mitgetheilt worden ist, und sich von dieser Zeit an, durch Tradition und hieroglyphische oder andere geheime Schriften, unter einer kleinen Anzahl auserwählter Adamskinder erhalten und fortgepflanzt hat. Seth, Henoch, Noah, Moses, Salomon, Elias, Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orpheus, in den ältern, und König Geber, die Arabischen Aerzte Adfar und Avicenna, der Einsiedler Morien, Artefius, Raymund Lullus, Nikolaus Flamel, Basilius Valentin u. v. a.

in neuern Zeiten, waren Glieder dieses wundervollen Ordens, der sich (wie unser Derwisch sehr richtig sagt) unter Juden, Christen, Muhamedanern und Heiden ausgebreitet — und, da er verschmitzten und dreisten Betrügern so außerordentlich große Vortheile über die schwächste Seite der Menschheit gibt, sich aller Aufklärung zu Trotz sogar mitten in Europa bis auf diesen Tag erhalten hat.

Das höchste Geheimniß dieses Ordens, das unter dem Namen des Steins der Weisen verborgen wird, begreift also unendlichemal mehr in sich, als die bloße Operation, geringere Metalle in Gold zu verwandeln. Diese sowohl, als das Geheimniß, tausend Jahre und noch länger im Genuß einer vollkommnen Gesundheit zu leben, ist nur ein kleiner Theil der wundervollen Wissenschaften und Vorrechte des wahren Weisen. Daher sprechen alle Adepten, d. i. diejenigen, die uns gern bereden möchten daß sie es seyen, von der Kunst Gold zu machen, als einer armseligen Kleinigkeit, die in ihren Augen so verächtlich ist, daß sie sich nicht einmal damit abzugeben würdigen; — eine sehr sinnreiche Art uns begreiflich zu machen, warum diese Herren meistens in ziemlich lumpiger Gestalt erscheinen, und alle ihre zeitliche Habe ganz bequem in einem Schweißtüchlein mit sich führen können.

Daß der Usbekische Derwisch mit seinen sechs Freunden zu diesem Orden gehört habe, wird nun wohl, nach allem dem was uns Lukas aus seinem eigenen Munde erzählt hat, schwerlich einem meiner Leser zweifelhaft scheinen können. Denn wiewohl das, was er unserm ehrlichen Wanderer davon eröffnet, nur einzelne Lichtstrahlen sind, die er nach und nach in seine Seele fallen läßt: so hat er doch, alles zusammengenommen, genug gesagt, um uns zu überzeugen, daß seine Philosophie und diejenige, die ich so eben nach

ihren Hauptzügen skizzirt habe, eine und eben dieselbe sey. — Lukas sagt am Ende seines Berichts von seiner Unterredung mit diesem Derwisch ausdrücklich: „Ich übergehe verschiedene andere noch weniger glaubliche Dinge, die er mir in einem eben so zuversichtlichen Ton erzählte.“ — Vielleicht betrafen gerade diese noch weniger glaublichen Dinge einen Punkt, worüber das Stillschweigen des Derwisch manchem unsrer Leser aufgefallen seyn mag: nämlich die Verbindung der Weisen mit der Geisterwelt, ihre Freundschaft mit den höhern Geistern, ihre Gewalt über die bösen, ihr Vermögen Verstorbene erscheinen zu lassen, und dergleichen. Gesetzt aber auch, der Derwisch hätte von diesem allem nichts erwähnt, so ist die Art, wie er sich selbst als einen wirklichen Adepten ankündigt, und wie er sich über die Natur und den Gebrauch des Steines der Weisen erklärt, vollkommen zureichend, ihn ganz unverkennbar als einen Anhänger der mehrbesagten schwärmerischen Morosophie zu charakterisiren.

Es gab also im Jahre 1705 eine geheime Gesellschaft solcher Adepten in dem Türkischen Reiche, die sich vermuthlich irgend eines besondern, des Geheimnisses bedürftigen Zweckes, worin er auch bestanden haben mag, bewußt waren, vielleicht auch (wie man aus ihrem beständigen Herumreisen und aus ihrer Kenntniß mehrerer Europäischen Sprachen natürlich schließen muß) mit andern ihres Gelichters in Europa in Verbindung standen, und unsichtbarerweise allerlei Dinge wirkten, von deren wahren Triebrädern wir andern Profanen und unsre Vorfahren uns wenig träumen ließen. Aber, so wie allerdings zu glauben ist, daß diese geheime Brüderschaft zu Brussa (die aller Wahrscheinlichkeit nach ihre tausend Jahre noch nicht vollendet hat, und also noch gegenwärtig bei Leben ist) für die Fortpflanzung ihres Ordens gehörige Sorge tragen

werde, so ist nicht weniger zu vermuthen, daß sie auch in den drei bis vier letztverflossenen Jahrhunderten nicht immer so unsichtbar und unthätig geblieben seyn könne, daß sich nicht schon lange vor der zufälligen Bekanntschaft, die der ehrliche Lukas mit ihnen gemacht, Spuren ihres Daseyns und ihrer Wirksamkeit finden sollten.

Ich müßte mich sehr betrügen, oder der gewaltige Lärm, den im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts das durch die ganze Christenheit in Europa ausgestreute Gerücht von der Gesellschaft des Rosenkreuzes verursachte, war nicht so ganz blinder Lärm, wie uns einige Gelehrte haben bereden wollen. Immer mag in die Erzählung von dem angeblichen Stifter dieses geheimen Ordens, Christian Rosenkreuz, viel Unrichtiges eingemischt seyn; vielleicht mit Absicht, vielleicht auch, weil die im Jahre 1610 in fünferlei Sprachen ausgestreute Broschüre, Fama Fraternitatis laudabilis Ordinis Roseae Crucis, nicht aus der Quelle selbst, sondern wirklich aus bloßen Gerüchten, worin das Wahre immer mit falschen Zusätzen legirt zu seyn pflegt, entsprungen war: aber etwas Wahres, das mit unsérm Usbekischen Derwisch und seinen Brüdern in Beziehung steht, mag doch immer an der Sache seyn.

„Christian Rosenkreuz, heißt es, geboren im Jahre 1388, unternahm eine Wallfahrt zum heiligen Grabe, und wurde darauf zu Damas mit Chaldäischen Weisen bekannt, die ihn in den Geheimnissen der magischen und kabbalistischen Philosophie einweihten. Er erweiterte seine auf diesem Wege erworbenen Wissenschaften durch Reisen in Aegypten und Afrika, und wurde nach seiner Zurückkunft der Stifter einer durch die Bande der engesten Freundschaft, Treue und Verschwiegenheit verbundenen Brüderschaft, die nur aus wenigen Mitgliedern bestand, und in deren Schooß er die Mysterien der

erhabenen Weisheit, die er aus den Morgenländern mitgebracht hatte, vornehmlich den Stein der Weisen, und kraft dessen auch die Universalmedicin, und die Kunst die unedeln Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, als ein ewiges und heiliges Fideicommiß, niederlegte. Nach seinem Tode, der in seinem hundert und zwanzigsten Jahre ohne Krankheit erfolgte, erhielt sich die von ihm gestiftete geheime Gesellschaft (als eine Schwester oder Tochter jener morgenländischen zu Damas) noch eine geraume Zeit im Verborgenen, bis ihr Daseyn endlich, ohne daß man sagen kann wie und durch wen, um vorbesagte Zeit entdeckt wurde.“

In dieser Erzählung ist das Falsche leicht vom Wahren abzusondern. Jedermann weiß, daß es damals keine eigentlich sogenannten Chaldäer mehr gab. Unter den Chaldäischen Weisen, von welchen Rosenkreuz in der heiligen Magie und Kabbala unterrichtet wurde, können also keine anderen, als Weise von dem Orden unsers Usbekischen Derwisch, gemeint seyn: und was hindert uns zu glauben, daß es eben dieselbe Gesellschaft war, mit welcher Paul Lukas im Jahre 1705 zu Brussa bekannt wurde, da wir wissen, daß sie schon zu Flamels Zeiten in voller Activität, und mit dem Jüdischen Kabbalisten, dem Verfasser des Buches, woraus Flamel das Geheimniß des Steines der Weisen lernte, in Bündniß stand? — Aber irrig und lächerlich ist es, wenn vorgegeben wird, Christian Rosenkreuz, der doch den Stein der Weisen besaß, sey in einem Alter von hundertundzwanzig Jahren gestorben. Wie? Ein Mann wie er sollte so jung gestorben seyn? Verschwunden, aus den Augen seiner Brüder von den geringern Graden verschwunden mag er seyn: gestorben ist er so wenig als Flamel; ganz gewiß lebt er noch, und regiert vermuthlich mit ihm und dem Usbekischen Derwisch und seinen Brüdern,

unsichtbarer und unbekannter Weise, die in diesem unserm Jahrhundert so weit ausgebreitete Brüderschaft des weisen Volkes, das an Magie und Kabbala, Geisterseherei, Goldmacherei und künstliche Verlängerung des Lebens glaubt; — eine Menschenclasse, die vermuthlich nicht aussterben wird, so lange das Verlangen nach den wundervollen Ringen, die sich Lucians Timolaus wünschte, die blinde Seite der Menschheit bleiben wird.

Sollte ich nach allem bisher Gesagten nöthig haben, die Person, die Brüderschaft, das Geschäft und den großen Zweck des Usbekischen Derwisch noch mehr zu enthüllen, oder mich deutlicher über das, was ich von ihnen halte, zu erklären? Der muß wohl sehr blind seyn, der nicht durch ein Sieb sehen kann, sagt das Sprüchwort. Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Paul Lukas hatte, wie es scheint, keine Augen zu sehen. Es ist beinahe unbegreiflich, wie er mit so vieler Neugier nicht noch mehr und gerade so viel hatte, als nöthig war um tiefer in das Geheimniß einer so außerordentlichen Person einzudringen; — eines Menschen, der wie ein Mann von dreißig Jahren aussah und wie einer von fünfhundert sprach — der den Stein der Weisen zu haben vorgab — der ihm sogar Hoffnung machte, ihm, nach gehöriger Vorbereitung, die erhabensten Kenntnisse mitzutheilen! Wie konnte er an einem Menschen, der solche Dinge vorgab, solche Mährchen für Wahrheit erzählte, nichts andres als einen Mann von seltner Wissenschaft und ungewöhnlich großem Genie sehen? Wie konnte ihm an einem Menschen, an dem alles Verdacht erwecken mußte, nichts verdächtig vorkommen? Ich gestehe, beinahe wird er mir durch eine so unbegreifliche Arglosigkeit selbst verdächtig.

Herr G—e läßt ihn zwar sagen: er könne alles dieses (nämlich was ihm der Derwisch bei Gelegenheit Flamels erzählt hatte) nicht glauben. Aber, mit Erlaubniß, Lukas sagt nur: er übergehe viele andere noch weniger glaubliche Dinge (des choses encore moins croyables), die er von ihm gehört habe. Und gesteht er nicht besser oben: er hätte ihm beinahe alles übrige (was er ihm gesagt hatte, ehe noch von Flameln die Rede war) geglaubt? und dieses übrige waren doch sehr wenig glaubliche Dinge! — Das Wahre von der Sache scheint: daß der gute Lukas, wie so viele andre wackere Leute, selbst nicht recht wußte was er glaubte oder glauben sollte. Er scheint, nach seinem ganzen Buche zu urtheilen, ein Mann von ziemlich gesundem Menschenverstande, aber wenig Imagination, vielerlei aber nichts weniger als tiefen Kenntnissen, ein Liebhaber curioser Dinge, ohne alle Anlage zur Schwärmerei, wiewohl von den Vorurtheilen des großen Haufens nicht ganz frei, gewesen zu seyn. Billig kommt auch etwas von den letztern auf Rechnung seiner Zeit. Ueberdieß war er kein müßiger Reisender: er hatte Aufträge von seinem Könige: sein Geschäft war alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen und einzuhandeln; sein künftiges Glück hing an guter Ausrichtung dieses Geschäftes, und er verlor es daher nie aus den Augen. Wirklich hatte er auch (wie es scheint) mit dem Usbekischen Derwisch bloß deßwegen Bekanntschaft gemacht, um ihm gewisse Handschriften, die er gekauft hatte, zu zeigen und sein Urtheil darüber einzuholen: alles übrige war zufällig. Das Außerordentliche in der Person und den Reden dieses Derwisch interessirte ihn — er ließ sich also näher mit ihm ein: es interessirte ihn nicht so sehr, daß er Lust bekommen hätte sich tief einzulassen; dazu müßte er einen ganz anders organisirten Kopf und keine so weit von dergleichen

Speculationen abführenden Geschäfte gehabt haben; aber es interessirte ihn doch genugsam, um dem Derwisch mit so viel Aufmerksamkeit, und mit einem Erstaunen, das so nahe an Glauben gränzte, zuzuhören, daß dieser, auch ohne eine andere Absicht, unvermerkt Lust bekommen mußte ihm recht viel vorzulügen.

Alles zusammen genommen, scheint mir Lukas bei dieser ganzen Sache aufrichtig und arglos zu Werke gegangen zu seyn; er erzählt sie in eben dem Tone, wie er von den zwanzigtausend Pyramiden spricht, die er zu Jurkup gesehen hat. „Ich habe (sagt er in seiner Zueignungsschrift an Ludwig XIV) mehr als einmal Griechenland, Kleinasien, Persien, Syrien, Aegypten und Afrika durchwandert, und habe dort mit vielen Gefahren eine große Menge Münzen, geschnittene Steine, alte Handschriften und andere nützliche Curiositäten gesammelt, die im Cabinet und in der Bibliothek Ew. Majestät Platz gefunden haben. Aber, Sire, es gibt Raritäten, deren man nur mit dem Verstande habhaft werden, und die man andern nur durch die Rede mittheilen kann. Da diese nicht weniger kostbar sind als die andern, so habe ich große Sorge getragen, sie zu sammeln, um sie Ew. Majestät ebenfalls anzubieten: und diese sind in dem Buch enthalten, das ich Ihnen zu überreichen mir die Freiheit nehme." — Ganz gewiß dachte hier Lukas auch an seinen Derwisch von Brussa; denn der ist doch wohl die größte Rarität in seinem ganzen Buche.

Wenn ich nicht irre, so liegt in dem, was ich von dem Charakter des Paul Lukas gesagt habe, auch die Beantwortung der Frage: was für Bewegungsgründe der Derwisch haben konnte, ihm so viel unsinniges Zeug aufheften zu wollen. — Ohne jemanden in seinem eigenen Urtheile über diese außer-

ordentliche Person Maß geben zu wollen, betrachte ich den mehr besagten Derwisch, offenherzig zu reden, als einen Menschen von der Classe und Brüderschaft eines St. Germain, Schröpfer, Cagliostro, oder, was bei mir einerlei ist, des Armeniers in Schillers Geisterseher, und des weisen Misphragmutosiris im Stein der Weisen. Diese Herren (deren Zweck bekanntermaßen bloß die Veredlung der menschlichen Natur sowohl als der Steine und Metalle, und die schon von den Rosenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beschleunigung des goldnen Weltalters ist) machen, wie es scheint, schon seit Jahrhunderten eine Art von unsichtbarer Kirche oder Republik aus: und wiewohl man eben nicht verbunden ist, das, was der Derwisch von ihrem langen Leben rühmt, im buchstäblichen Verstande zu nehmen: so glaube ich doch gern, daß man in gewissem Sinne sagen könne, ihre Gesellschaft sterbe nicht, weil sie (so gut als die Mönche) dafür sorgen, daß keine leer gewordene Stelle unbesetzt bleibe. Es versteht sich also von selbst, daß sie immer bereit sind, ihrem Orden Proselyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, sobald ihnen Leute aufstoßen, an welchen sie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre Geheimnisse zu entdecken glauben. Findet sich dann schon, daß einer, mit dem man sich bis auf einen gewissen Punkt eingelassen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt: so ist er doch vielleicht, auch ohne sein Wissen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Absicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderschaft stehen, zu gebrauchen. Dieß scheint nun gerade bei Paul Lukas der Fall gewesen zu seyn. Es ist wohl möglich, daß die Disposition, die der hochwürdige Bruder Derwisch anfangs an ihm wahrzunehmen glaubte, ihn bewogen haben könne, ihm solche historische Notizen von den Geheimnissen

des Ordens zu geben, die seine Empfänglichkeit für das kabbalistische Licht auf die Probe stellen konnten. Da sich's aber zeigte, daß Lukas in den Gränzen einer kalten Bewunderung stehen blieb, und kein Verlangen bezeigte, in das innere Heiligthum des mysteriösen Tempels, dessen Außenseite er anstaunte, eingeführt zu werden: so ließ es der Derwisch bei dem Gesagten bewenden; zufrieden, es einem Manne gesagt zu haben, der es wieder sagen und bei seiner Nachhausekunft nicht ermangeln würde, es durch seine Reisebeschreibung bekannt genug zu machen. Konnte Lukas nicht auf diese Weise, ohne sein Wissen, ein Werkzeug seyn, die Famam fraternitatis (die vielleicht damals einen solchen Trompetenstoß nöthig hatte) von neuem durch alle Lande erschallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher schlummernde Bruder wieder erweckt, mancher Homo bonae voluntatis aufmerksam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen Institut wieder neues Leben, neue Thätigkeit, auch wohl in der Folge eine bessere Form, ein bestimmterer Plan und unsern Zeiten angemessenere Zwecke gegeben werden?

Ich will diese Vermuthung für nichts mehr als was sie ist gehalten wissen, und unterwerfe sie, wie diesen ganzen Aufsatz, dem Urtheil der Leser, allenfalls auch der Berichtigung oder weitern Aufklärung derjenigen, die mehr als ich von solchen Dingen wissen, und begnüge mich zum Schlusse mit Oberon zu sagen:

Nur wer das Licht nicht scheut, der ist mit mir verbrüdert!

# Anmerkungen.

## Gespräche unter vier Augen.

Von diesen Gesprächen unter vier Augen erschienen sechs (N. I. II. IV. V. VIII. XII.) zuerst im Deutschen Merkur, Jahrgang 1798, noch während der Zeit eines großen Parteienkampfes über die politischen Angelegenheiten auch unter uns. Wieland blieb darüber nicht unangefochten; denn gleich im nächstfolgenden Jahr erschienen zu Leipzig: Bemerkungen über die Wieland'schen Gespräche unter vier Augen in rechtlicher und politischer Hinsicht. Nebst einigen Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände des Rechts und der Politik. Hierin sind von diesen Gesprächen wieder abgedruckt No. I. II. IV. V. und mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet. Der Verfasser rechtfertigt den wiederholten Abdruck auf folgende Weise: „Anfänglich, sagt er, war ich Willens, bloß die Punkte, welche mir einer Berichtigung zu bedürfen schienen, auszuheben, und meine Meinung darüber zu sagen; allein ich befürchtete den Vorwurf: Stellen aus dem Zusammenhange herausgerissen zu haben, um ihnen nach Willkür einen Sinn unterschieben zu können." Das Lob der Ehrlichkeit also läßt sich dem Verfasser nicht abstreiten; denn wie hätte er sonst mit dem Texte die Widerlegung dessen, was er über denselben sagt, selbst gegeben! Er mag auch eine recht gute Absicht gehabt haben, ich zweifle nicht daran; leider aber hat er das Schicksal des, auch ehrlichen und in der besten Absicht von der Welt ausziehenden, Don Quixote gehabt, alles zu sehen was — nicht da war, und nichts so wie es war. Schöner Lohn für die Schriftsteller, am Ende zu erfahren, daß die Leser nicht lesen können! Diesen schönen Lohn hat kaum einer so oft erhalten als Wieland, vielleicht aber nie in so reichem Maße als von diesem Bemerker, der nie unterscheidet was Ironie und was Ernst, was von dem einen oder dem andern gesagt wird, und der daher nie merkt, daß er

lauter Luftstreiche führt und eigentlich der Secundant seines vermeinten Gegners ist. Man mag an Einem Beispiele sehen, ob es sich so verhalte. Das erste Gespräch über Vorurtheile schließt bei Wieland so: „Es muß, wie du selbst sagtest, vorwärts gehen, alter Geron, es muß! — Geron. Meine Apologie der Vorurtheile könnte also wohl ungeschrieben bleiben, meinst du?" Kann es zweifelhaft seyn, was Wieland wollte? Unser Bemerker nimmt es für Wielands bittersten Ernst, er habe die Vorurtheile in Schutz nehmen wollen, und schreibt erst ein langes Etwas über die Vorurtheile überhaupt, und sucht dann in 59 Anmerkungen zu beweisen, daß man den Menschen die Vorurtheile zu deutlichen Begriffen entwickeln müsse, wobei er denn, wie sich erwarten läßt, das Einzelne eben so schief ansieht wie das Ganze.

Zu einiger Entschuldigung könnte ihm dienen, daß Wieland im Merkur den Schluß dieses Dialogs nicht gegeben hatte. Er brach jedoch so bedeuteud ab, nämlich mit Gerons „Also, dein Aber," daß jedermann vermuthen mußte, nun werde die Hauptsache erst kommen. Entweder also hätte der Bemerker dieß auch vermuthen, oder bis zum Schluß der Acten — schweigen sollen. Er vermuthet aber nicht, und schweigt auch nicht. Was ist mit solchen Leuten anzufangen, die bemerkend bei dem bedeutendsten Aber nichts merken? — Der Himmel wolle gnädig diesem, gewiß sehr wichtigen, auch für unsere Zeit noch wichtigen, Bande, sinnigere Leser verleihen!

## I.

S. 7. Tetrarchien — Vierherrschaften — Geron deutet vermuthlich mit diesem Wort auf eine Epoche, da vier große Mächte, vermöge des respectabeln Rechts des Stärkern, über die Welt im Kleinen, oder das, was Geron ein großes Sonnenstäubchen nannte, willkürlich zu disponiren anfingen; eine Epoche, deren nähere Bestimmung die Chronologen unter sich ausmachen mögen. W.

S. 15. Königin Semiramis — (S. das XIII. Göttergespräch, Bd 21.

S. 17. Kuhschnappel — (S. den Armen-Advocaten Siebenkäs von Jean Paul.

S. 18. Poliater — Stadtarzt.

S. 21. Daß man der Welt das Beispiel gegeben hat, daß — Wenn es ohne Unterbrechung des Gesprächs geschehen könnte,

möchte ich den Herrn Sinibald wohl bitten, uns das Jahrhundert zu nennen, in welchem solche Beispiele nicht häufig gegeben worden wären. Wir wollen unsrer Zeit nicht zu viel thun: sie hat wegen aller Vorwürfe, die man ihr über diesen Artikel macht, wenig mehr zu verantworten als die vorhergehenden; und, wenn ich die einzige historische goldene Zeit (Trajans, Hadrians, und der beiden Antonine) ausnehme, so kenne ich keine Periode von achtzig Jahren in der ganzen Geschichte des cultivirtesten Theils der Erde, worin nicht immer der Stärkere den Schwächern unterdrückt hätte, und die Wohlfahrt der Völker und das Leben von Millionen Menschen ein Spiel des Ehrgeizes und der Vergrößerungssucht, oder der Schwäche, des Eigensinns, der Afterpolitik und der verächtlichsten Leidenschaften einiger weniger Gewalthaber und ihrer Rathgeber gewesen wäre. W.

S. 22. *Bona verba quaeso!* — Anspielung auf Terenz: Andria 1, 2, 33. hier zu übersetzen: Nun, ich will's ganz gnädig machen.

S. 30. *Sero sapiunt* — Spät werden sie weise, sprüchwörtlich von den Phrygiern gesagt.

S. 31. *Passato il pericolo etc.* — Ist die Gefahr vorüber, so ist der Heilige betrogen — nämlich um das Licht, so groß wie ein Mastbaum, welches der Matrose ihm während des Sturms gelobte, wofür er aber nachher nur ein Stümpfchen anzündete.

## II.

Mit der Hinrichtung Robespierre's am 20 Jul. 1794 endete das Schreckenssystem, wodurch das Bestehen der Republik gesichert werden sollte. Am 23 Sept. 1795 wurde die dritte Constitution (gemäßigte Volksherrschaft) proclamirt, wornach eine gesetzgebende Gewalt in zwei Kammern, Rath der 500, und Rath der Alten von 250 Mitgliedern, und Vollziehungs-Directorium von fünf Männern eingesetzt wurden. Am 29sten wurde der Eid des Hasses des Königthums beschlossen; am 27 Oct. hielt der National-Convent seine letzte, am Tage darauf das gesetzgebende Corps seine erste Sitzung. Die ersten Directoren waren: Reveillière, Lepeaux, Le Tourneur, Rewbell, Barras und Carnot. Am 21 Jan., als am Jahrestage der Hinrichtung Ludwigs XVI, wurde der Eid abgelegt: Ewiger Haß dem Königthume! (Haine à la royauté)

S. 40. Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen eines Einzigen ist — Um doch auch hier eine Probe

der angeführten Bemerkungen zu geben, theile ich die zu dieser Stelle gemachte mit. „Dieses, heißt es, ist und bleibt, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, immer bloß der Begriff, den man mit dem Worte Monarchie verbindet, den man aber keineswegs mit dem Worte Königthum verbinden darf. Unter Königthum denke ich mir: die Herrschaft eines unumschränkten Beherrschers, der gewisse Kasten deßhalb privilegirt, um das Volk zwar nach Willkür, jedoch immer zu seinen Zwecken zu leiten. Zwischen der Monarchie und dem Königthume findet also ein sehr großer Unterschied statt." Ja wohl, wenn man Königthum mit Sultanism verwechselt, welche der Verfasser, wie die folgende Seite zeigt, allerdings für gleichbedeutend hält. Der Sultanism hat aber keine privilegirten Kasten, und vor seiner seidenen Schnur ist alles gleich. Dem Königthum ist also eigentlich Despotismus untergeschoben, der ja aber auch in der Monarchie statt findet, wenn diese auch nicht Königthum, sondern Kaiserthum, oder wie sonst heißt. Wie kommt denn also gerade das Königthum dazu, als Sündenbock in die Wüste ausgestoßen zu werden? — Schwerlich hat der Verfasser sich hier selbst recht verstanden; von dem aber, was Wieland eigentlich wollte, hat er auch nicht die entfernteste Ahnung gehabt. Während Wieland ein Gemälde von der Monarchie aufstellt, wie sie vernünftiger Weise seyn sollte, streitet er sich in allen Anmerkungen mit ihm über die Monarchien, wie sie waren und sind, ohne den geringsten Anstoß daran zu nehmen, daß Heribert sagt, dieses geschilderte Königthum sehe er nirgends realisirt, und Wilibald hierauf antwortet: — „ich hoffe, wir werden meinen Begriff vom Königthum, wofern uns der Himmel gesunde Augen erhält, binnen wenig Jahren in einem der ansehnlichsten Europäischen Reiche auf eine Art realisirt sehen, die auch die hartnäckigsten Gegner der Monarchie mit derselben aussöhnen wird." Daß der Bemerker die schalkhafte Zweideutigkeit in den Worten, „wofern uns der Himmel gesunde Augen erhält," hätte bemerken sollen, wie wäre dieß von ihm zu erwarten gewesen!

S. 53. Riß, den sie am 18 Fructidor bekommen — Am 26 Mai 1797 war an le Tourneurs Stelle Barthélemy ins Directorium getreten; am 4 Sept. (18 Fructidor) desselben Jahres wollte die Mehrheit des Directoriums eine royalistische Verschwörung entdeckt haben, und es wurden 2 Directoren, Barthélemy und Carnot (dieser entfloh jedoch), 42 Mitglieder des Raths der 500, 11 von dem Rath der Alten und 9 andere Personen verhaftet, und — ohne vorhergegan-

genen richterlichen Ausspruch — nach Cayenne deportirt. „Das einzige, sagt der Bemerker, was einen rechtschaffenen Mann darüber einigermaßen beruhigen kann, ist dieses: daß Despotism in einem republicanischen Staate nur von kurzer Dauer seyn kann, und daß die Despoten durch den Mißbrauch der ihnen verliehenen Gewalt nothwendig ihren eigenen Untergang befördern müssen."

S. 54. Bonaparte Dictator der großen Nation — Es ist nicht uninteressant, hierüber den Bemerker auch zu vernehmen. Nach einigem Scherze sagt er: „Im Ernst gesprochen. Was soll man von einem Manne denken, der einer Nation — groß oder klein, denn das gilt hier gleichviel — den Vorschlag thun kann, einen Dictator zu erwählen? Ja, was noch mehr ist, einen Mann dazu in Vorschlag zu bringen, der erfüllt ist von dem reinsten Interesse an der Menschheit; der sich das Recht zum höchsten Endzweck seiner Unternehmungen gemacht hat; einen Mann, der nach geendigtem Kriege in Italien seine Regierung bat, ihn zu entlassen, weil er seinen schönsten Ruhm in der Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten und in dem Rufe eines guten Mannes zu finden glaube; einen Mann, der seiner Regierung sagen konnte, er verlange nicht nach Ruhm, nachdem er das Vertrauen der Republik gerechtfertigt und mehr Ruhm erworben habe, als man vielleicht bedürfe um glücklich zu seyn; einen Mann, der zu sagen im Stande war: vergebens werde die Verleumdung sich bemühen, ihm treulose Absichten unterzuschieben; seine bürgerliche Laufbahn werde, wie seine militärische, den republicanischen Grundsätzen angemessen seyn. — Wahrlich, wer seinen Verstand und seine Vernunft so sehr zu verläugnen im Stande ist, der kann — doch ich schweige." So der Bemerker, der jetzt gewiß wenigstens dieß zugeben wird, daß Wielands Welt- und Menschenkenntniß weiter gereicht habe, als seine eigene. Man sehe übrigens mehr hierüber im Leben Wielands.

## III.

S. 58. Die Fünfmänner — Das Directorium, in welches am 8 Sept. 1797 an Carnots und Barthélemy's Stellen Merlin von Douay und François von Neufchateau eintraten.

S. 59. Muscadins — Eigentlich Bisamkügelchen, ein Bisamduftender, Stutzer, nannte man zur Zeit der Jakobinerherrschaft alle,

die sich feiner kleideten als die Sansculotten, weßhalb sie für Royalisten galten.

S. 59. Sonnenbrüder — Der Name einer aristokratischen Partei, dessen Ursprung ich jedoch nicht anzugeben weiß. — Koblenzer Anhänger des Grafen von der Provence, der als Regent von Frankreich zu Koblenz einen Hof hielt.

S. 59. *Clichiens*, von dem Dorfe Clichy an der Seine, wo Aristokraten ihre Versammlungen hatten.

S. 60. Nachdem das Directorium selbst die zwei wesentlichsten Grundpfeiler dieser Constitution umgeworfen hat — Der dritten Constitution von 1795, welche dem Directorium die Disposition über die bewaffnete Macht und gewaltsame Eingriffe in die Freiheit des gesetzgebenden Körpers untersagte. Gegen beides verging sich das Directorium am 18 Fructidor, s. oben.

S. 61. Auf die bevorstehenden Urversammlungen — Die eigentlichen Volksversammlungen, auf welchen Wähler (Electeurs) erwählt wurden, die hinwiederum die Deputirten erwählten als Repräsentanten des Volks. Nach der dritten Constitution wurden die Deputirten gleich von den Urversammlungen erwählt.

S. 62. Unsre Dreimänner — Die siegende republicanische Partei im Directorium, s. oben.

S. 73. Unternehmung gegen Carthago, gegen England.

S. 75. Tigellin — Der niederträchtige Liebling Nero's.

S. 75. Brünehild — Die reizende, lasterhafte Gemahlin Siegeberts, des Sohnes Clotars.

S. 75. Theodora — Gemahlin des Kaisers Justinian, von niedrer Herkunft, früher eine Zeitlang Schauspielerin, dann Justinians Maitresse, und nach dem Tode der Euphemia seine Gemahlin, als welche sie sich der Zügel der Regierung bemächtigte, ihre Macht aber unwürdig mißbrauchte.

S. 75. Pallas — Ein Freigelassener theilte mit

S. 75. Narcissus das Herz des eben so tollen als abscheulichen Tiberius Claudius, des vierten in der Reihe der Römischen Kaiser.

## IV.

S. 77. Das ungeheure Bild — — im Traume sah — Daniel 2, 31. fg.

S. 77. Der Berg — Doppelte Anspielung auf das Bild Daniels und auf die Jakobiner.

S. 78. Jener alte Räuber — Prokrustes hatte ein Bett, worein er mit Gewalt die Reisenden legte, und sie mußten hinein passen; denn waren sie zu lang, so schnitt er von ihnen ab, und waren sie zu klein, so dehnte er sie aus. Wieland zielt damit auf die Reichsfriedens-Deputation, die ihren Congreß am 9 Dec. 1797 eröffnete.

S. 79. Ob es mit einem krummen oder geraden Stabe geweidet wird — Wenn sich der Bemerker hierüber nicht so gewaltig ereifert hätte, so würde mir schwerlich eingefallen seyn, hiebei zu erinnern, daß damit nichts anderes gesagt seyn solle als: ob die Regierung eine geistliche (Krummstab) oder eine weltliche (Scepter) sey. Daß an dem ersten nur dem Römischen Hofe liegen könne, ist wohl klar, und Wieland sprach kurz vorher nicht ohne Absicht von Vorrechten der Römisch-katholischen Ritterschaft, doch zuverlässig in Beziehung auf die Kurfürstenthümer und Bisthümer des linken Rheinufers. Dieß alles aber blieb so unbemerkt als die Absicht der Worte: „dieser so zahlreichen Classe von Rittern, die, genau zu reden, die eigentlichen Staatsbürger des Deutschen Reiches sind," worüber der wackere Mann in einen höchst unnöthigen Eifer geräth.

S. 79. Schärtlin von Burtenbach — Einer der berühmtesten Krieger des 16ten Jahrhunderts, unter welchem das vereinigte Deutschland die Osmanen zurückwarf, die sich gegen Wien gewendet hatten. (Hummels) Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Seb. Schärtlins von Burtenbach. Ffkt. u. Lpz. 1777. 1782.

S. 87. *Victrix causa Diis placuit* — Diese Sentenz Lucans kann man übersetzen durch Schillers: der Schlachten Ausgang ist das Urtheil Gottes.

S. 88. Geschichte der Berner Revolution — S. hierüber die Anmerkungen zu Gespräch VIII.

S. 93. Julius II. — Ein durchaus kriegerischer Papst (starb 1514), so wie Christoph Bernhard von Galen, der 1650 zum Bischof von Münster gewählt wurde, mehr Feldherr als Geistlicher war. Er würde ein Alexander geworden seyn, hätte seine Macht seinem Muthe geglichen. S. Leben und Thaten des Bischofs Ch. B. v. Galen. Ulm 1804.

## V.

S. 100. Schicksal des Ugolino, dessen gräßlichen Hungerstod Dante geschildert, und Gerstenberg zum Gegenstand einer Tragödie gewählt hat.

S. 123. Fee Morgana — Man nennt so die an der Sicilischen Meerenge nicht seltene Erscheinung, daß sich durch eine besondere Strahlenbrechung in der Luft oder auf dem Meere allerlei Gegenstände darstellen, die eben so schnell, als sie entstanden, wieder verschwinden.

S. 125. Leveller — Eine Faction in England, die im J. 1647 entstand und deren Haupt anfänglich Cromwell war. Sie drang auf vollkommene Gleichheit.

S. 126. *For forms of Government etc.* —

Laß Thoren über Form des Staats sich zanken,
Die beste ist die bestverwaltete W.

S. 131. *Jura negat sibi nata* — Er behauptet, für ihn sey kein Gesetz da.

S. 131. Wirkung nicht immer hinlänglicher moralischer Ursachen — Z. B. von der Religiosität des Volks, seiner Liebe zu der Person des Fürsten, der Sorgfalt des Hofes, immer für Panem et Circenses zu sorgen, und dgl. W.

S. 133. Wie viele Ursachen auch die Britten haben mögen — S. Ferri de St. Constant: London und die Engländer, übersetzt von Sprengel und Ehrmann. Weimar 1805. Bd. 2. S. 604 fg. Vgl. das folgende Gespräch.

---

Der Verfasser der Bemerkungen hat es sich hier besonders angelegen seyn lassen, Wieland zu berichtigen, und hat diesem Gespräch nicht nur eine ausführliche Abhandlung über den Gesellschaftsvertrag und dessen rechtliche Wirkungen vorausgeschickt, sondern es auch mit 153 Anmerkungen begleitet. Sein Eifer für das Recht verdient Achtung; Schade nur, daß er auch hier nicht ausgefunden hat, was Wieland eigentlich wollte. Darum, und nur darum, beschuldigt er ihn auf die unverantwortlichste Weise, er habe es rathsam gefunden Lärm zu blasen, um wo möglich den Untergang der sich Widersetzenden desto schneller herbeizuführen. „O — fügt er dann hinzu — möchte doch lieber die Staatsweisheit aller Regenten dahin gehen, es sich zur heiligsten Pflicht

zu machen, in einem Zeitpunkte, wie der gegenwärtige, lieber Reformen, welche dem Ideale des öffentlichen Rechts gemäß sind, vorzunehmen, und nicht die Revolutionen, wo sie die Natur von selbst herbeiführt, zur Beschönigung einer noch größern Unterdrückung, sondern als einen Ruf, den ihnen die Natur ins Ohr sagt, zur Begründung einer rechtlichen Verfassung, als der einzigen dauerhaften, zu benutzen!" Sehr gut und lobenswerth! — Was in aller Welt aber hat denn Wieland anders gewollt, als eben diesen guten und heilsamen Rath ertheilen? Sein Ottobert nimmt sich der Monarchie an gegen die Demokratie, und zwar gegen die französische Demokratie, die damals nicht nur viele Anhänger außerhalb Frankreich hatte, sondern mit deren Verbreitung man von Französischer Seite auch — drohte, wie doch gewiß nicht zu läugnen ist. Wenn Eins von beiden seyn soll, die Monarchie oder jene Demokratie, so entscheidet sich Ottobert lieber für die erste, indem er darin doch Sicherheit und Ordnung finde, die in der dermaligen Demokratie nicht sey, während man Freiheit und Gleichheit nur vorspiegele. Das eigentlich Wahre und Rechte aber findet er weder hier noch dort, sondern — in der Mitte zwischen diesen beiden Aeußersten, eben da, wo es der Verfasser der Bemerkungen auch findet. Wozu nun sein langer Streit? Kann er aus etwas anderm entspringen als aus Mißverständniß? S. 386 war er nahe daran, das Rechte zu finden. „Der Sache nach, sagt er, scheint Ottobert in dem Wahne zu stehen, das Unzuverlässige und Schwankende des Republicanismus zeigen zu können; allein daß er dieses nicht gekonnt habe, beweist, daß er hier das Gewisse für das Ungewisse genommen, und in den Tag hinein radotirt und declamirt hat, nicht über die Unzuverlässigkeit des Republicanismus, sondern des Demokratismus, was ihm ein vernünftiger Mann, der den ersten von dem letzten zu unterscheiden weiß, ganz und gar nicht streitig machen wird." Wie konnte nun der Mann, der dieß eingesehen hatte, gleichwohl zu der Aeußerung Gismunds: „Das alles, sollt' ich denken, spricht die demokratische Republik von Wort zu Wort," folgende Bemerkung machen (S. 389.): „Das Wörtchen demokratisch hätten Sie weglassen können; denn abgerechnet, daß das Wort in Verbindung mit Republik Unsinn sagt (?), und also das, was Sie sagen wollen, gar nicht ausdrückt (?), gibt es auch noch zu einer guten Anzahl von Nebenbegriffen Anlaß (?), die bei Discussionen der Art wegbleiben müssen." Ich sollte meinen, Gismund hätte sich nicht bestimmter ausdrücken können, und den Verfasser der Bemerkungen hätte gerade das Wörtchen demokratisch auf die rechte Spur leiten müssen, wenn er sich nur dessen

erinnert hätte, was er drei Seiten vorher geschrieben hatte. — So hat man einen Mann, der es mit der Menschheit so redlich meinte als irgend einer der Redlichsten, gelesen und gekannt!

Bedürfte er gegen den Verfasser der Bemerkungen einer Genugthuung, so hat er sie nun — von der Zeit erhalten, denn alles, was Wieland von den Erfolgen, als Welt- und Menschenkenner, vorausgesagt hat, ist pünktlich eingetroffen, und mit aller Gegenrede seines Tadlers verhält es sich genau wie mit seinen Versicherungen von — Bonaparte. Man mag daraus lernen, um wie viel sicherer und besser es ist, bei politischen Berechnungen die wirklichen Menschen, wie sie sind, als Personificationen in Anschlag zu bringen, wie der Bemerker gethan hat, z. B. S. 368, wo er sagt: „Nicht das Volk ist der Souverän, wie Herr Gismund thöricht genug zuzugeben kein Bedenken trägt, sondern die moralische Person, die unter dem allgemeinen Willen der Staatsbürger gedacht wird.“ S. 389 hat er dieß aber auch wieder vergessen, und macht folgende Bemerkung: „In der Französischen Constitution von 1795 heißt es: la Souveraineté réside essentiellement dans *l'universalité des citoyens*, und da sollte man doch denken, eine Souveränetät, die 60 bis 70 Millionen Fäuste hat (die moralische Person?) wäre doch wohl eine Grundlage, die weder unsicher noch trüglich seyn könne.“ — Hat der Leser genug an diesen Proben?

Nur drei Berichtigungen noch, weil auch andre als der Bemerker in seinen Irrthum verfallen könnten.

Bei Wieland heißt es: wenn das Volk über Fähigkeiten — — zumal solcher, die zu einer ihm fremden Classe gehören, richtig sollte urtheilen können. Bemerkung: „In einem wohleingerichteten Staate kann und darf es keine besonderen Volksclassen geben.“ — Keine Kasten, ja; aber wird man die Unterschiede zwischen Bauer, Handwerker, Kaufleute, Gelehrte, Künstler, Minister, Feldherr u. s. w. mit allen Unterabtheilungen aufheben können? Und werden diese nicht besondere Classen bilden, die einander oft zurufen müssen: Schuster, nicht über den Schuh hinaus?

Wieland: Wenn die Gewalthaber sich nicht selbst die Hände bänden durch — — — Rechte gewisser Corporationen. Bemerkung: „Es darf keinen Staat im Staate geben. Die Corporationen können, als solche, keine politischen Rechte genießen.“ Vorrechte wohl nicht, aber auch keine Rechte? Dann würde es schlimm um alles stehen, was entweder allein oder doch besser durch Corporationen — die deßhalb kein Staat im Staate

sind — ausgeführt werden kann. Uebrigens aber spricht Wieland hier lediglich von dem, was war.

Höchst befremden muß es, wenn zu der Stelle: „Einen Menschen zum Sklaven zu machen — den einzigen Fall, wo es zur Sicherheit und Erhaltung der Gesellschaft nöthig ist, mit den gehörigen Einschränkungen ausgenommen — ist unmittelbares Verbrechen gegen die menschliche Natur" S. 402 folgende Bemerkung gemacht wird: „Hier können keine Ausnahmen gelten. Es ist nothwendiges Gesetz der Vernunft, und bei diesem ist keine Dispensation denkbar, weil es dadurch vernichtet werden würde." Fiel dem guten Manne denn gar nicht ein, daß ihm die Verbindlichkeit oblag, den einzigen Fall, den Wieland gemeint haben könnte, auszumitteln? Gewiß, dann würde er an die Galeerensklaven, Zuchthäusler u. s. w. gedacht haben, und nicht zweifelhaft würde ihm geblieben seyn, daß die gehörigen Einschränkungen darauf hinweisen, daß selbst diese, die die Folgen ihrer Verbrechen leiden, nicht auf eine unmenschliche Weise mißhandelt werden sollen.

## VI.

S. 134. Bräutigam der adriatischen See u. s. w. — Der Doge von Venedig, der als Kopfbekleidung eine Mütze trug, il corno genannt, das Horn.

S. 136. L'homme de bien etc. — O wackrer Herr, der du so vieles siehst, siehst du nicht auch mein Kalb. *Lafontaine* le Villageois qui cherche son veau.

S. 138. Den Sprüchen der sieben Weisen — Z. B. Kenne dich selbst — Nichts zu viel — Alles zur gelegenen Zeit — Sieh aufs Ende, u. s. w. W.

S. 141. Tu regere imperio etc. — Virgils Aeneis VI. 852.

Du, o Römer, beherrsche des Erdreichs Völker mit Obmacht.

Voß.

S. 142. Daß unsre Republik eine militärische sey u. s. w. — Hier ist wieder eine von den merkwürdigen Stellen, welche beweisen, mit wie klarem Blicke Wieland in die Zukunft sah. Zwar geschah das hier Verkündigte erst unter Napoleon, aber dieser war ja der Universalerbe der Republik, und führte als Einziger aus, was das Ganze zu thun noch übrig gelassen hatte.

S. 145. Den heiligen Anker auszuwerfen — Der letzte und stärkste Anker, den man auswarf, hieß bei den Griechen der heilige; den heiligen Anker auswerfen, das letzte Rettungsmittel ergreifen.

S. 146. *Davus sum, non Oedipus* — Ich bin der Sklav Oedipus, nicht der berühmte Räthsellöser Oedipus, sprüchwörtliche Redensart für: mein Verstand ist so subtil nicht, um sehr Verstecktes auszufinden.

## VII.

Dieses Gespräch zusammengehalten mit dem fünften gibt die völlige Gewißheit sowohl über Wielands Absicht als über die schiefen Ansichten des Verfassers der Bemerkungen, und kann zugleich zeigen, wie unrechtmäßig das Verfahren sey, ihm Aufsätze und Stellen, die er im eignen Namen schrieb, bei den Gesprächen entgegen zu halten, ohne zu bedenken, daß in diesen wenigstens Eine der unterredenden Personen die Sache aus einem dem Verfasser fremden Gesichtspunkte ansehen muß. Alles was sonst zu bemerken wäre, findet sich bereits in den vorhergehenden Anmerkungen, die zugleich einzelne Aeußerungen berichtigen.

S. 172. Halcyonische Tage — Voll Heiterkeit und Stille — (S. die Anm. zu Krates und Hipparchia, 1 Br. 38. Bd. 21)

S. 173. Der Psalmist — Psalm 135, 161 fgg.

## VIII.

S. 179. Busirisirt — Mit Grausamkeit behandelt, wie man von dem Aegyptischen Könige Busiris erzählt, der an Nero einen würdigen Nachfolger hatte.

S. 185. Diesen Gesichtspunkt hat uns der Herausgeber der Allg. Weltkunde in No. 49 angegeben — Posselt sagt daselbst: in allen Revolutionen, die jemals waren oder seyn werden, muß man zwei Dinge wohl unterscheiden, die so oft mit einander verwechselt werden: Ursache einer Revolution, und Vorwand derselben, oder Anlaß zu ihrem Ausbruch. Der berühmte Selbstmord der Lucretia, mit dem Roms Freiheit, und mit dieser letztern das Princip seiner Weltherrschaft begann, war ja wohl nicht die Ursache, warum die Tarquine das Schicksal der Bourbons erfuhren: wer möchte die Revolutionen alle zählen, wenn diese Ursache immer diese Wirkung hervorbrächte! Die Gründe, die das Blut der Lucretia mit so ungeheuern Folgen be-

fruchteten, lagen tiefer; ihr Dolch öffnete ihnen nur den Weg zum Ausbruche. Und so muß man sich's erklären was alle philosophischen Geschichtschreiber so oft wiederholen: „daß nicht selten eine ganze Kette von Ereignissen, die die Gestalt eines Welttheils zu ändern vermögen, zuletzt an einer elenden Kleinigkeit festhängt;" nicht, als ob der Satz der Philosophie, daß nichts ohne zureichenden Grund geschieht, durch die Geschichte widerlegt würde, sondern weil wir aus Mangel an Kenntniß des großen Zusammenstoßes aller Umstände, wodurch ein Factum hervorgerufen ward, oft für Ursache halten, was nur Gelegenheit zum Ausbruch der Wirkung dieser uns unbekannten Ursache war. So vieles auch in der Geschichte unsrer Tage Räthsel für uns ist: so können wir doch ohne Mühe unterscheiden, was eigentliche Grundursache der Revolutionirung Helvetiens, und was nur Anlaß zu ihrer Ausführung war.

Nicht weniger als neun Mächte von Europa, und unter solchen drei vom ersten Range, waren gegen Frankreich coalirt. Bekanntlich galt es hierbei nicht Länder; die Grundsätze der Franzosen waren es, die man vernichten wollte. Die Siege der Franken bewiesen die Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung; nicht nur erkannten die großen Continentalmächte die eigne Unabhängigkeit Frankreichs an, sondern sie resignirten sich zugleich auch in die Gründung einer Masse andrer, mit demselben gleichartigen freien Staaten. Immer war noch, trotz allen besondern Friedensschlüssen, die Furcht vor Revolutionen geblieben. Dieser Furcht wurde durch den Frieden, den Oesterreich in Campo Formio schloß, und der zugleich die Grundlagen dessen mit dem Deutschen Reiche enthielt, folglich als allgemeiner Continentalfriede betrachtet werden konnte, ein Damm vorgeschoben, und auf solche Art politisches Einverständniß der ungleichartigsten Regierungen möglich gemacht. Um so nothwendiger schien es nun aber der großen Republik, die wohl einsah, daß sie der beständige Gegenstand des Mißtrauens und der Eifersucht der Monarchien seyn würde, sich ein föderatives System zu bilden, wodurch das politische Gleichgewicht zwischen den repräsentativen und nicht repräsentativen Regierungen sich ohne beständige Erschütterungen erhalten könnte. Daher, außer den Cisalpinischen und Batavischen Republiken, nun auch noch die Rheingränze, und die Revolutionirung Helvetiens, um in einem Augenblicke, wo die Demarcations-Linie zwischen beiden politischen Systemen gezogen werden mußte, dieß durch seine Lage so wichtige Land für das ihrige, d. i. für das repräsentative System zu reclamiren.

Dieß war wohl unstreitig der Grund, welcher Frankreichs neueste Unternehmungen in Betreff Helvetiens leitete. Und nun der Anlaß, diesen Grund geltend zu machen!

Das Waadtland (Pays de Vaud) war in ältern Zeiten eine Provinz von Savoyen gewesen, und durch Landvögte regiert worden, doch nicht mit unumschränkter Gewalt, da es seine eignen Stände hatte, die aus dem Adel und den Abgeordneten der Städte bestanden. In einem Kriege gegen den Herzog von Savoyen bemächtigten sich (1536) die Kantone Bern und Freiburg dieses Landes, in dessen Besitze sie bis auf den heutigen Tag blieben. Im J. 1564 that Herzog Emanuel Philibert von Savoyen für sich und seine Nachkommen durch den Vertrag von Lausanne auf ewige Zeiten Verzicht auf dasselbe, unter gewissen Bestimmungen; und im J. 1565 bestätigte König Karl IX von Frankreich diesen Vertrag.

Nun hatte die Fränkische Revolution schon in ihrem ersten Anfange unter den Einwohnern der Städte des Waadtlandes, wo Frankreichs Sprache und Sitten herrschen, und unter vielen der angesehenern Familien, die mit Ungeduld die Herrschaft einer Regierung trugen, woran sie selbst keinen Theil hatten, viele und warme Anhänger gefunden. Unter diesen war der berühmte la Harpe, der als Divisions-General der Fränkischen Armee in Italien fiel, und Cäsar Friedrich la Harpe, der 13 Jahre hindurch in Petersburg Erzieher des jungen Großfürsten (Kaisers Alexander) gewesen war, und jetzt einen Beitrag weiter zu den vielen Beispielen in der Geschichte lieferte, wie gefährlich es ist, einen Mann von Geist und Energie zu kränken. Die Regierung von Bern hatte seine Verhaftung beschlossen; la Harpe, der dem Schlage auszuweichen wußte, schwur ihr nun den Untergang, und die Umstände setzten ihn in Stand, daß er Wort halten konnte. Er schrieb ein Werk, worin er das Betragen der Schweizer während des Krieges mit den gehässigsten Farben schilderte (de la neutralité des Gouverneurs de la Suisse depuis l'année 1789), und ein anderes (Essai sur la constitution du Pays-de-Vaud), worin er zu beweisen suchte, daß nach dem Uebergang des Waadtlandes von Savoyen an die Kantone Bern und Freiburg die Erhaltung seiner alten Constitution in dem Vertrag von Lausanne 1564 vorbehalten, und im J. 1565 von Frankreich garantirt worden sey. Er selbst sollicitirte persönlich in Paris den Erfolg seiner historischen Forschungen; und eine Anzahl Waadtländer reclamirten förmlich den Schutz und Beistand der Fränkischen Regierung, um sie wieder

in den Besitz ihrer ehemaligen, von den Regierungen von Bern und Freiburg ihnen entzogenen Rechte und Freiheiten herzustellen, wozu die große Republik in doppelter Rücksicht verbunden sey: einmal durch ihren Eintritt in alle Rechte der vormaligen Herzoge von Savoyen, die im Vertrag von 1564 das Waadtland ausdrücklich nur mit Vorbehalt seiner bisherigen Freiheiten an Bern und Freiburg abgetreten hätten, und dann vermöge der alten Obliegenheit Frankreichs selbst, welches jenen Vertrag im J. 1565 garantirt habe.

So lag es denn nun in der Hand der Fränkischen Regierung, in Betreff Helvetiens ein Machtwort zu sprechen, wozu sie aufgefordert worden war, und welches das Recht des Waadtländischen Volks und die Forderungen der unabtreiblichen Zeit für sich zu haben schien. Es kam jetzt also bloß noch auf die Ausführung ihres Planes an, und für diese wählte sie die zweckmäßigsten militärischen und politischen Maßregeln.

— — Die militärischen Demostrationen, welche allgemeine Bestürzung verbreiteten, wurden von politischen Manöuvres begleitet, die ihren Zweck nicht verfehlen konnten. Das Haupt-Augenmerk der Fränkischen Regierung war, Bern zu vereinzeln. Durch den geschickten Gebrauch ihrer Ueberlegenheit erreichte sie dieß vollkommen. — — — Noch scheint indeß die Fränkische Regierung das, was von Seiten Berns geschah, nur als etwas Partielles und Temporäres zu betrachten; — sie will schleunig etwas Vollständiges und Festes, die Umschaffung des bisherigen Helvetischen Föderativsystems in Eine untheilbare demokratische Republik.

Derjenige, welcher über die ganze erwähnte Begebenheit noch genaueren Aufschluß verlangt, um desto unparteiischer urtheilen zu können, wird nicht bloß das im J. 1798 von dem Bürger Mengaud am 10 Febr. erlassene Schreiben und die Proclamation des Helvetischen Directoriums, die zu Anfange jenes Jahres an das Helvetische Volk erlassen wurde, sondern auch ein in mancherlei Betracht merkwürdiges Buch zu Rathe ziehen: Saly's Revolutionstage, herausgegeben von Ulrich Heyner, Winterthur 1814. Der Herausgeber sagt in der Vorrede: Saly (der Holzhacker) schrieb diese Denkwürdigkeiten in fremdem Lande, wohin seine Frau und er gezogen waren, um den Stürmen, die unaufhaltsam über das Vaterland eingebrochen, zu entgehen; daher berührt er auch manches ohne Scheu, worüber man im Auslande frei, zu Hause nur mit Umsicht reden durfte. Jetzt sind die Zeiten vorbei, wo offenes Geständniß noch Schaden stiften oder Bitterkeit erregen könnte; hingegen

enthält seine einfache Erzählung so manchen Zug, der den Charakter der Zeit und der damaligen Menschen bezeichnet, daß wir sie auch in dieser Beziehung des Aufbewahrens werth achten.

S. 187. Lord Bridport sagte: Die Franzosen wollen nach England. Wenn sie nicht, wie man hört, entweder unter dem Wasser oder in der Luft kommen wollen, sondern auf dem Wasser, so sollen sie gewiß nicht herüber.

S. 190. Hierophanten und Sophisten — Wenn man bei diesen an die neue Proselytenmacherei denkt und an gewisse Schriftsteller, welche die Fürsten bereden möchten, ihr Heil beruhe auf Päpsten und Päpstelei, und die nebenher auch gar schöne Sachen über den Preßzwang elaboriren, oder wie der weiland Domcapitular zu Speyer, Herr Fabritius, die Universitäten zum Teufel zu jagen, weil sie sich gegen Christenthum, Königthum und Eigenthum — nebenbei freilich auch gegen Dummheit — verschworen hätten; so gibt dieß viel zu denken in unsrer Zeit, aber auch — Hoffnung.

## IX.

S. 198. Eubulides von Megara fragte: ob Ein Korn einen Haufen mache? Natürlich antwortete man: Nein. — Er fragte weiter, ob Zehn? — Nein. — Zwanzig? u. s. w. Nein. — Neun und Neunzig? — Nein. — Hundert? — Ja. — Wohlan denn, sagte er, so macht Ein Korn einen Haufen, denn die 99 machten keinen, sondern das Eine, welches hinzu kam.

S. 206. Das Ding, das nicht ist — Die schon öfters erwähnten vernünftigen Pferde Swifts waren so glücklich in ihrer Sprache kein Wort für Lüge zu haben, und nannten sie: das Ding das nicht ist.

## X.

S. 220. Fee Mab — Die Phantasie, nach Shakespeare.

S. 233. Ich sehe nur drei mögliche Fälle u. s. w. — Von diesen Fällen erlebte Wieland nur zwei, denn wir hatten gewaltsame Umwälzungen wenigstens jenseit des Rheins, und hatten Polens Schicksal auch diesseit des Rheins. Der dritte Fall, den er mit Recht den allein wünschenswürdigen nennt, — „daß unsre Amphiktyonen fried-

lich und schiedlich übereinkommen möchten, die Verfassung Germaniens den Umständen, dem Geist der Zeit, und dem Drange der neuen auswärtigen Verhältnisse gemäß, umzubilden" — ist nach seinem Tode erst eingetreten, und es muß jedem, den diese Angelegenheit näher angeht, sehr interessant seyn, Wielands damalige, auf ein noch bestehendes Deutsches Reich berechnete, Vorschläge mit dem, was bereits, nachdem Napoleon vieler Mühe überhoben hatte, zu Frankfurt ins Werk gestellt ist, zu vergleichen. Vielleicht haben wir sogar noch mehr gewonnen, als Wieland hoffte, und können alles gewinnen, sobald man sich überzeugt, daß der Vulcan, auf welchem, nach der Versicherung einer Partei, Europa stehen soll, ganz und gar nichts zu bedeuten habe, wofern nur der Geist der Zeit bei den neuen Einrichtungen auch zu Rathe gezogen wird. Alles wird dann in Erfüllung gehen, was Wieland von dem neunzehnten Jahrhundert geweissagt, zumal wenn nicht übersehen wird, was er so Beherzigenswerthes auch — — in dem eilften Gespräch mitgetheilt hat.

## XI.

S. 249. *Μελουσι* u. s. w. — Sie kümmern mich, auch im Verderben.

S. 252. *A darkneſs visible* — Eine sichtbare Finsterniß.

S. 254. Königin Beß — Elisabeth.

S. 263. Euergeten — Wohlthäter.

## XII.

S. 274. Selbstgespräche Marc=Aurels — Wielands Rüge der Griechisch=Deutschen Uebersetzung bezieht sich auf die, sonst keineswegs verdienstlose, von Reche (Frankf. a. M. 1797); wie er sie gewünscht hatte, erschien eine gleich im Jahre darauf: Marc=Aurel Antonins Unterhaltungen mit sich selbst. Aus dem Griechischen übersetzt und mit historischen und philosophischen Erläuterungen begleitet von J. M. Schulz. Schleswig 1799.

# Die Pythagorischen Frauen.

## 2.

S. 281. Pythagoras wurde, nach der wahrscheinlichsten Annahme, auf der Insel Samos geboren um die 49sten Olympiade (583 v. Chr.), lehrte zu Kroton um die 60ste Ol. (540 v. Chr.). — und starb um die 69ste Olympiade (um 506 v. Chr. — Die berühmten Gesetzgebungen des Zaleukus von Lokri und des Charondas von Katana fallen in die 29ste Ol. (664 v. Chr.), und der weise König Numa Pompilius, der Gesetzgeber Roms, fällt in die 16te Ol. (715 J. v. Chr.), in das 39ste Jahr nach Erbauung Roms. — Cicero's Bemerkung s. Tusc. Qu. 4, 1.

## 3.

S. 282. Kroton, oder Kroto (jetzt Coteone, eine kleine Stadt in Calabria Ultra) war damals eine der größten, schönsten und volkreichsten Städte in ganz Italien. Vorzüglich rühmte man die Gesundheit ihrer Lage und Luft (die zu dem Sprüchwort, Gesunder als Kroton, Anlaß gab) und die Vorzüge ihrer Einwohner an körperlicher Stärke und Geschicklichkeit in den gymnastischen Uebungen. Wenig Städte konnten eine so große Menge Sieger in den öffentlichen Kampfspielen zu Olympia u. s. w. aufweisen; und man pflegte daher zu sagen (doch vermuthlich nur zu Kroton selbst) der letzte unter den Krotonern ist noch immer der erste unter den übrigen Griechen. W.

S. 282. Justinus — Im vierten Kapitel des zwanzigsten Buchs seiner Auszüge aus einem großen historischen Werke des Trogus Pompejus, der zu Cäsar Augustus Zeiten lebte. Porphyrius in seinem Roman von Pythagoras beruft sich, dieser fast unglaublichen Sittenverbesserung der Krotoner wegen, auf das Zeugniß des Dikäarchus von Messina, eines berühmten Schriftstellers aus der Aristotelischen Schule, welchen Cicero seinen Lieblingsautor (Delicias suas) nennt. W.

## 4.

S. 284. Heroiden — Heldinnen, wurden die Schülerinnen des Pythagoras genannt.

S. 285. Eine Bohne auch nur anzurühren Vergl. Bd. 10. Der wahre Grund dieses Verbots des Pythagoras lag wohl in der eingeführten Aegyptischen Diätetik dieses einem Aegyptischen Hierophanten so ähnlichen Philosophen. Die Schüler konnten, nach Art der Schüler, die Sache wohl übertrieben haben.

S. 288. Hermesianax — Der Elegiendichter, aus Kolophon gebürtig, lebte um die Zeit Philipps von Macedonien und Alexanders des Großen. Das hier erwähnte Bruchstück, welches Athenäus im 13ten Buch seines Philosophen-Gastmahls aufbewahrt hat, ist kritisch bearbeitet und ausführlich erläutert von Ilgen, s. dessen Opuscula varia philologica Bd. 1, S. 247 — 331. Die Stelle, worauf sich Wieland beruft, ist Vers 85:

Gleicher Wahnsinn ergriff den Samier auch um Theano,
Pythagoras.

## 6.

Die Briefe dieser Pythagorischen Frauen in der Urschrift findet man bei Gale: Opuscula mythologica, physica et ethica S. 740 fgg. — Besonders erschienen sie von Hein. Adolph Grimm: die Briefe und Sittensprüche der Theano, Griechisch mit Wielands Uebersetzung Duisb. u. Leipz. 1791.

S. 293. Alaunwasser für Zeuge u. s. w. — Die Schicklichkeit dieses Gleichnißbildes im Munde der Theano fällt desto mehr in die Augen, wenn man weiß, daß das Färben bei den Griechen unter die weiblichen häuslichen Geschäfte gehörte. W.

S. 293. Hetäre — Ich bin genöthiget, dieses gewissermaßen unübersetzbaren Wortes wegen, mich auf meine erste Anmerkung zu den Hetärengesprächen im dritten Theile Lucians zu beziehen. Zwar hätte ich hier statt Hetäre das Wort Maitresse gebrauchen können: aber ist das eine nicht eben so wenig Deutsch als das andre? Die Hetären sind eigentlich so gut auf Griechischem Boden gewachsen wie die Philosophen: warum soll man also jenen ihren ursprünglichen und eignen Namen nicht eben sowohl lassen als diesen? W.

S. 294. Das Feuer, das man ruhig brennen lasse, erlösche von sich selbst — Die Griechen in den Asiatischen Städten waren von diesem Axiom so überzeugt, daß sie gar keine Feueranstalten hatten, sondern ganz gelassen zusahen, wenn ihre Häuser und ihre vornehmsten

Gebäude gelegentlich abbrannten. Recherches Phil. sur les Grecs, Part. III. p. 58. W.

S. 296. Dein Leben ledig zuzubringen — Es ist nicht zu läugnen, daß der Gedanke, ohne Mann zu leben, für Griechische Frauen etwas Erschreckliches war. Diese Vorstellung also mußte ihre Wirkung thun. W.

S. 297. Die Verbrechen einer Medea — Diese Beziehung auf die Medea der Tragödie würde mir die Aechtheit dieses schönen und einer Theano so würdigen Briefes verdächtig gemacht haben, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß Aeschylus, ein Zeitgenosse des Pythagoras, eine Medea geschrieben haben soll; nichts von Thespis und Phrynichus zu sagen, die schon eine geraume Zeit vor Aeschylus den Stoff zu ihren monologischen Dramen aus der alten Heldengeschichte nahmen. W.

## 7.

S. 300. Briefe der Theano — — aus einer weit größern Anzahl — So beruft sich z. B. Pollux eines Wortes wegen auf einen Brief der Theano an Timarete, der nicht mehr vorhanden ist. W.

S. 300. Von deren Aechtheit ich überzeugt bin — Der gelehrte Lucas Holstenius hat aus einer Handschrift der Vaticanischen Bibliothek vier andre kleine Briefe, oder Fragmente von Briefen bekannt gemacht, die den Namen der weisesten Theano an der Stirne führen, aber von den ächten auf den ersten Blick so leicht als Kupfer von Gold zu unterscheiden sind. W.

S. 300. Ungenannte Biographie des Pythagoras — Die wir bloß aus den Auszügen kennen, die sich davon in der Bibliothek des Photius No. 260 befinden. W.

S. 300. Mit dem Homerischen Verse — Ilias I. 31. Agamemnon sagt dem alten Priester Chryses, daß dieß zu Argos das Loos seiner Tochter seyn sollte: Theano wandte den Vers, durch bloßes Weglassen zweier n auf sich selbst an. W.

S. 301. Thesmophorien — Ein mit vorzüglicher Feierlichkeit von den Athenern gefeiertes, zur Erinnerung an die Wohlthat der Gesetze sinnvoll angeordnetes Fest. Es war der Demeter oder Ceres geweiht, denn mit dem Ackerbau begann Gesetz und Recht. Demeter selbst hieß darum Thesmophoros, die Gesetzgeberin, und dieses ihr geweihte Fest bedeutet ein Fest der Gesetzgebung. Weil auf jene Gesetz-

gebung, die zunächst auf die Einführung des Ackerbaues sich gründete, alle eigentliche Civilisation folgte, zu dieser aber im Ehestand, häuslichen Leben und in den Familienbanden der Grund gelegt wird, so wurde die Feier dieses Festes von Frauen begangen. Vermählte, tadellose Frauen trugen am Tage des Schaugepränges im feierlichen Umgange Gesetztafeln auf dem Haupte, die heiligen Ueberlieferungen des Stifters dieses Festes. Als Sinnbild der inneren unbefleckten Reinheit trugen die Frauen weiße Gewänder, und waren die fünf Tage über, welche das Fest dauerte, zu strenger Keuschheit verpflichtet.

S. 302. Von einem Moralisten — Prinzessin — Plutarch, Clemens von Alexandrien, Theodoretus und Anna Komnena. W.

8.

S. 305. Johannes von Stobä, lebte in der andern Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Christus.

S. 308. Durchsichtige — — Kleider — Dergleichen Zeuge wurden vorzüglich zu Tarent fabricirt. Anfangs wurden sie wohl nur von Hetären getragen, aber nach und nach gefielen sich auch die ehrlichen Frauen darin, und zuletzt war (wie auch heutzutage in großen Städten) zwischen einer ehrlichen Frau und einer Hetäre kein äußerliches Unterscheidungszeichen mehr — bei vielen auch kein innerliches. W.

---

## Ehrenrettung der Aspasia.

S. 315. In diesen lustigen Ebenen u. s. w. — Tristram Shandy, im letzten Buche des siebenten und im ersten des achten Theils. W.

S. 315. Isabelle von Bayern — Gemahlin des unglücklichen Königs Karls des Sechsten von Frankreich. W.

S. 317. Belohnung, welche die Liebesgöttin u. s.w. — In dem entlaufenen Amor, des Moschus sechstem Idyll, ruft Venus:

Wenn dem Wandrer vielleicht auf den Straßen Amor begegnet:
Mein ist der Flüchtling. Es harrt des Glücklichen, der ihn erspähet,
Süße Belohnung, ein Kuß von Cytheren, und bringt er ihn wieder,
Dann kein nichtiger Kuß.

Manso.

S. 318. Der Redner Hyperides — Euthias, ein Athenischer Redner, hatte sich um die Gunst der Phryne beworben, glaubte sich von ihr beleidigt, und klagte sie vor dem Gericht der Heliäa der Gottlosigkeit oder des Atheismus an. Hyperides übernahm ihre Vertheidigung. Er gestand in seiner Rede, daß er die Phryne geliebt habe und ihre Fesseln noch jetzt trage. Als er aber bemerkte, daß seine Beredsamkeit ohne Erfolg blieb und das Urtheil der Richter sich gegen die Beklagte neigte, ergriff er sie bei der Hand, zerriß ihren Schleier und enthüllte ihren reizenden Busen. Dieser Kunstgriff vertrat die Stelle des Epilogs. Die Richter vergaßen das Gesetz der Unbestechlichkeit; eine religiöse Furcht ergriff ihre Herzen, und sie scheuten sich, die Priesterin Aphroditens und die Verkündigerin ihrer Macht unter den Menschen zu tödten. Sie ward freigesprochen, und Euthias, voll Verdruß über seine fehlgeschlagene Rache, entsagte von diesem Augenblick an den Gerichtshöfen. Die Athener fühlten, daß diese Art das Recht zu handhaben den Vorschriften der Vernunft nicht sonderlich gemäß sey, und es ward ein Gesetz gegeben, daß künftig kein Redner das Mitleiden der Richter zu erregen suchen, und kein Beklagter vor den Augen des stimmenden Tribunals erscheinen sollte. (Fr. Jacobs Beitr. z. Gesch. d. weibl. Geschlechts im Attischen Museum Bd. 3. S. 19. fgg.)

S. 323. Konnus in der Musik — Die Musik war gerade das, worin Sokrates am wenigsten gethan hatte, und dieß macht hier eben die Ironie auffallender. W.

S. 324. Die vorgebliche Rede der Aspasia — Diese Rede ist, wenige Züge ausgenommen, gänzlich von derjenigen verschieden, die von Perikles wirklich gehalten, und vom Thucydides dem zweiten Buche seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges einverleibt worden ist, und die den Athenern so wohl gefiel, daß sie alle Jahre an dem Gedächtnißtage der in besagtem Kriege umgekommenen Bürger öffentlich recitirt wurde. W.

S. 328. Ein Perikles sollte, in einem schon ziemlich vorgerückten Alter u. s. w. — Dieses Beweises bedient sich Wieland doch wohl, nur — als Advocat, denn ein solches Ereigniß gehört eben nicht zu den unglaublichen Dingen, die es schwer fällt, sich als möglich vorzustellen, zumal wenn Perikles wirklich der Mann war, wie ihn Jacobs schildert, dessen Schwachheit gegen das weibliche Geschlecht

in Verbindung mit seinem brennenden Ehrgeize eine merkwürdige Erscheinung war.

S. 329. So konnte Aristophanes seinen Dikäopolis u. s. w. — Aristophanes in den Acharnern, Act 2. Scene 5. W.

S. 331. Eine Frau, die mit allem, was wir Männer u. s. w. — S. die Anm. zu Agathon, 3 Thl. Bd. 6.

S. 332. Staatsmänner besuchten es u. s. w. — S. die Anm. zu Agathon 3. Thl., Bd. 6.

S. 333. Wenn sie nicht vorsichtig in ihrem Betragen u. s. w. — S. die Anm. zu Agathon 3 Thl., Bd. 6.

S. 334. Minerva ihren weißen Stein — Wenn eine vor dem Areopagus angeklagte Person eben so viel weiße als schwarze Steine bekam, so wurde sie losgesprochen, weil, wo die Wage der Gerechtigkeit in völligem Gleichgewicht steht, die Billigkeit sich auf die Seite der Humanität neigt. Damit aber doch dem Gesetze, kraft dessen die mehrern Stimmen entscheiden, kein Abbruch geschehe, so wurde, wenn dieser Fall eintrat, im Namen der Minerva, ein weißer Stein hinzugelegt, und dadurch die Majorität zu Gunsten des Beklagten hergestellt. W.

## Julia.

S. 335. Bocaccio in einem Buche — De claris mulieribus (von berühmten Frauen) betitelt. Es fängt mit unsrer allgemeinen Mutter Eva an, und hört mit der Königin Johanna der Zweiten von Neapel auf. W.

S. 336. Von Geschicht- und Romanschreibern — Ich stelle unter diesen den Herrn von Serviez mit seiner Histoire des impératrices Romaines und den Verfasser der Mémoires de la Cour d'Auguste billig obenan, da sie — um hier nur bei dem Artikel Julie stehen zu bleiben — in ihrer Erzählung der kritisch-historischen Wahrheit nichts weniger als treu geblieben sind. W.

S. 337. Augusta — S. die Anm. zu Peregr. Proteus 2 Thl., Bd. 17.

S. 339. Mit den unbesonnenen Lebhaftigkeiten ihres Alters u. s. w. — Was ich hier sage, vergiftet der Verfasser der Mémoires de la Cour d'Auguste folgendermaßen: Agrippa ne tarda pas à s'appercevoir de ces dèrèglemens secrets (dächte man nicht, dieser

Autor wäre sein und ihr Vertrauter gewesen?); il aima mieux souffrir en silence, que de publier son infamie par un coup d'éclat, qui ne l'eût peut-être pas corrigée. Man vergesse aber nicht, daß dieß alles bloße Vermuthungen des Hrn. Blackmore sind. Meines Wissens ist es nur dann erlaubt, das Schlimmste von einer Person zu vermuthen, wenn es, unter den gegebenen Umständen, absurd wäre etwas andres als möglich anzunehmen; und dieß ist hier schwerlich der Fall. W.

S. 340. Julia, sagt Makrobius — Makrob. Saturnal. Gespräche, Bd. 2. Kap. 5. W.

S. 341. Er betrachtete das, was an der Aufführung seiner Tochter u. s. w. — Makrob. am angef. Orte. „August pflegte zu sagen: er habe zwei Töchter, die mit vieler Schonung behandelt seyn wollten, die Republik und seine Julia." W.

S. 342. Julia erschien in einem etwas freien Anzuge — Makrobius, aus welchem diese Anekdote genommen ist, bedient sich in seiner Sprache des Ausdrucks: *licentiore habitu*, den ich wörtlich übersetzt habe. Der Verfasser der Mémoires de la Cour d'Auguste, der sich gegen Julien alles für erlaubt hält, übersetzt diese Worte: vêtue d'une robe d'étoffe des Indes si transparente, qu'Auguste en fut choqué. Wer wird glauben, daß Julia in einem durchsichtigen Ostindischen Habit vor ihrem Vater erschienen sey? Funfzig Jahre später wirft zwar Seneca eine so ausschweifende Unverschämtheit den Römischen Damen vor: aber zu Augusts Zeiten waren die Sitten noch anständiger. Doch dieser romanhafte Geschichtschreiber, der aus der armen Julia einen „Schandfleck ihres Geschlechtes" machen wollte, konnte ja wohl nicht weniger thun als sie im Costume einer — ihrem Vater unter die Augen treten zu lassen! — wie viel kommt doch in allen Dingen auf ein bißchen mehr oder weniger an! Man kann es nicht zu oft erinnern. W.

S. 346. Auf eine Stelle im Sueton — Diese Stelle im Leben des Tiberius K. 7. muß man im Zusammenhange lesen. Es heißt: Tiberius vermählte sich mit Agrippina. — Diese hätte ihm einen Sohn geboren, und war eben wieder schwanger, als er von ihr, mit der er doch in völliger Einigkeit lebte, sich zu trennen, und sogleich mit Julia, des Augustus Tochter, zu vermählen gezwungen wurde; was nicht ohne großen Kummer seines Herzens geschah, da ihn Agrippina eben so anzog, als der Julia Betragen abstieß, denn er hatte wohlgemerkt, daß sie seiner noch beim Leben des vorigen Gemahls begehrt habe, was denn auch die allgemeine Meinung war. Aber auch nach der

Scheidung blieb in Tiberius der Schmerz, sich von Agrippinen getrennt zu haben, und da sie ihm einmal zufällig zu Gesicht kam, verfolgte er sie mit so unverwandtem und thränenvollem Blicke, daß man alle Vorkehrungen traf, damit sie ihm niemals wieder zu Gesicht kommen möchte. Mit Julien lebte er anfangs Ein Herz und Eine Seele (concorditer) in gegenseitiger Liebe: bald aber entstand Uneinigkeit, und die ward immer größer, so daß er auch, nachdem der Sohn, das Pfand ihrer gegenseitigen Liebe, zu Aquileja als Kind war umgebracht worden, für immer von ihr schied. — Man urtheile nun selbst, ob Wieland Recht hatte, diese Stelle eine nichtsbeweisende zu nennen.

S. 355. Solche Abscheulichkeiten, wie ihr von ihrem Vater Schuld gegeben wurden — Sie sind so, daß sie sich nur auf Lateinisch sagen lassen: „*Admissos gregatim adulteros*, pererratam nocturnis commessationibus civitatem, forum ipsum ac rostra *in stupra* placuisse, quotidianum ad *Marsyam* concursum, cum ex adulteris *in quaestuariam* versa, *jus omnis licentiae sub ignoto adultero* peteret. *Seneca* de Benefic. VI. 32. W.

S. 359. Einen Theil davon auf die erhabene Livia zu wälzen — Man vergleiche hiezu von Wielands Göttergesprächen das zweite.

S. 359. Die Corinna des Ovidius gewesen wäre — Unter den vielen Muthmaßungen über die Gründe, aus denen August diesen Dichter des Landes verwies, findet sich allerdings auch diese. Da aber Ovidius selbst andeutet, sein Verderben sey, daß er Augen gehabt habe (anderwärts spricht er freilich von Gedichten, Irrthum und Schuld); so hat man nicht ermangelt, auch hiebei ein Verbrechen der armen Julia zu argwöhnen. Ovid soll nämlich nichts Geringeres gesehen haben, als daß Julia ihren Vater zur Blutschande verführt habe!!

## Faustina.

S. 361. Ein bloßes: es ging die Rede — Sermo erat sagt Capitolinus im Leben des Kaisers Luc. Verus, Kap. 10. W.

S. 363. In seinem berühmten Denkbuche — Marc. Aurel. L. zu Ende. W.

S. 364. Die Ehrenbezeugungen, die ihr der Röm. Senat — *Dion Cassius*, B. II. Cap. 31. W.

Auf die Danksagung einer Dame für diese Rechtfertigung, schrieb Wieland im März 1790 Folgendes:

„Was meine Rechtfertigung der jüngern Faustina betrifft, so erwartete ich nichts andres, als daß alle Damen, die ihre eigne Unschuld und Gutherzigkeit geneigt macht auch von andern das Beste zu denken, entweder bereits auf meiner Seite seyn, oder durch meinen Aufsatz gewonnen werden würden. Noch mehr, es ist kein Gerichtshof in der Welt, vor welchem Faustina (zumal wenn sie jeden Richter mit ihrer Büste bestäche) ihren Proceß nicht einhellig gewinnen müßte, wofern ihr Ankläger oder der Advocatus Diaboli keine andern und bündigern Beweise, als die bisher bekannten, beizubringen hätte.

„Aber mit allem dem ist Faustinens Unschuld noch nicht so ganz ausgemacht als es meine Correspondentin zu glauben scheint; und eine gewisse schalkhafte Zweifelsucht — von einem gewissen Unglauben an die Weisheit sehr reizender Damen, zumal wenn diese Damen Kaiserinnen sind, unterstützt — hat noch immer Spielraum genug, die Gründe ihres Sachwalters durch mehr oder weniger scheinbare Einwendungen zu entkräften: so lange nicht auf eine begreifliche Art gezeigt wird, wie und woher die häßliche Nachrede, welche Capitolinus (als etwas, das ziemlich laut gesagt wurde) auf die Nachwelt gebracht hat, habe entstehen und haften können, wenn Faustina so ganz unschuldig war, als wir es, aus Achtung für ihr Geschlecht, aus Respect vor dem weisesten aller Kaiser, und — aus Liebe zu ihrer Büste, gern glauben möchten. Irgend eine Veranlassung muß sie immer dazu gegeben haben, wofern es sich auch nur als möglich denken lassen soll, daß selbst der Dämon die Verleumdung von der Tochter des so allgemein geliebten Antoninus Pius, der Gemahlin des so allgemein verehrten Marcus Aurelius, eine solche Abscheulichkeit habe ausbrüten dürfen oder ihr einigen Glauben verschaffen können.

„Eine Dame hat nicht nur eine leichtere Hand, um Fragen von solcher Zartheit aufzulösen, als wir Männer, sondern ist auch vielleicht, da es eine Sache ihres Geschlechts betrifft, geschickter, uns Aufschlüsse über Probleme dieser Art zu geben. Darf ich es also ohne Unbescheidenheit wagen, die liebenswürdige Frau (gewiß verdient sie dieses Beiwort, da sie so viel Antheil an der schönen Faustina nimmt) aufzufordern, uns ihre Gedanken über diesen Punkt mitzutheilen, der, meines Bedünkens, nicht unberührt bleiben darf, wenn das Publicum den Pro-

zeß der angeklagten Kaiserin für geendigt, und ihre Unschuld für entschieden halten soll?"

Die liebenswürdige Unbekannte schwieg indeß zu dieser Aufforderung; Wieland selbst aber konnte dem Reize nicht widerstehen, das Problem zu lösen. Wie er es gelöst hat, das sehe man in seinem zweiten Göttergespräch nach (Bd. 27.), und vergleiche mit diesem das neunte Buch seines Peregrinus Proteus (Bd. 17.)

---

## Nikolas Flamel.

S. 369. Nikolas Flamel ist wahrscheinlich um das Jahr 1340 zu Pontoise geboren. Die erste Hälfte seines Lebens ist sehr unbekannt. Man vergleiche mit diesem Aufsatz einen andern über ihn: Nikolas Flamel, kein Goldmacher in (Adelungs) Geschichte der menschlichen Narrheit Bd. 3. S. 242. Am Ende dieses Aufsatzes findet sich auch ein Verzeichniß der dem Flamel zugeschriebenen Schriften, die auch in Deutschland mehr als einmal zusammengedruckt erschienen sind.

S. 370. Schreiber zu Paris — Dieß war vor Erfindung der Buchdruckerkunst ein eben so wichtiges als einträgliches Gewerbe. Die Sicherung und Verbreitung nicht nur aller bürgerlichen Gerichts- und Staats-Documente, sondern auch aller Literatur beruhte auf ihnen. Zum Abschreiben der Bücher hatte der, welcher Bürger und Meister war, Gehülfen sitzen, und gab übrigens in seiner Kunst auch Unterricht, der sehr gut bezahlt wurde. Flamel war zuletzt geschworner Abschreiber der Universität zu Paris.

S. 371. Alle Bücher der Philosophen —— verstehen gelernt — Unter seinen vermeinten Schriften findet sich auch ein Sommaire philosophique, in Versen, sonst bekannt unter dem Namen des Roman de Flamel. Das große Geheimniß, welches darin enthüllt wird, betrifft den Stein der Weisen, d. i. die Goldmacher- und Lebenverlängerungs-Kunst.

S. 378. Karneades — berühmter Philosoph der jüngern Platonischen Schule (Akademiker), die sich von den Skeptikern kaum unterscheiden läßt. Des Karneades Hauptsatz war: es gebe zwar Wahrheit, allein es fehle uns an einem sichern Criterium, um sie von dem Falschen zu unterscheiden. Weil uns im Leben aber doch eine solche Unterscheidung nöthig sey, so ließ er durch Wahrscheinlichkeit den Ausschlag geben, von welcher er mehrere Grade aufstellte.

S. 381. Die sicherste und dem Geiste seiner Zeit angemessenste Antwort — Einer Zeit nämlich, da die ganze Welt an Alchymie glaubte, und für alle vermeinten Adepten, nicht nur als besondere Günstlinge des Himmels, sondern hauptsächlich wegen ihrer vorgeblichen Machtgewalt über Körper und Geister, große Ehrfurcht trug. W.

S. 382. Gabriel Naudé — „Naudé (sagt Herr G—e in einer Note), der es eher für möglich hält, daß Flamel ein Schurke als ein Goldmacher gewesen sey, behauptet: er sey durch Beraubung der Juden, die um diese Zeit aus Frankreich verjagt wurden, reich geworden, indem er Schuldverschreibungen von ihnen angenommen, aber die Gelder, anstatt sie für ihre Rechnung einzuziehen, für sich selbst behalten habe. Aber der bekannte kritische Geschichtschreiber Lenglet du Fresnoy beweist in seiner Histoire de la Philosophie Hermétique, Vol. I. p. 217, daß Naudé sich geirrt habe. Die Juden, sagt er, wurden im Jahre 1181 durch König Philipp August aus Frankreich vertrieben, also zweihundert Jahre ehe Flamel geboren war. Zum zweiten Male wurden sie verjagt im Jahre 1406. Das Archiv der Kirche de St. Jacques de la boucherie beweist aber, daß Flamel diese Kirche lange vor besagter Zeit habe erbauen lassen. Er kann also seine Reichthümer unmöglich durch Beraubung der Juden erhalten haben, indem er bei der ersten Verjagung derselben noch nicht lebte, und lange vor der zweiten seine großen Schätze schon besaß. Uebrigens, sagt dieser große Kritiker, ist Flamels eigene Erzählung so naiv, einfach und umständlich, daß man beinahe nicht an der Wahrheit derselben zweifeln kann." W.

S. 383. Juden — getödtet — Siehe Meusels Geschichte von Frankreich, zweiter Theil, S. 459, und die daselbst angezogenen Gewährsmänner. W.

S. 386. Papst Johann XXII. — „Papst Johann der Zweiundzwanzigste (sagen die Alchymisten) brachte es unter der Führung des großen Adepten Arnold von Villanova so weit in der Kunst, daß er bei seinem im Jahre 1334 erfolgten Tode bereits zweihundert Centner Goldes mit eigenen Händen gemacht hatte: ja er hielt es sogar für Pflicht eines wahren allgemeinen Vaters der christlichen Welt, ein so wohlthätiges Geheimniß nicht mit sich ins Geab zu nehmen, sondern es, der ganzen werthen Christenheit zum Besten, in einem Lateinischen Tractat, de arte transmutandi metalla, (von der Kunst die Metalle zu verwandeln) öffentlich bekannt zu machen." — Daher kam es vermuthlich, daß Gold und Silber in diesen glücklichen Tagen so gemein wurden, wie

die Gassensteine; daß die Schatzkammern der Könige und Fürsten davon voll waren; daß man in der ganzen Christenheit nicht mehr nöthig hatte Steuern und Gaben von den Unterthanen zu verlangen; kurz, daß die von Lucian gepriesenen Saturnischen Zeiten sich überall wieder einstellten, wie die Geschichtschreiber des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auf allen Blättern beurkunden! — Ohne Ironie zu reden, Johann der Zweiundzwanzigste verstand sich allerdings aufs Goldmachen so gut und besser als irgend einer seiner Vor- und Nachfahrer. Besonders trug ihm seine Sündentaxe große Summen ein; vielleicht eine nicht geringere als ihn die pauperes Alchymistae aus dem Schmelztigel ziehen lassen. Und, wenn es wahr ist, daß er achtzehn Millionen Goldgulden baares Geld hinterlassen, wie Villani als Augenzeuge versichert: so hätte Se. Heiligkeit einen schönen Tractat, „von der Kunst die Sünden und Thorheiten der Welt in Gold zu verwandeln," schreiben können. W.

S. 386. *Spondent quas non etc.* — Reichthümer, die sie nicht liefern, versprechen die armen Alchymisten.

S. 386. Fluch des Ernulphus — bekannt aus Tristram Shandy.

S. 386. Als einen berühmten Poeten — Die Lexikographen, die ihn mit diesem Namen beehren, gründen vermuthlich sein Recht an denselben darauf, daß das unverständliche alchymistische Tractätlein, Sommaire philosophique genannt (welches unter Flamels Namen geht), in elenden Reimen geschrieben ist. W.

S. 395. In der Absicht immer vollkommner zu werden — Die Absicht läßt sich hören: aber das Mittel dazu möchte nicht das sicherste seyn. W.

S. 398. Der Derwisch — — hielt auf einmal wieder an sich — Warum das? Vermuthlich weil er nicht zu viel Licht auf einmal in Lukassens Verstand fallen lassen wollte. Es war schon genug, daß er sich ihm als einen Wundermann, als einen wahren Weisen und Adepten, gezeigt hatte: alles übrige mußte noch unter einem geheimnißvollen Schleier verborgen gehalten werden; denn es gehören ja Vorbereitungen, vermuthlich auch Prüfungen dazu, bis Paul Lukas zum Anschauen des vollen Lichts zugelassen werden konnte. W.

S. 399. Zu Flamels Zeit — in seinen jüngern Jahren — d. i. in den ersten Jahrhunderten seines Lebens. W.

S. 399. Brachte ihn dahin, daß er sich von uns trennte — Unser Usbekischer Derwisch war also auch dabei? Wie sorgfältig er

ist, das, was er nicht geradezu heraussagen will, doch so handgreiflich zu verstehen zu geben, daß man ihm eine deutlichere Erklärung gern erläßt! W.

S. 399. Wir thaten unser Möglichstes ihn abzuhalten — Auch dieß ist nicht ohne Absicht. Da diese Reise (wie die Folge ausweist) übel für den Jüdischen Adepten ablief, so gibt das so ernstliche Abrathen seiner Ordensbrüder zu erkennen, daß ein gewisser hoher Grad der Divinationskraft mit zu den Vorrechten ihrer erhabenen Gesellschaft gehörte. W.

S. 403. König Geber — Dieser sogenannte König Geber (Dschaphar), ein Araber, geb. 702, gest. 765, wird von den Alchymisten für den Erfinder der Universalmedicin ausgegeben. Boerhave versichert, in seinen Schriften vielmals, nachmals für neu ausgegebene, Erfahrungen und Versuche gefunden zu haben.

S. 403. Morien, aus Rom gebürtig, ging nach Jerusalem und lebte dort als Einsiedler. Man zählt ihn unter die besten Schriftsteller, die über die Verwandlung der Metalle geschrieben haben. W.

S. 403. Artephius — Es existirt ein geheimes Buch von diesem Adepten, worin er sagt, er habe es in einem Alter von tausend Jahren geschrieben. W.

S. 403. Raymund Lullus, geb. auf der Insel Majorca 1236 und gest. 1315, erst Seneschall am Hofe zu Majorca, wo er ein ausschweifendes Leben führte, dann Franciscaner und Bekehrer der Mahumedaner, am meisten durch seine logische Topik bekannt, die nicht eben zu großer Aufhellung der Köpfe diente, strebte ebenfalls durch die Chemie nach dem Stein der Weisen.

S. 403. Basilius Valentin (ein wahrscheinlich nur angenommener Name), ein deutscher Alchymist aus dem 15ten Jahrhundert, dem es erging, wie manchen seiner Genossenschaft, daß er zwar das nicht, was er suchte, aber manches andere Schätzens- und Dankenswerthe fand, wird hier vorzüglich angeführt wegen seines Tractats vom Stein der Weisen mit den zwölf Schlüsseln, von Thölder herausgegeben, Eisl. 1599, und einiger ähnlicher Schriften.

S. 405. Morosophie — Narren-Weisheit.